Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1890.

Sechster Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönleins Nachfolger.

Inhalts-Verzeichniß des sechsten Bandes.

Der Moorhof.

Roman

von

Ferdinand Hermann.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Graf Ramin hatte eine Bewegung gemacht, wie wenn er Kreuzkamp zum Abschied die Hand entgegenstrecken wollte. Bei dessen letzten Worten aber ließ er plötzlich den Arm sinken, als hätte ihm Jemand einen Schlag auf denselben versetzt.

„Ihr ungeschickter Bursche da draußen macht meinen Hengst nervös," sagte er hastig. „Es wird hohe Zeit, daß ich das Thier aus seinen Fäusten befreie. Guten Morgen!"

„Ich habe die Ehre, Herr Graf. Auf Wiedersehen — auf fröhliches Wiedersehen bei Armbrecht's Champagner."

Mit wiederholten Verbeugungen geleitete er seinen vornehmen Gast hinaus und stand noch immer in etwas gekrümmter Haltung da, als der feurige Graditzer bereits, weit ausgreifend, das Hofthor hinter sich hatte. Dann kehrte er in das Erdgeschoß des Herrenhauses zurück und

öffnete die Thür eines kleinen, schmalen Gemaches, welches unmittelbar an sein Arbeitszimmer stieß.

Dort saß an einem mit Geschäftsbüchern, Schriftstücken und Tintenflecken bedeckten Tische ein dürftig aussehender, weißhaariger Mann.

„Haben Sie etwas gehört, Wendland?" fragte Kreuzkamp, indem er ein Schlüsselbund aus der Tasche zog und sich anschickte, die stahlgepanzerte Thür des eisernen Geldschrankes zu öffnen, welcher in die Wand des Zimmers eingelassen war.

„Kein Wort, Herr Kreuzkamp!" versicherte der Andere mit einer greisenhaften und beständig wie in nervöser Erregung zitternder Stimme. „Sie hatten mir ja nicht das Zeichen zum Horchen gegeben."

„Ich hatte es vergessen, aber es macht nichts. Notiren Sie nur vorläufig: der Graf Ramin erhält heute Abend gegen einen Check, lautend auf die Bank von England über achtzehnhundert Pfund Sterling, die Summe von dreiunddreißigtausend Mark baar ausgezahlt."

Kreischend flog die Feder des alten Mannes über das Papier. Aber als er an die Aufzeichnung des Betrages gekommen war, hielt er zaudernd inne.

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Kreuzkamp; aber ist das vielleicht ein Irrthum? Achtzehnhundert Pfund Sterling sind sechsunddreißigtausend Mark."

„Schreiben Sie gefälligst dreiunddreißig!" wiederholte Kreuzkamp mit Nachdruck. „Ich kann rechnen."

Der Buchhalter gehorchte, und der Besitzer von Gollnow zählte, die Spitzen seiner Finger mit der Zunge netzend,

[redacted]

ein Häuflein von Kassenscheinen ab, welches er in einen Briefumschlag und mit diesem in eine umfangreiche lederne Brieftasche steckte. Die letztere verwahrte er dann wieder in dem eisernen Geldschranke und verschloß mit aller Umständlichkeit die gepanzerte Thür.

„Nehmen Sie übrigens demnächst Ihre fünf Sinne ein wenig zusammen, Wendland," meinte er, „um mir noch einmal erzählen zu können, wie sich damals die Geschichte mit Armbrecht und Dörenberg verhielt. Ich werde vielleicht in Kurzem Ihr Zeugniß brauchen."

Erschrocken drehte der Alte den Kopf, und seine Stimme klang noch dünner und zitternder, als er fragte: „Doch nicht vor Gericht, Herr Kreuzkamp?"

„Vielleicht auch vor Gericht, je nachdem die Umstände es erfordern. Und ich rathe Ihnen, mich nicht etwa im Stich lassen zu wollen. Sie erinnern sich hoffentlich noch unserer Abmachung, mein Lieber!"

Er ging hinaus, während der Buchhalter wie in heller Verzweiflung mit seinen knochigen Händen durch das weiße Haar fuhr und leise stöhnte, als würde er von heftigen körperlichen Schmerzen gepeinigt.

— — — — — — — — — — — —

Vor einer kleinen, aber sehr schmucken und anmuthigen Villa, welche ganz vereinzelt an der nach der Kreisstadt führenden Landstraße lag, sprang der Graf Ramin nach scharfem Ritt von seinem erhitzten Pferde. Ein baumlanger, dünnbeiniger Mensch in weißledernen Reithosen und gestrickter Stalljacke kam ohne sonderliche Eilfertigkeit aus dem Garten, um seinem Gebieter behilflich zu sein.

„Wenn Sie den ‚Perseus' so in Schweiß bringen, richten Sie ihn zu Grunde," meinte er verdrießlich, mit der Hand über den Hals des schnaubenden Hengstes streichend. „Nach einer solchen Anstrengung wird er sich nachher schlecht genug ausnehmen, und Markus müßte nicht einer der geriebensten Pferdehändler sein, wenn er sich das nicht zu Nutze machte, um auf den Preis zu drücken."

„Machen Sie sich darum keine Sorge, Duffek, und schicken Sie den Gauner, den Markus, nur getrost wieder fort, wenn er sich heute Nachmittag meldet. Wir werden den Hengst noch nicht verkaufen."

Der Reitknecht wandte dem Grafen sein unangenehmes, raubvogelartiges Gesicht, das namentlich durch ein Paar ungeheurer, weit abstehender Ohren entstellt wurde, mit einer Miene lebhaftesten Erstaunens zu.

„Also wird noch nichts daraus, daß wir morgen reisen? Hat er das Geld nicht hergegeben?"

„Er gibt es; aber wir werden, wie ich hoffe, trotzdem ruhig hier bleiben können. Sorgen Sie für das Pferd und lassen Sie sich dann bei mir sehen. Ich habe mit Ihnen zu sprechen."

Duffek nickte kurz und führte den Hengst hinweg, während der Graf sich in das Innere des Landhauses begab.

Er hatte dasselbe mit seiner vollständigen Einrichtung gemiethet, und er konnte sich kaum ein eleganteres und behaglicheres Heim wünschen, als er es da gefunden hatte. Ein hübsches Stubenmädchen knixte mit koketter Bescheidenheit, als er durch eines der Vorzimmer schritt; aber Graf Ramin schien heute wenig Aufmerksamkeit für derartige

Dinge zu haben. Er beachtete das Mädchen gar nicht, und ging, als er sein Studirzimmer erreicht hatte, mit lebhaften Schritten in unverkennbar sehr eifrigem Nachdenken auf und nieder, bis ihm ein Klopfen an der Thür des Gemaches verrieth, daß Duffek den empfangenen Befehl nicht vergessen habe. Ohne erst seine wollene Stalljacke abzulegen, war der Reitknecht herauf gekommen, und nun blieb er, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, breitbeinig an der Schwelle stehen.

„Sie kennen die Landstraßen und Wege der Umgebung ganz genau, Duffek?“ fragte der Graf, seine Stimme zu einem vorsichtigen Flüstern dämpfend und dicht vor den Diener hintretend. „Kann ich mich in dieser Beziehung auf Ihr gutes Gedächtniß verlassen?“

„Unbedingt! Wenn man sich sechzehn Jahre lang da herumgetrieben hat, soll man doch wohl Bescheid wissen.“

„Nun wohl! Wo trifft der Weg von Gollnow nach Schönheide mit der Landstraße zusammen, welche ich passiren muß, um von hier nach Schloß Schönheide zu gelangen?“

Der Reitknecht trat an den reichgeschnitzten Schreibtisch, zog ein Stück Kreide aus der Tasche seiner Jacke und begann ohne viele Umstände eine Art von Situationsplan auf die mit grünem Tuche überzogene Platte zu zeichnen.

„Hier dieser Punkt bedeutet Schloß Schönheide,“ erklärte er. „Da drüben liegt das Herrenhaus von Gollnow — denn das haben Sie doch wohl im Sinne — und hier unsere Villa. Angenommen, daß Sie zugleich mit Herrn Kreuzkamp Schönheide verlassen, können Sie das Vergnügen haben, bis an das große Moor seine angenehme Gesellschaft

zu genießen. Dort theilt sich die Straße, und während die eine in beinahe gerader Linie hierher führt, geht die andere in sehr weitem Bogen am Rande des Moors entlang und an dem sogenannten Moorhofe vorüber nach Gollnow. Sie beschreibt des sumpfigen Bodens wegen einen ganz gewaltigen Umweg, und wenn es möglich wäre, das Moor zu Pferde zu passiren, könnte Herr Kreuzkamp jedesmal etwa Dreiviertelstunden sparen. Die Krümmung ist eine so große, daß ein Fußgänger den Weg von Schönheide nach Gollnow viel schneller machen kann, als der beste Reiter. Er braucht nur auf der nach der Kreisstadt führenden Landstraße zu bleiben und dann gleich hinter dem Wegewärterhäuschen linker Hand quer über das Moor zu gehen, bis er in der Gegend des Moorhofes die Gollnower Straße erreicht. Der Fußpfad ist nicht sehr bequem, aber vollkommen sicher."

„Und gut erkennbar? So daß man ihn im Nothfall auch im Dunkeln, das heißt während der Nacht gehen könnte?"

„Gewiß! Er ist ja an beiden Seiten mit Stangen abgesteckt."

In gespanntester Aufmerksamkeit hatte Graf Ramin der Auseinandersetzung seines Reitknechts gelauscht, die rohe Zeichnung auf der grünen Tuchplatte mit funkelnden Augen verfolgend. Seltsame Gedanken schienen hinter seiner hohen, weißen Stirn zu arbeiten.

„Der Moorhof," fragte er nach einer Weile weiter. „Ist das ein Gut?"

„Ja, wenn auch freilich ein sehr kleines. Als ich von

hier fortging, war es vollständig heruntergebracht, und der damalige Besitzer führte in dem halb verfallenen Hause ein jämmerliches Leben. Jetzt gehört es einem gewissen Freising, der ein sehr tüchtiger Mensch sein muß, denn als ich neulich vorüberkam, sah ich, daß Alles wieder in einem ganz leidlichen Zustande ist."

„Das interessirt mich nicht! Ich meinte, ob dort mehrere Gebäude in der Nähe der Landstraße liegen und ob sie etwa stark bewohnt sind."

„Nein. Es ist nur ein einziges Haus mit ein paar armseligen Stallungen dahinter. Aber warum wünschen Sie denn das Alles so genau zu wissen?"

„Kümmern Sie sich nicht darum! Aber ich werde freilich auf Sie rechnen müssen, Duffek. Sie werden sich hoffentlich auch diesmal als ein brauchbarer und zuverlässiger Mensch erweisen."

Der Reitknecht zuckte mit den Achseln.

„Ziehen wir denn nicht an einem Strange? Ich denke, wir müßten wohl zusammenhalten, auch wenn wir keine Lust mehr dazu hätten."

„Und haben Sie etwa die Lust bereits verloren?"

„Nein. Es gefällt mir vorläufig ganz gut. Sie sind ein Herr, mit dem sich's wohl leben läßt."

„Und wenn das Unternehmen gelingt, das ich jetzt vorhabe, werden wir nicht nur unser gegenwärtiges behagliches Dasein noch eine gute Weile fortsetzen können, sondern es werden sich dann vielleicht auch Dinge ereignen, die uns für immer aller Sorge überheben. Lassen Sie mich jetzt allein; denn ehe ich Ihnen die erforderlichen An-

weisungen für Ihr Verhalten gebe, muß ich mir die Sache selber durch den Kopf gehen lassen. Dem Pferdehändler Markus mögen Sie sagen, daß ich mir die Geschichte mit dem Verkaufe anders überlegt habe und den Hengst vorläufig zu behalten wünsche. Und auch sonst müssen Sie mir für heute unbedingt alle Besucher vom Halse halten."

„Es soll geschehen," meinte Duffek in seiner lässigen Art. „Ich kann ja sagen, der Herr Graf hätte einen größeren Ausflug unternommen, oder Sie befänden sich nicht ganz wohl."

Er ging aus dem Zimmer, doch eine Minute später steckte er den Kopf noch einmal durch die halbgeöffnete Thür.

„Damit Sie nicht etwa glauben, es hätte Sie Jemand bestohlen: ich habe mir eine Handvoll von Ihren Cigarren genommen. Die meinigen waren mir leider ausgegangen."

„Unverschämter Bursche!" stieß Graf Ramin zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor; aber er sagte es vorsichtigerweise so leise, daß Duffek es nicht vernehmen konnte. Mit einer Handbewegung und einem Kopfnicken verabschiedete er den Reitknecht, um sich ungestört der Erwägung des großen Planes hinzugeben, der in seinem Haupte reifte und von dem er sich so bedeutsame Wirkungen auf seine Zukunft versprach.

Fünftes Kapitel.

Die Hoffnung Armbrecht's, daß seine vornehme ländliche Nachbarschaft ihn als den Besitzer des Rittergutes Schönheide ganz wie Ihresgleichen behandeln würde, schien

in der That zu einem großen Theile in Erfüllung zu gehen. Selbst in den glänzendsten Zeiten seiner einstigen aristokratischen Besitzer hatte das Schloß kaum je eine so erlesene Gesellschaft in seinen Mauern beherbergt, als bei dem heutigen Feste des reichen Spekulanten. Frau Armbrecht, welche in ihrer prächtigen Seidenrobe womöglich noch unglücklicher aussah als sonst, hatte die Ehre, von dem Landrathe des Kreises zur Tafel geführt zu werden, und die schmucken Uniformen der Dragonerofficiere waren ziemlich zahlreich zwischen den schwarzen Gesellschaftsanzügen vertreten. Im Schmucke zweier blinkender Ordensauszeichnungen, deren absonderliche Form freilich den außereuropäischen Ursprung leicht errathen ließ, machte der Schloßherr in durchaus sicherer und weltmännischer Weise die Honneurs seines Hauses, mit einem selbstbewußten Lächeln all' die Komplimente in Empfang nehmend, welche man ihm über die glänzende Umgestaltung des Schlosses und über das prächtige Arrangement des gelungenen Sommerfestes machte. Er ließ es gegen keinen seiner Gäste an der gebotenen Höflichkeit und Rücksichtnahme fehlen; aber er zeichnete doch keinen von ihnen in gleich auffallender Weise aus, wie den Grafen Ramin, welcher als einer der Letzten auf seinem feurigen Gradißer Hengste vor das Schloß gesprengt war.

Den meisten Festtheilnehmern war der Graf eine völlig neue Erscheinung. Sein eigenartiges, bestechendes Aeußere im Vereine mit dem klingenden Namen machten es unmöglich, ihn zu übersehen; und namentlich die Damen waren es, die ihm sogleich ihre ganz besondere Auf-

merksamkeit zu Theil werden ließen. Ohne daß man hätte angeben können, von wem sie zuerst erzählt worden sei, ging im Flüsterton die Geschichte seiner bewegten Vergangenheit und namentlich diejenige seiner heldenmüthigen Vergeltungsthat an dem Empörer und Diktator Gutierrez von Mund zu Mund. Aus Interesse für die kriegerischen Ereignisse, die er miterlebt haben sollte, und deren Schilderung sie von ihm erwarteten, suchten einige der Offiziere sogleich seine nähere Bekanntschaft, und der Graf verweilte kaum eine Viertelstunde in der Gesellschaft, als er bereits im eigentlichen Sinne zum Mittelpunkt derselben geworden war.

Auch Hertha Armbrecht schien gleich den meisten anderen jungen Damen ganz unter dem Bann seiner eleganten, ritterlichen Erscheinung und seines gewinnenden Wesens zu stehen. Und das war sicherlich um so erklärlicher, als Graf Ramin gerade ihr vor allen Anderen seine offenkundigen Huldigungen darbrachte. Schon bei seinem Eintritte in die Festräume hatte Hertha in ihrem duftigen, nur mit frischen Blumen geschmückten weißen Spitzenkleide als die schönste unter allen anwesenden Damen seinen scharf umherspähenden Blick auf sich gezogen, und als er dann bei der Vorstellung erfahren, daß es die Tochter des Gastgebers sei, welche er in ihr vor sich habe, da hätte ein aufmerksamer Beobachter leicht ein blitzartiges, triumphirendes Aufleuchten auf dem Grunde seiner dunklen Augen wahrnehmen können, die mit fast zudringlicher Beharrlichkeit auf Hertha's Antlitz haften blieben. Von diesem Moment an wußte er es mit ausgesuchtem Geschicke

so einzurichten, daß er beständig in ihrer Nähe blieb, und Hertha selbst kam diesem Bestreben vielleicht mehr als auf halbem Wege entgegen.

Der Rittmeister v. Marwitz, der sich bisher sehr eifrig und mit Aufbietung all' seiner liebenswürdigen Eigenschaften um ihre Gunst bemüht hatte, sah sich plötzlich so stark vernachlässigt, daß sein Selbstgefühl empfindlich verletzt wurde, und er sich verstimmt anderen Sternen zuwandte. Hertha aber bemerkte kaum, daß der Kavalier, mit welchem sie vorhin noch so lustig und angelegentlich geplaudert hatte, aus ihrer Umgebung verschwunden war; jedenfalls fühlte sie erst jetzt, wie vollkommen gleichgiltig ihr der Rittmeister sei und wie wenig er sich trotz seiner reckenhaften Erscheinung und seiner kleidsamen Uniform mit dem interessanten russischen Grafen vergleichen lasse, der so geistvoll und lebhaft zu plaudern verstand und der bei aller Freiheit des Tons doch so tadellose und angenehme Umgangsformen zu beobachten wußte.

Hätte Kreuzkamp die Unterhaltung des jungen Paares belauscht und namentlich einen der feurigen Blicke aufgefangen, welche Hertha mehr als einmal leicht erröthen ließen, so würde er unzweifelhaft eine lebhafte Befriedigung über die Gelehrigkeit seines aristokratischen Schützlings empfunden haben. Aber der Besitzer von Gollnow, dem der schwarze Gesellschaftsanzug wahrlich recht schlecht zu Gesicht stand und der sich in seiner ungeschlachten Erscheinung inmitten dieses eleganten Treibens wie ein zufällig hereingeschneites, plebejisches Element ausnahm, war vor der Hand vollauf mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt.

Nur wenige Worte hatte er nach seiner Ankunft mit Armbrecht gewechselt, aber dieselben waren bedeutsam genug gewesen.

„Also Sie bringen meine Sache heute in's Reine, lieber Freund?“ hatte er ihn gefragt, mit seinen kleinen verkniffenen Aeuglein in der bunten Menge nach einem bestimmten Gegenstande suchend.

„Wenn Sie durchaus darauf bestehen — meinetwegen!“ war die etwas unbehagliche Antwort gewesen. „Aber es wäre mir allerdings lieber, wenn Sie auf eine öffentliche Verkündigung des Verlöbnisses gerade vor dieser Gesellschaft freundschaftlich verzichten wollten. Ich fürchte, meine Tochter würde sehr unangenehm davon berührt werden, um so mehr, als ich bisher noch gar nicht Gelegenheit gefunden habe, ihr eine Mittheilung von der Sache zu machen.“

Kreuzkamp hatte ihm zugehört, ohne eine Miene zu verziehen.

„Ihre Bedenklichkeiten setzen mich in Erstaunen, Verehrtester. Hatten wir denn nicht fest verabredet, daß Sie das frohe Ereigniß während der Tafel bekannt geben sollten? Ich habe sehr triftige Gründe, zu wünschen, daß es gerade in dieser Form geschieht.“

„Nun gut — da Sie darauf bestehen, mag es sein!“

„Und Fräulein Helene? Ich sehe sie nirgends.“

„Ich muß es Ihnen überlassen, sie zu suchen. Wahrscheinlich hat sie sich ihres Fußes wegen in eines der stilleren Zimmer zurückgezogen.“

Ziemlich ungnädig hatte er seinem trefflichen Geschäftsfreunde den Rücken gekehrt, und Kreuzkamp hatte sich in

[redacted]

der That ohne Zögern daran gemacht, Helene zu suchen. Aber er hatte sie erst nach geraumer Zeit und wirklich in einem der entlegensten, von dem Treiben der festlichen Gesellschaft kaum berührten Gemächer gefunden.

Zum ersten Male, so lange sie im Hause ihres Oheims verweilte, trug sie heute nicht dieselbe Toilette, wie Hertha Armbrecht. Die schwesterliche Art, sich ganz übereinstimmend zu kleiden, war aus einer beharrlich festgehaltenen Laune Hertha's entsprungen, und Armbrecht hatte niemals etwas Ernstliches dagegen einzuwenden gehabt, weil dadurch ja die großmüthige Gleichstellung, welche die mittellose Helene nach der Meinung der Welt im Armbrecht'schen Hause erfuhr, auch äußerlich sehr bezeichnend dargethan wurde. Und Helene hatte sich darein gefügt wie in alles Andere, was man von ihr verlangte und was man ihr verbot. Widerspruchslos hatte sie die Kleider angelegt, deren Form und Farbe Hertha mit souveräner Willkür bestimmte, und die sehr oft weder nach Helenens Geschmack noch ihrer Erscheinung angemessen waren. Sie hatte eine viel zu geringe Meinung von ihrer eigenen Schönheit, als daß sie auf diesen Umstand hätte ein besonderes Gewicht legen sollen.

Heute zum ersten Male war es geschehen, daß sie in einer Toilettenangelegenheit einen eigenen und entschiedenen Willen bekundet hatte. Wohl lag auch auf ihrem Zimmer ein duftiges weißes Kleid von zartem Spitzengewebe, das trotz seiner scheinbaren Einfachheit sicherlich überaus kostbar war; aber Helene war auch nicht eine Minute lang in Versuchung gewesen, sich damit zu schmücken. In dem

schlichten schwarzen Seidenkleide, welches jetzt ihre schmiegsame Gestalt umfloß, sah sie aus wie eine Trauernde oder wie eine Person von untergeordneter Stellung, die man in der Gesellschaft unter Umständen wohl duldet, aber keiner besonderen Beachtung würdigt. In der That war sie vorhin, als sie sich im Gewühl der eigentlichen Festräume bewegt hatte, nur von wenigen Bekannten flüchtig begrüßt worden, und Keinem war es aufgefallen, daß sie sich sehr bald wieder zurückgezogen hatte.

Jetzt fuhr sie auf's Aeußerste erschrocken aus schmerzlichem Grübeln empor, als plötzlich der schwere, plumpe Schritt Kreuzkamp's in ihrer unmittelbaren Nähe laut wurde. Für einen Augenblick hatte es den Anschein, als ob sie vor ihm entfliehen wollte; aber sie mochte die Zwecklosigkeit solchen Beginnens wohl erkennen, und so blieb sie neben ihrem Stuhle stehen, mit bleichem Antlitz sein Herankommen erwartend.

„Wie schwer haben Sie es mir doch gemacht, mein Glück zu finden, theuerste Helene," sagte er in seiner süßlich widerwärtigen Art, ihre matt herabhängende Hand ergreifend und an seine Lippen führend. „Ist es wahr, daß Ihr krankes Füßchen Sie noch immer peinigt?"

Helene schüttelte verneinend den Kopf. Bei der zärtlichen Berührung war es wie ein Erbeben des Entsetzens über ihre Gestalt gegangen.

„Ich fühlte mich nur im Allgemeinen etwas angegriffen," erwiederte sie leise, „und meine Stimmung macht mich wenig geeignet für eine fröhliche Gesellschaft."

„So sollten Sie eigentlich nicht sprechen — heute, an Ihrem Verlobungstage!"

Sie sah ihn mit weit geöffneten Augen an, und er hätte blind sein müssen, wenn er das Grauen nicht erkannt hätte auf dem Grunde dieser schönen, dunkeln Augen.

„Heute?“ fragte sie tonlos. „Muß es denn wirklich schon heute sein?“

„Ich müßte Sie weniger innig lieben, Helene, wenn ich mich zu einer noch längeren Frist verstehen könnte. Auch theilte mir Ihr Oheim soeben mit, daß alle Anordnungen bereits getroffen seien. Während der Tafel wird man uns als jüngstes Brautpaar proklamiren.“

Helene hatte das Köpfchen gesenkt; sie widersprach nicht weiter, doch als Kreuzkamp, vielleicht durch dies zustimmende Schweigen und durch ihr Alleinsein ermuthigt, jetzt einen Versuch machte, seinen Arm um sie zu legen, entwand sie sich ihm mit einer schnellen, fast ungestümen Bewegung.

„Es ist meine Pflicht, Ihnen noch einmal zu sagen, daß ich Ihre Zuneigung nicht zu erwiedern vermag,“ sagte sie in einem eigenthümlich herben Tone, der fremdartig genug aus ihrem sanften Munde klang, „ich kann Ihnen nichts Anderes versprechen, als daß ich gewissenhaft versuchen werde, meine Pflichten zu erfüllen. Damit müssen Sie sich begnügen. Sie werden mir niemals vorwerfen dürfen, daß ich Sie in Zweifel gelassen hätte über den Grund, der mich bestimmt hat, Ihren Antrag anzunehmen.“

Kreuzkamp strich in einiger Verlegenheit mit dem weißen Handschuh über sein spärliches, sandgelbes Haar.

„Wie sollte ich überhaupt dazu kommen, einem solchen Engel jemals Vorwürfe zu machen!“ versuchte er zu scherzen.

„Ich werde mir vielmehr durch beharrliches Werben zu erobern wissen, was Sie mir jetzt noch versagen.“

Helene schüttelte den Kopf, als wenn sie ihm jede Hoffnung auf eine solche Möglichkeit nehmen wollte. Aber es war ihr offenbar peinvoll, noch länger bei dieser unerquicklichen Auseinandersetzung zu verweilen.

„Haben die Nachforschungen, welche Sie in Bezug auf meinen Vater anstellen wollten, schon ein Ergebniß gehabt?“ fragte sie hastig. „Wann werde ich vor meinen Onkel hintreten können, um ihm zu sagen, daß er falsch unterrichtet ist, daß mein unglücklicher Vater weder leichtfertig noch ein Verbrecher gewesen?“

In ihren Worten bebte eine verhaltene Leidenschaftlichkeit, welche Kreuzkamp augenscheinlich einiges Unbehagen verursachte.

„Leiser — um's Himmels willen, leiser!“ mahnte er, einen scheuen Blick nach der weitgeöffneten Thür des Zimmers werfend. „Wenn Sie meine Absicht vorzeitig verrathen, liebste Helene, so ist eben Alles verloren. Die Beweise, welche ich in der Hand habe, sind wohl schwerwiegend genug, um mir selber die feste Ueberzeugung von der Unschuld Ihres verehrten Herrn Vaters zu geben; aber sie reichen noch bei Weitem nicht aus, um auch seine volle Rechtfertigung vor der Oeffentlichkeit zu ermöglichen. Und so lange Sie sich hier in Armbrecht's Hause befinden, dürfen Sie nie ein Wort verrathen von dem, was wir über diesen Gegenstand miteinander gesprochen haben.“

Jetzt war es der feurige Liebhaber selber, der ein lebhaftes Verlangen nach der Beendigung des traulichen Bei-

sammenseins bezeigte. Nach einem kleinen vergeblichen Versuch, das Gespräch auf ein unverfänglicheres Thema hinüber zu leiten, erhob er plötzlich horchend das Haupt und sagte: „Wenn mein Gehör mich nicht vollständig täuscht, fängt man schon an, sich zu Tisch zu begeben. Ich denke, es wird Zeit, daß auch wir zu der Gesellschaft zurückkehren.“

Er bot ihr seinen Arm, und Helene mußte sich wohl darein finden, daß er sie mit einer gewissen Vertraulichkeit, wie sie bei einem wirklichen Liebespaar ganz natürlich gewesen wäre, in den zu ebener Erde gelegenen, nach der Gartenterrasse hin geöffneten Speisesaal führte.

Während er, ohne sie freizugeben, nach ihren durch zierliche bunte Tischkarten bezeichneten Plätzen an der mächtigen, hufeisenförmig aufgestellten Tafel suchte, streiften sie nahe an Hertha vorüber, welcher der Graf Ramin seinen Arm gereicht hatte. Helene fühlte erröthend den erstaunten Blick ihrer Base.

„Nun werde ich mich in der That über nichts mehr wundern!“ raunte ihr diese mit unverhohlenem Spotte zu. „Wie schade, daß Herr Gerhard Freising sich nicht an diesem Anblick erfreuen kann!“

Helene hatte keine Zeit zu antworten, denn Kreuzkamp zog sie mit sich fort, und sie hätte wohl auch schwerlich eine Erwiederung gehabt. Die spöttischen Worte waren ihr wie ein Dolchstich durch das Herz gefahren, und sie hatte die Empfindung, als würde ihr von einer brutalen Faust die Kehle zusammengepreßt; aber sie hatte sich nun einmal nach langen, furchtbaren Kämpfen um ihres unschuldig verdächtigten Vaters willen für dies ungeheure

Opfer entschieden, und sie wollte es bringen, wie oft auch in diesen letzten Tagen der Gedanke sich ihrer bemächtigt hatte, daß es zu schwer sei für ihre schwache Kraft.

Halb ohnmächtig ließ sie sich endlich an Kreuzkamp's Seite nieder. Eine eigenthümliche Stumpfheit und Abspannung legte sich über sie; nur wie aus einer weiten Entfernung vernahm sie das Schwirren der Stimmen, das helle Gläserklingen und das fröhliche Lachen rings umher.

Kreuzkamp machte keine besonderen Anstrengungen mehr, sie zu unterhalten. Bis zu diesem Augenblicke war er nicht ganz frei gewesen von der Befürchtung, daß Helene noch in der letzten Stunde anderen Sinnes werden und ihr ursprüngliches Nein aufrecht erhalten könnte; jetzt aber durfte er sich ihrer völlig sicher glauben, und er hatte daher keinen Grund mehr, auf einen vollen und gründlichen Genuß der reichen Tafelfreuden zu verzichten. Mit dem besten Appetit von der Welt sprach er den vortrefflichen Speisen und den seltenen Weinen zu; sein gedunsenes, starkknochiges Gesicht erglänzte in immer lebhafterem Roth, und über seine Wangen breitete sich ein fettiger Schimmer, der ihn wahrhaftig nicht anmuthiger machte.

Aus einem Nebenraume klangen angenehm gedämpft die munteren Weisen, mit denen das vom Schloßherrn für den heutigen Tag angeworbene Musikcorps des Dragonerregiments das Mahl begleitete, und in den kurzen Pausen, welche die Kapelle machte, fesselten mehr oder minder formvollendete Trinksprüche die Aufmerksamkeit der Tafelnden. Der Landrath, welcher zugleich ein angesehener Grundbesitzer von altem Adel war, hatte bereits einen etwas

langathmigen und steifen Toast auf den Gastgeber und seine Familie ausgebracht, und es konnte darum wohl einiges Befremden erregen, daß der Graf Ramin bald nachher zu dem gleichen Zwecke das Wort ergriff. Vielleicht hätte ein Anderer nur noch getheilte Aufmerksamkeit gefunden; dem interessanten Ausländer aber, dessen weiches Organ so volltönend das Stimmengeschwirr durchdrang, wandten sich sogleich wie auf ein Kommandowort alle Blicke zu.

Und man mußte ihm zugestehen, daß er ein ausgezeichneter Redner war. Sein Trinkspruch bewegte sich nicht in den herkömmlichen, ausgefahrenen Geleisen; und er wußte mit solcher Leichtigkeit von einem Gedanken auf den anderen überzuspringen, daß seine Rede dadurch noch viel geistreicher und gehaltvoller erschien, als sie es vielleicht in Wirklichkeit war. Nie zuvor waren Herrn Armbrecht soviel angenehme Dinge in gleich verbindlicher Form gesagt worden, nie hatten die deutsche Gastfreundschaft, die Tüchtigkeit und der Unternehmungsgeist der deutschen Kaufleute, die Schönheit und die Anmuth der deutschen Frauen einen so feurigen Lobredner gefunden, wie in diesem interessanten russischen Grafen mit der bewegten amerikanischen Vergangenheit. Namentlich bei dem letzteren Thema verweilte er mit besonderer Liebe, und sein Blick ruhte dabei wiederholt mit so eigenthümlicher Gluth auf dem Antlitz seiner schönen Tischnachbarin, daß von allen Anwesenden kaum einer darüber im Zweifel sein konnte, durch wen er zu so poetischer Beredtsamkeit begeistert worden sei.

Als er mit einem Hoch auf den genialen Kaufmann

Armbrecht und auf die Damen seines Hauses geendet hatte, da streckte er zunächst der tief erröthenden Hertha den schäumenden Champagnerkelch entgegen, und wenn auch in dem Geräusche des allgemeinen Anstoßens und in dem schmetternden Tusch der Musik Niemand vernehmen konnte, was er dabei zu ihr sprach, so gestattete der beredte Ausdruck in seinen Mienen doch einen ziemlich zuverlässigen Schluß auf den Inhalt seiner Worte.

Während der nächsten Viertelstunde war man unter den Gästen des Herrn Armbrecht vollkommen darüber einig geworden, daß der Graf Ramin fortan unter die Bewerber um die Hand der reichen Erbin zu zählen sei, und daß er sowohl bei der jungen Dame selbst als bei ihrem Vater die günstigsten Aussichten habe.

Beim letzten Gange erst erfolgte die große Ueberraschung, welche für eine kleine Weile Herrn Nikolaus Kreuzkamp und die unscheinbare, bis dahin so wenig beachtete Nichte des Gastgebers zum Mittelpunkte des allgemeinen Interesses machte. Es hatte einer ganzen Anzahl ermunternder Blicke von Seiten Kreuzkamp's bedurft, um den Hausherrn an seine, ihm offenbar nicht sehr angenehme Verpflichtung zu mahnen, und Armbrecht entledigte sich derselben denn auch in einer recht kühlen und kurzen Weise.

Das unwillkürliche „Ah!" des höchsten Erstaunens, welches bei der Verkündigung des unerwarteten Verlöbnisses von allen Seiten ertönte, war vielleicht nicht gerade schmeichelhaft für Kreuzkamp; aber der Besitzer von Gollnow war nicht der Mann, sich dadurch gekränkt zu fühlen oder in Verlegenheit setzen zu lassen. Auf seinem fettig

glänzenden Gesicht lag das breiteste Lächeln, dessen seine wulstigen Lippen fähig waren, und die kleinen Aeuglein verschwanden nahezu vollständig unter den schweren Lidern.

Glückwünschend drängte man sich alsbald an das neue Brautpaar heran. Die erste Verwunderung hatte sich schnell gelegt, denn wenn auch gewiß sehr wenig Verführerisches und Liebenswürdiges in Kreuzkamp's äußerer Erscheinung war, so wußte man doch, daß er ein reicher Mann sei, und daß ein unbedeutendes und mittelloses Mädchen, wie es Helene Dörenberg allem Anschein nach war, immerhin von Glück sagen konnte, eine so bequeme Versorgung zu finden. Daß sie sehr bleich aussah, und daß das mühsam erzwungene Lächeln ihrer zuckenden Lippen einem verhaltenen Weinen zum Verwechseln ähnlich war, fiel nicht weiter auf. Seelische Erregungen pflegen sich ja bei verschiedenen Menschen durchaus nicht immer auf die nämliche Art zu äußern.

Nur Eine war da, welche diesen Zeichen die richtige Deutung zu geben wußte. In wortloser Bestürzung hatte Hertha Armbrecht der kurzen Rede ihres Vaters gelauscht; dann hatte sie ihre vor Entrüstung blitzenden Augen auf Helene gerichtet, als erwarte sie, daß dieselbe laut und entschieden Widerspruch erheben müsse gegen die Worte ihres Onkels. Und als nichts derartiges geschah, als Helene vielmehr schweigend die Glückwünsche ihrer Umgebung entgegennahm, da duldete es sie nicht länger auf ihrem Platze.

Beinahe hart legte sie ihren Arm auf Helenens Schulter. „Hast Du darum dies Trauerkleid angelegt?“ fragte

sie halblaut in französischer Sprache, denn sie wußte wohl, daß der aufmerksam lauschende Kreuzkamp dieselbe nicht verstand. „Auf Dein Gewissen frage ich Dich, Helene, ob Dich irgend Jemand gezwungen hat, diesen unerhörten Schritt zu thun! Sage ja, und ich schwöre Dir, daß binnen einer Stunde Alles rückgängig gemacht sein wird!"

Erstaunt und mit einem warmen Blick der innigsten Dankbarkeit schaute Helene ihrer Base in das schöne, von aufrichtiger Erregung durchglühte Gesicht.

„Wie gut Du bist, Hertha," flüsterte sie. „Ich werde Dir diesen Beweis der Freundschaft nie vergessen. Aber Du bist im Irrthum; Niemand hat mich gezwungen — es war mein freier Wille."

„Dein freier Wille?" wiederholte Hertha kalt, indem sie sich aufrichtete. „Dann vermag ich Dir freilich nicht zu helfen; aber Du wirst verzeihen, daß ich nicht im Stande bin, Dir Glück zu wünschen!"

Ohne Kreuzkamp eines Blickes zu würdigen und ohne zu bemerken, daß er ihr beharrlich seine Hand entgegen streckte, rauschte sie davon. Der kleine ergötzliche Zwischenfall aber, als welchen die Meisten jetzt die überraschende Verlobungsanzeige auffaßten, wurde um so schneller vergessen, da von Seiten des Hausherrn mit der Aufhebung der Tafel die willkommene Mittheilung verbunden wurde, daß unmittelbar nach der schleunigen Wegräumung der Tische in dem luftigen Gartensaale zum Tanz aufgespielt werden solle.

Wieder vertheilte man sich wie vor dem Essen in die verschiedenen Räume, und nur einzelne Paare jugendlicher

Menschenkinder, deren Blut von den freundlichen Geistern des Weines in raschere Wallung versetzt sein mochte, zogen es vor, sich lachend und plaudernd unter den schattigen Laubdächern der uralten Parkbäume zu ergehen.

Graf Ramin hatte eine schickliche Gelegenheit benutzt, sich für eine Weile von seiner Dame zu beurlauben. Er suchte Kreuzkamp, und als er ihn gefunden hatte, führte er ihn ohne Rücksicht auf Helene mit sich hinweg.

„Können wir unsere Geschäftsangelegenheit jetzt zu Ende bringen?“ fragte er hastig. „Ich möchte das hinter mir haben, ehe der Tanz beginnt.“

Kreuzkamp nickte ihm mit vergnügtem Blinzeln zu.

„Gewiß, mein verehrter Herr Graf, gewiß! Was ich einmal versprochen habe, das ist so gut wie abgemacht. Aber für einen Anderen hätte ich es nicht gethan, mein Ehrenwort darauf! Sie glauben nicht, wie viel Mühe und wie viel peinliche Schritte es mich gekostet hat, dies Geld zusammen zu bringen.“

„Ich bin Ihnen sehr verbunden! In jenem Kabinet dort werden wir ungestört sein, wie ich denke.“

Mit der Ungenirtheit eines Mannes, der sich bewußt ist, eine Art von Hausrecht erworben zu haben, schloß Kreuzkamp die Thür des kleinen Spielzimmers, das sie betreten hatten, zu. An einem der bereits hergerichteten Whisttische ließen sie sich nieder, und der Besitzer von Gollnow brachte aus einer inneren Tasche seiner Weste die dickleibige Brieftasche zum Vorschein, deren Inhalt er am Morgen abgezählt hatte.

„Ohne einen unbedeutenden Verlust wird es nun leider

nicht abgehen," meinte er sehr gemüthlich. „Ich sagte Ihnen ja schon, Herr Graf, das Geld ist augenblicklich sehr knapp, und diese Schufte, welche sich unsere guten Freunde nennen, haben verteufelt feine Nasen. Sowie sie eine wirkliche oder vermeintliche Verlegenheit wittern, ziehen sie die Schraube an, daß Einem der Schweiß ausbricht. Na, am Ende ist das ja für Sie doch nur eine Kleinigkeit."

Er hatte das große Couvert mit den Kassenscheinen herausgenommen, und nachdem er es eine Weile zwischen seinen kurzen, dicken Fingern gedreht, legte er es vor den Grafen auf den Tisch.

„Wollen Sie gefälligst nachzählen! Dreiunddreißigtausend Mark!"

„Der unbedeutende Verlust, von dem Sie reden, beziffert sich also auf dreitausend Mark. Ihre guten Freunde müssen in der That ausgemachte Schufte sein, mein werther Herr Kreuzkamp."

Mit einem einzigen flüchtigen Blick prüfte er den Inhalt des Briefumschlages; dann schob er das ganze Packet ziemlich nachlässig in die Fracktasche.

„Hier ist der Check! Er dient Ihnen ja zugleich als Quittung, und die Sache wäre damit erledigt."

„Vollkommen erledigt, Herr Graf. — A propos, gibt es aus Lima noch nichts Neues?"

„Nein! Ich sagte Ihnen bereits, daß vor Ablauf von mindestens sechs Wochen die Antwort nicht erwartet werden kann, selbst wenn es die Herren von der Regierung sehr eilig haben, meine Wünsche zu berücksichtigen. Ihre übertriebene Aengstlichkeit wird mir möglicherweise die Lust

zu dem Geschäfte mit der Insel überhaupt verleiden. In Hamburg oder bei einem unternehmenden Manne, wie es zum Beispiel dieser Herr Armbrecht zu sein scheint, hätte ich ohne Zweifel ein bereitwilligeres Entgegenkommen gefunden."

„Mit der letzteren Annahme wenigstens dürften Sie sich im Irrthum befinden. Er ist nur unternehmend, wenn er durchaus sicher ist, nichts auf's Spiel zu setzen. Ich glaube, Armbrecht hat noch niemals bei irgend einem Geschäft auch nur einen Pfennig verloren."

„Nun, der Abschluß hat ja auch keine Eile. Doch wie es scheint, ruft die Musik bereits zur Polonaise. Ich habe Fräulein Hertha engagirt und darf nicht warten lassen. Entschuldigen Sie mich!"

Er eilte davon, und Kreuzkamp folgte ihm langsam nach.

„Er nennt sie schon Fräulein Hertha," knurrte er vor sich hin. „Nun, Glück zu! Ich werde die Fäden schon in der Hand behalten, mein lieber Armbrecht!"

Die Polonaise nicht nur, sondern auch den darauffolgenden Walzer hatte Graf Ramin mit der Tochter des Hauses getanzt, und er hatte auch hierbei bewiesen, daß er in allen gesellschaftlichen Künsten Meister sei. Die jungen Damen warfen Hertha neidische Blicke zu und zischelten hinter ihren Fächern, wenn sie im Arme des Grafen leicht und anmuthig an ihnen vorüberflog; unter den Offizieren aber waren mehrere, die den interessanten Fremdling jetzt mit viel weniger freundlichen Augen betrachteten, als in der ersten Stunde nach seinem Erscheinen.

Die ersten Klänge einer Mazurka rauschten durch den

Saal, als Ramin sich abermals in der zuversichtlich eleganten Haltung, welche ihm eigenthümlich war, dem Platze des Fräulein Armbrecht, von wo er durch den Hausherrn selbst für eine kurze Zeit entführt worden war, näherte. Aber auch von der anderen Seite her strebte ein Herr demselben Ziele zu, und unbekümmert darum, daß dieser Wettbewerb beiden Nebenbuhlern in den Augen der zahlreichen Beobachter einen etwas komischen Anstrich geben mußte, beschleunigte er seine Schritte genugsam, um dem Grafen mit einem geringen Vorsprung den Rang abzulaufen.

„Darf ich um die Ehre bitten, gnädiges Fräulein?" fragte er mit höflicher Verbeugung, aber mit merkwürdig ernstem Gesicht. „Mein Name wird Ihnen von der flüchtigen Vorstellung her kaum noch in Erinnerung sein: Assessor Guido v. Reichenbach."

Als Tochter des Hausherrn würde Hertha sich einer argen Unhöflichkeit schuldig gemacht haben, wenn sie mit einer Ablehnung geantwortet hätte, und doch kostete es sie offenbar einen kleinen Kampf, ehe sie sich der Nothwendigkeit fügte. Es war ihr nicht entgangen, daß Graf Ramin, welcher unmittelbar hinter seinem plötzlich aufgetauchten Nebenbuhler stand, unwillig die Brauen zusammenzog, aber sie hatte sich damit begnügen müssen, ihn mit einem freundlichen Blicke des Bedauerns für den ärgerlichen Verlust zu entschädigen, welchen er da erlitt. Flüchtig nur streifte sie das Gesicht ihres neuen Tänzers, und auch wenn sie durch sein Erscheinen weniger verdrießlich gestimmt worden wäre, würde sie wahrscheinlich

zu dem Schlusse gekommen sein, daß er nicht gerade von hervorragender Schönheit sei.

Der Assessor, welcher das Haus Armbrecht's heute zum ersten Male betreten hatte, war ein mittelgroßer, eher schlank als kraftvoll gebauter Mann von sechsundzwanzig oder siebenundzwanzig Jahren. Sein von einem kurz gehaltenen Vollbart umrahmtes Antlitz zeigte wenig regelmäßige Züge und es war von jenem klugen aber gleichmüthigen und verschlossenen Ausdruck, welcher jungen Damen selten zu imponiren pflegt. Am meisten mißfielen Hertha seine scharf glitzernden Brillengläser, denn sie hatte von jeher eine entschiedene Abneigung gegen Brillen tragende junge Herren gehabt, und sie glaubte am allerwenigsten eine Ursache zu haben, gerade den Assessor von dieser allgemeinen Antipathie auszuschließen.

Und wie schwerfällig war seine Art und Weise zu tanzen im Vergleiche mit derjenigen des Grafen. Wahrhaftig, es war höchst räthselhaft, woher dieser linkische Mensch die Zuversicht genommen hatte, gegen den elegantesten und gewandtesten Kavalier der ganzen Gesellschaft in die Schranken zu treten.

Schweigend hatten sie einmal den Saal umkreist; dann sagte der Assessor plötzlich mit einer sonoren, ruhigen Stimme: „Ich tanze sehr schlecht, mein Fräulein, und ich würde sicherlich nicht daran gedacht haben, Ihnen dies Opfer aufzuerlegen, wenn ich darin nicht die einzige Möglichkeit gesehen hätte, ungestört mit Ihnen zu sprechen.“

Es klang wie die Einleitung zu einer Liebeserklärung, und wahrscheinlich würde auch Hertha etwas derartiges

vermuthet haben, wenn nicht der kühle und gemessene Ton seiner Worte gar zu schlecht mit einer solchen Absicht zu vereinbaren gewesen wäre. Nichtsdestoweniger war ihr Erstaunen über die sonderbare Eröffnung des Gesprächs ein sehr lebhaftes, und es klang wenig liebenswürdig und ermuthigend, als sie fragte: „Sie wünschen ungestört mit mir zu sprechen, Herr Assessor. Sind Sie auch sicher, daß Sie sich da nicht in einem Irrthum über meine Person befinden?"

„Nein, Fräulein Armbrecht. Und Ihr Befremden wird schwinden, wenn ich Ihnen sage, daß es meine Absicht ist, Sie zu warnen."

„Mich zu warnen? Habe ich Sie wirklich richtig verstanden, mein Herr?"

Ihr spöttischer Ton machte ihn nicht irre. Sie hatten aufgehört zu tanzen, und es war eine gewisse zwingende, unwiderstehliche Gewalt in der Art und Weise, wie er sie nöthigte, an seiner Seite langsam durch den Saal zu schreiten.

„Ich möchte Sie ernst und eindringlich warnen vor einer Persönlichkeit, der Sie augenscheinlich ein viel zu weit gehendes Vertrauen schenken. Es ist die Pflicht jedes ehrlichen Mannes, Unheil zu verhindern, wo immer er es drohen sieht, und ich durfte mich dieser Verpflichtung nicht entziehen, selbst auf die Gefahr hin, Ihnen zudringlich zu erscheinen."

Hertha hätte nicht übel Lust gehabt, den sonderbaren Menschen einfach stehen zu lassen; aber in der männlichen Gelassenheit seiner Ausdrucksweise war doch etwas, das ihr wider ihren Willen imponirte.

„In der That, Herr Assessor,“ sagte sie, „unsere Bekanntschaft ist noch so jung, daß mir Ihre Theilnahme mindestens ungewöhnlich vorkommen muß. Von wem — um mich Ihrer eigenen Worte zu bedienen — droht mir denn jenes fürchterliche Unheil, das Sie zu verhüten wünschen?“

„Ihr Tischnachbar und Tänzer von vorhin, der angebliche Graf Ramin ist es, vor dem ich Sie warnen möchte.“

Nun ließ Hertha doch mit einer Bewegung wirklicher Entrüstung ihre Hand von seinem Arm herabgleiten.

„Ah, das ist stark, mein Herr,“ sagte sie mit sprühenden Augen. „Sie mißbrauchen Ihre Vorrechte als Gast dieses Hauses. Selbst wenn ich begreifen könnte, womit ich die Auszeichnung verdient habe, so genau von Ihnen beobachtet zu werden, würde ich sehr entschieden Einspruch erheben müssen gegen die unerhörte Verdächtigung eines Mannes, den mein Vater mit Stolz unter seine Freunde zählt.“

Sie hatte nichts Anderes erwartet, als daß er jetzt zerknirscht um Entschuldigung bitten oder sich in höchster Verlegenheit wortlos zurückziehen würde; aber der Assessor that keines von beiden. Er blieb ruhig an ihrer Seite, und Hertha glaubte zu bemerken, daß durch die glitzernden Brillengläser ein ernster, fast wehmüthiger Blick den ihrigen suchte.

„Und doch ist es ohne Zweifel ein Unwürdiger, für den Sie da mit so großer Wärme eintreten,“ fuhr er unbeirrt fort. „Ich bin leider nicht in der Lage, Sie durch Thatsachen davon zu überzeugen —“

„Und trotzdem nehmen Sie keinen Anstand, solche Beschuldigungen auszusprechen?“ fiel Hertha heftig ein, „Genug, mein Herr! Lassen Sie uns diese Unterhaltung beenden! Ich hegte fürwahr bis zu dieser Stunde eine bessere Meinung von den Männern, welche sich die Vertreter des Rechtes nennen.“

Sie wandte sich von ihm ab, doch der seltsame Bann, der in dem eindringlichen Klang seiner Stimme lag, hielt sie noch einmal zurück.

„Gerade weil ich ein Vertreter des Rechtes und der Gerechtigkeit bin, mußte ich sprechen. Ich habe keinen Einfluß auf Ihre Handlungen, mein Fräulein, und Sie werden auch weiterhin Ihre Freundschaft oder Ihre Zuneigung nach eigenem Ermessen Demjenigen schenken dürfen, der Ihnen desselben würdig erscheint. Mein Gewissen aber wird beruhigt sein, wenn ich das Bewußtsein hegen kann, Sie rechtzeitig gewarnt zu haben. Ich begegne diesem Grafen Ramin heute nicht zum ersten Male. Ich sah ihn bereits wiederholt in der Hauptstadt, als ich an einem dortigen Gerichte arbeitete, wenn er selber sich meiner auch schwerlich erinnern wird. Er trat da mit der nämlichen Sicherheit auf, welche er hier zur Schau trägt, und er hatte wie hier Eingang in die besten Kreise der Gesellschaft gefunden. Von der Heldenthat mit dem peruanischen Obersten Gutierrez war damals freilich noch nicht die Rede, und auch sonst wich die angebliche Geschichte seiner Vergangenheit einigermaßen von den Erzählungen ab, welche sich heute unter den Gästen Ihres Vaters im Umlaufe befinden. Aber das mögen neben-

sächliche Umstände sein, denen ich selber nicht allzuviel Bedeutung beimesse. Wichtiger ist, daß der Herr Graf zu der Zeit, in welcher ich seine Bekanntschaft machte, aus einem vornehmen Club ausscheiden mußte, weil sich der Verdacht gegen ihn erhoben hatte, er wisse zuweilen dem Spielglück auf unerlaubte Weise zu Hilfe zu kommen. Wenige Tage nach jenem unliebsamen Vorfalle war er aus der Hauptstadt verschwunden, nicht nur eine Anzahl unbefriedigter Gläubiger, sondern auch eine beklagenswerthe Familie zurücklassend, deren Frieden er zerstört hatte durch eine Handlungsweise, deren ausführlichere Schilderung Sie mir erlassen werden."

Hertha hatte ihm diesmal zugehört, ohne ihn zu unterbrechen. Jetzt aber sagte sie mit all' der stolzen, ja hochmüthigen Entschiedenheit, deren sie in Augenblicken der Erregung fähig war: „Ja, ich erlasse sie Ihnen, mein Herr, und ich denke, wir hätten nun lange genug über diesen Gegenstand gesprochen. Nur eine Frage noch: werden Sie damit einverstanden sein, daß ich dem Herrn Grafen Wort für Wort den Inhalt Ihrer interessanten Erzählung wiederhole?"

In ruhiger Zustimmung neigte er das Haupt.

„Ich bitte Sie, zu thun, was Sie für das Richtige halten, mein Fräulein."

Seine unerschütterliche Gelassenheit verwirrte Hertha immer auf's Neue; aber ihre Entrüstung behielt doch über alle Zweifel den Sieg.

„Graf Ramin mag Ihnen dann selber die gebührende Antwort geben," fuhr sie fort, „mir aber, Herr Assessor,

gestatten Sie wohl die Bemerkung, daß ich es für unwürdig eines Mannes erachte, zu spioniren und zu denunziren. Ein Jeder, und hielte er sich auch für einen auserwählten Vertreter der Gerechtigkeit, sollte sich meiner Meinung nach nur um dasjenige kümmern, was ihn selbst angeht, und kein anderes Unheil zu hindern suchen als das, was ihm selbst droht. Mit einer Theilnahme, wie Sie sie mir soeben bekundet, werden Sie sich schwerlich jemals eines Menschen Dank erwerben; denn es dürfte Ihnen kaum gelingen, irgend Jemanden an die Selbstlosigkeit solcher unberufenen Einmischungen glauben zu machen."

Mit einem leichten Neigen des Hauptes hatte sie ihn verabschiedet, und diesmal machte er keinen Versuch mehr, sie zu halten. Unbegleitet kehrte Hertha zu ihrem Platz zurück, noch ehe der Tanz zu Ende war. Graf Ramin stand ruhig und selbstbewußt neben ihrem Sessel. Scharfen Blickes hatte er ihren Spaziergang mit dem Assessor verfolgt, und es konnte ihm kaum entgangen sein, von wie lebhafter, ja erregter Art ihre Unterhaltung mit demselben gewesen. Aber in seinen Mienen wie in seinem Benehmen drückte sich weder Neugier noch Unruhe aus. Er schien die kleine Verstimmung von vorhin vollständig überwunden zu haben und war heiter und unbefangen wie zuvor.

„Kannten Sie den Assessor v. Reichenbach schon früher, Herr Graf?" fragte Hertha, die sich nur mit Mühe ebenfalls zu einem unbefangenen Tone zu zwingen vermochte.

Er dachte einen Augenblick nach, dann schüttelte er verneinend den dunkellockigen Kopf.

„Ich erinnere mich nicht. Aber ich bin freilich in meinem Leben schon so vielen Menschen begegnet, daß die Möglichkeit trotzdem nicht ganz ausgeschlossen ist. Der Mann sieht nicht so bedeutend aus, daß man ihn nothwendig wieder erkennen müßte."

„Sie haben Recht, er ist höchst unbedeutend!" erwiederte Hertha mit Schärfe; aber vielleicht hatte sie diesen laut gesprochenen Worten nur deshalb einen so besonderen Nachdruck gegeben, weil eine Stimme in ihrem Innern ziemlich aufdringlich gerade das Gegentheil behaupten wollte. „Es ist nicht der Mühe werth, weiter von ihm zu reden."

Aus irgend einem unbegreiflichen Grunde verzichtete sie auf die Ausführung des Vorsatzes, den Grafen von den Mittheilungen des Assessors zu unterrichten; aber sie lehnte es nun auch unter dem Vorwande der Ermüdung ab, noch weiter zu tanzen, und wenn auch die neidischen jungen Damen in ihrer Umgebung der Meinung sein mochten, daß das Geplauder zwischen dem interessanten Peruaner und der Tochter Armbrecht's noch ebenso angeregt und vertraulich sei wie zuvor, so hatte doch Graf Ramin selbst die sehr lebhafte Empfindung, daß mit dem Auftauchen des Assessors v. Reichenbach ein Schatten zwischen sie gefallen sei, den er mit all' seinen eleganten Künsten vergeblich zu bannen versuchte.

Sechstes Kapitel.

Lustig schmetternde Trompetenfanfaren drangen vom Parke her durch die halb geöffneten Thüren in den Tanz-

saal hinein. Neugierig fragte Alles nach der Bedeutung dieser Signale, und mit geheimnißvollem Lächeln lud der Schloßherr seine Gäste ein, sich unter dem Schutze wärmender Umhüllungen in's Freie hinaus zu begeben, wo noch eine kleine Ueberraschung ihrer warte.

Es war eine klare, linde, aber mondlose Nacht, und der schöne alte Park mit seinen mächtigen Bäumen lag in jener ungewissen Dunkelheit da, welche so unheimlich schaurig für den einsamen Wanderer und so unbeschreiblich süß und traulich für warmherzige junge Menschenpaare ist. Eine lange Doppelreihe farbiger Lampions bezeichnete den Weg, der in Schlangenwindungen zu dem Schauplatze der verheißenen Ueberraschung führte.

Auf einem kleinen künstlichen Hügel, welchen die Vorbesitzer von Schönheide die Schwedenschanze getauft hatten, waren unter schützendem Zeltdache Stühle und Bänke aufgestellt worden, und die Gesellschaft hatte sich kaum auf denselben niedergelassen, als bengalische Lichter, welche hier und dort zwischen den dunklen Laubmassen aufflammten, den zu ihren Füßen liegenden Weiher und seine prächtige natürliche Umrahmung mit zauberischer Farbenpracht überflutheten. Dann flogen zischend langgeschwänzte Raketen zum gestirnten Nachthimmel empor, feurige Kugeln folgten ihnen nach, um hoch in der Luft prasselnd in hundert buntfarbige Stücke zu zerspringen, und nach Verlauf von wenig Minuten pufften, dröhnten, kreisten und erglühten rings umher alle die märchenhaften, blendenden, entzückenden und nach einer Daseinsdauer von wenig flüchtigen Sekunden in Nichts zerstiebenden

Gebilde, welche die Phantasie geschickter Feuerwerker in so hundertfältig wechselnden Gestalten zu ersinnen vermag.

Das Schauspiel, auf welches Armbrecht eine beträchtliche Summe verwendet hatte, verlief ebenso glänzend wie alle anderen Veranstaltungen des Festes; und die Nachtluft, welche mit wohlthuender Kühle die erhitzten Wangen der Gäste umschmeichelte, war so lind und würzig, daß man sich nur sehr langsam zur Rückkehr in das Schloß anschickte, auch als das letzte der farbensprühenden Feuerräder längst erloschen war.

Noch hatte erst ein kleiner Theil der Zuschauer die Schwedenschanze verlassen, als aus geringer Entfernung eigenthümlich langgezogene, unheimliche Rufe an das Ohr der Zurückgebliebenen schlugen. Anfänglich glaubte man an einen Scherz und lauschte den sonderbaren Tönen mit lachenden Mienen; aber es brauchte nur kurze Zeit, um die lächelnden Gesichter in ernste zu wandeln und das heitere Geplauder verstummen zu lassen, das eben noch von Einem zum Anderen schwirrte.

Tiefe Stille trat unter dem Zeltdache ein, und das bunte Licht der Lampions fiel auf erblassende Gesichter.

Deutlich schallten jetzt von jenseits des Weihers Feuerrufe herüber, und plötzlich flammte über den Baumwipfeln, die eben erst in ihre nächtige Dunkelheit zurückgesunken waren, ein blutrother, zuckender Lichtschein auf, der freilich Keinem mehr einen Ausruf der Bewunderung und des Entzückens entlockte, wie das prasselnde Blendwerk der letzten Viertelstunden.

Um die fröhliche Feststimmung, um den poetischen

Zauber der linden Sommernacht war es mit einem Schlage geschehen, und während ein Theil der Gäste, vor Allem die Damen, in fluchtähnlicher Hast nach dem Schlosse zurück eilte, liefen Andere von der Schwedenschanze herab in der durch den rasch zunehmenden Feuerschein nur zu deutlich bezeichneten Richtung der Stätte des Unglücks entgegen.

Man brauchte nicht eben weit zu gehen, um dieselbe zu erreichen. Ein strohgedecktes Bauernhaus, das kaum zwanzig Schritte außerhalb der Mauer des Schloßparkes lag, stand bei der Annäherung der ersten Neugierigen bereits in hellen, hoch auflodernden Flammen. Ob einer der Feuerwerkskörper bis hierher getragen worden war und in dem leicht entzündlichen Material des Daches willkommene Nahrung gefunden hatte, oder ob das tückische Element durch irgend einen anderen Zufall ausgebrochen war, wußten die Bewohner des Hauses nicht zu sagen. Sie dachten gegenwärtig auch nicht daran, es zu ergründen. Einzig um die Rettung ihrer geringen Habseligkeiten besorgt, trugen sie aus dem Innern des brennenden Hauses Alles, was nicht niet- und nagelfest war, in's Freie hinaus, Löschversuche, die sie doch von vornherein für aussichtslos halten mochten, gar nicht erst versuchend.

Es waren arme Leute, welche da ihre bescheidene Heimstätte in Flammen aufgehen sahen, das lehrte ein einziger Blick auf den dürftigen Hausrath, welchen sie unter stetig wachsender Gefahr für Leib und Leben zu bergen trachteten. Inmitten der geretteten, wirr durcheinander geworfenen Dinge hockte am Grabenrande ein

junges, nothdürftig bekleidetes Weib, welches ein wimmerndes Kind von wenig Monaten in den Armen hielt. Ihr Mann — allem Anschein nach ein Tagelöhner — schleppte eben im Vereine mit einem weißhaarigen knorrigen Alten eine Truhe heran, die wohl die kostbarsten Besitzthümer der kleinen Familie bergen mochte. Aber die Gesichter der beiden Männer waren bereits von Rauch geschwärzt, und als der Greis noch einmal in das Haus eindringen wollte, hielt ihn der Jüngere zurück.

„Laß sein, Vater!" sagte er mit jener Resignation, die gerade dem schwersten Unglück gegenüber so leicht eintritt. „Das Dach bricht uns ja über den Köpfen zusammen."

Der Alte faltete die harten, runzligen Hände und starrte mit gebeugten Schultern und vorgestrecktem Haupte in die züngelnden, knisternden Flammen. Ein paar Männer und Weiber aus dem nahen Dorfe Schönheide standen in unthätiger Neugier umher und wichen achtungsvoll zurück, als sich jetzt aus dem eisernen Gitterthor des Schloßparkes die festlich gekleideten Gäste Armbrecht's zu der Brandstätte drängten.

Aus der Ferne summten nun auch die dumpfen Klänge der Kirchenglocke, welche das Feuersignal gab, und schon in beträchtlicher Weite kündigten sich durch ihr Poltern und Rasseln eine auf der Landstraße daherkommende Handspritze und einige bis zum Rande gefüllte fahrbare Wasserkufen an. Zugleich mit den Löschgeräthen erschien eine Anzahl hilfsbereiter Männer auf dem Schauplatze; doch selbst die Eifrigsten von ihnen mußten erkennen, daß sie bei all' ihrer Eilfertigkeit und bei all' ihrem guten Willen

viel zu spät gekommen seien, um das kleine, leicht gebaute Häuschen vor dem sicheren Untergange zu retten.

Nun trat eine stattliche, hochgewachsene Männergestalt, auf deren gebräuntes Antlitz die Flammen ihre gluthrothen Lichter warfen, zu der kleinen Gruppe am Grabenrande heran.

„Es ist nichts mehr zu machen, Feddersen," sagte er, dem Tagelöhner seine Hand auf die Schulter legend. „Der Dachstuhl hat sich schon geneigt, und wenn wir jetzt Wasser hineingößen, würden wir höchstens den Zusammenbruch beschleunigen. Nach der langen Dürre muß das Holzwerk ja auch wie Zunder brennen. Aber ich hoffe, Ihr habt den Rath befolgt, den ich Euch neulich gegeben — mit der Versicherung, meine ich."

Der Angeredete warf einen scheuen, kummervollen Blick auf das theilnahmlos dasitzende junge Weib, dann erwiederte er mit gepreßter Stimme: „Straf' mich Gott, Herr Freising — ich hab' es nicht gethan! Woher sollen arme Leute wie wir auch das viele Geld für die Prämie nehmen?"

„Das ist schlimm. Aber da es nun einmal nicht zu ändern ist, muß es auch getragen werden. Nur den Kopf oben behalten, Feddersen! Mit zwei gesunden Armen und Lust zur Arbeit baut Ihr Euch das Häuschen schon wieder auf. Habt Ihr denn sonst Alles geborgen?"

„Das Meiste wohl, Sie wissen ja, Herr Freising, unsereins ist nicht mit Schätzen gesegnet."

„Und das Vieh? Hieltet Ihr Euch nicht etwas dergleichen?"

„Herr, mein Gott — die Ziege!" schrie plötzlich wie

in einem Ausbruch heller Verzweiflung der Alte auf, der bis dahin mit seinen gefalteten Händen und seinem vorgestreckten Haupte unbeweglich dagestanden hatte. „Die Ziege haben wir vergessen! Sie muß ja verbrennen, wenn ich sie nicht heraushole!"

Und er machte wirklich Miene, nach dem brennenden Hause zu stürzen, von dem die Neugierigen um der unerträglichen Hitze willen immer weiter zurückgewichen waren. Gerhard Freising aber faßte ihn an der Schulter und zwang ihn mit eisernem Griff zu bleiben.

„Seid Ihr von Sinnen?" fragte er. „Wollt Ihr mit sammt Eurer Ziege in den Flammen umkommen? Dem armen Thiere kann kein Mensch mehr helfen, wenn es überhaupt noch am Leben ist. Und Ihr sollt von mir eine andere haben, wenn Ihr jetzt vernünftig seid und den tollen Gedanken aufgebt."

Seine eindringlichen Worte schienen ihre Wirkung auf den Alten nicht zu verfehlen. Er ließ die Arme sinken und murmelte etwas Unverständliches vor sich hin. Freising aber wandte sich, da er seine Absicht erreicht glaubte, von Neuem dem hart getroffenen Tagelöhner zu, um ihn durch kräftigen Zuspruch aufzurichten. Er bemerkte ebensowenig wie Feddersen selbst, daß der Greis, sobald er die kräftige Hand des jungen Mannes nicht mehr auf seiner Schulter fühlte, in dem Gedränge der Umstehenden verschwunden war, und erst die lauten Ausrufe des Schreckens, welche plötzlich von verschiedenen Seiten ertönten, machten ihn darauf aufmerksam, daß etwas Ungewöhnliches geschehen sein müsse.

„Der alte Mann ist in's Haus!" rief man ihm auf seine rasche Frage zu. „Er schrie etwas von einer Ziege, die er herausholen müsse."

„Der Unglückselige! Er hat den Verstand verloren!" kam es in höchster Bestürzung über Freising's Lippen; aber er blieb nicht gleich den Anderen in starrem Entsetzen unthätig stehen, sondern sein Beginnen verrieth, daß er entschlossen sei, zur Rettung des starrsinnigen Greises zu unternehmen, was noch in Menschenkräften stand.

Mit drei ungestümen Schritten war er, Alles bei Seite stoßend, an einer der gefüllten Wasserkufen, hatte seine Lodenjoppe abgestreift, sie in das aufspritzende Naß getaucht und mit Hilfe eines neben ihm stehenden Knechtes von Neuem angelegt. Auch seinen Filzhut durchnäßte er, ehe er ihn mit niedergebogener Krempe wieder auf den Kopf drückte. Dann warf er noch einen Blick auf das in Rauch und Gluth völlig eingehüllte Haus, um nunmehr ohne Zögern denselben verhängnißvollen Weg einzuschlagen, welchen der Vater des Tagelöhners Feddersen soeben in offenbarer Geistesverwirrung gegangen war.

Bei dem ersten Versuche einzudringen taumelte er halb betäubt von der Schwelle der Eingangsthüre zurück; denn der heiße, beizende, erstickende Rauch, der ihm entgegenschlug, schien jedes weitere Vordringen vollständig unmöglich zu machen. Aber mit Todesmuth versuchte er es zum zweiten Mal, und jetzt sahen ihn die in athemlosem Grauen erstarrenden Zuschauer wirklich im Innern des Häuschens verschwinden.

Das Maß, mit welchem wir den Lauf der Zeit messen,

verliert seine Giltigkeit für den, welchen das Schicksal zum Zeugen solchen Vorganges werden läßt. Die flüchtigen Sekunden dehnen sich zu unendlicher Länge, und dieselbe Spanne, die dem Frohen und Glücklichen mit einem einzigen Athemzuge zu verrauschen scheint, füllt dem angstvoll Harrenden die Grenzen einer Ewigkeit aus. Die nagenden Flammen knisterten und zischten; dichter und schwärzer ballten sich, an ihren Rändern grellroth beleuchtet, die Rauchwolken, welche zu dem gestirnten Nachthimmel emporstiegen; in dem Gebälk des Daches krachte und brach es, wie wenn der armselige Bau nun endlich aus all' seinen Fugen müsse — und noch immer gab die dem Untergang geweihte Stätte nichts von dem Lebendigen zurück, das sie in sich aufgenommenen hatte.

„Sie sind Beide verloren!" hieß es in dem enger zusammengedrängten Kreise, erst leise und zaghaft, als ob ein Jeder sich fürchte, dem schrecklichen Gedanken Worte zu geben, dann aber laut und allgemein wie der Ausdruck einer einzigen, unumstößlichen Ueberzeugung. „Sie sind Beide verloren! Der Rauch hat sie erstickt, das brechende Dach wird sie unter seinen brennenden Trümmern begraben! Niemand kann ihnen helfen, Niemand kann auch nur ihre Leichen den gefräßigen Flammen entreißen!"

Da, was war das? Zwei kräftige, dröhnende Schläge — ein Klirren zerbrechenden Glases und ein Krachen berstenden Holzwerks! Vor dem niedrigen, ebenerdigen Fenster an der schmalen Seite des Häuschens tauchten, vom grauen Rauch umwallt, doch immerhin deutlich erkennbar, die Umrisse eines menschlichen Kopfes, menschlicher Schultern

und Arme auf, und eine tiefe, kraftvolle, wenn auch im schwelenden Qualm rauh gebeizte Stimme rief: „Hierher, wer ein Herz hat! Ich kann ihn nicht allein durch das Fenster bringen!“

Und wie es von Alters her gewesen ist, so schien auch hier das Beispiel einer hochherzigen That Wunder zu wirken. Jeder der nächststehenden Männer empfand etwas von dem Geiste der Zusammengehörigkeit und der opferbereiten Kameradschaft, welche den Soldaten in der Schlacht verhindert, seinen Offizier im Stich zu lassen; nicht Einer, sondern Zehn drängten sich heran, unbekümmert darum, daß der stürzende Giebel sie Alle miteinander erschlagen konnte, und wenige Augenblicke später trug man den regungslosen Körper des ohnmächtigen Alten nach dem Graben hinüber, um ihn dort so sanft und so bequem als möglich auf eine der geretteten Strohmatratzen zu betten.

Aufrecht, wenn auch mit wankenden Schritten und mit heftig arbeitender Brust, war Gerhard Freising den Anderen gefolgt. Er trug den Filzhut nicht mehr auf dem Haupte, sein Gesicht war bis zur Unkenntlichkeit geschwärzt; von seiner Brust und von seinen Armen hing die Kleidung in Fetzen herab. Niemand brachte ihm ein Lebehoch oder sonst eine stürmische Huldigung dar; aber die armen Gutsleute und Tagelöhner entblößten ihre Häupter und machten ihm eine Gasse, wie wenn der König selber zwischen ihnen hindurch geschritten wäre.

An dem Wasserkübel wusch Freising sein Gesicht, und nur Diejenigen, welche ihm am nächsten waren, konnten wahrnehmen, daß es nicht nur Ruß, sondern auch Blut

war, was er da zu entfernen wünschte. Ein buntes, baumwollenes Taschentuch, das ihm diensteifrig ein armer Häusler reichte, schlang er mit freundlichem Dankeswort um die Stirn; dann wandte er sich zum Gehen.

„Sorgt für den Alten, so gut ihr könnt!" sagte er. „Ich selber kann hier wohl nicht viel mehr nützen."

Es war noch immer eine merkliche Unsicherheit in seinem sonst so festen und elastischen Schritte, während er an dem Gitterthor der Parkmauer vorüberging. Dort stand eine größere Gruppe vornehmer Herrschaften, die wohl aus Furcht nicht näher an die Brandstätte herangetreten waren: eifrig schwatzende, selbstbewußt dreinschauende Herren und elegante Damen, deren helle Ballkleider unter den warmen Umhüllungen hervorlugten.

Gerhard Freising würdigte sie keines Blickes, und er bemerkte ebensowenig, als einer der lebhaft Plaudernden selbst, daß eine zierliche dunkle Gestalt sich von der Gruppe gelöst hatte, um an der Mauer entlang auf demselben Wege dahin zu huschen, welchen er eingeschlagen. Plötzlich aber fühlte er eine leise Berührung an seinem Arme, und eine weiche, schüchterne Stimme nannte seinen Namen.

„Fräulein Helene — Sie?" rief er, sich umwendend, und alle die ernsthaften Vorsätze, welche er neulich bei ihrer ersten Wiederbegegnung gefaßt, konnten nicht hindern, daß die hellste Freude aus seinen Worten sprach.

„Ja, Gerhard, ich bin es! Ich konnte Sie nicht an mir vorübergehen lassen, ohne Ihnen ein Wort des Dankes zu sagen, und ohne Sie zu fragen, ob Sie selber bei Ihrem heldenmüthigen Rettungswerke auch unversehrt ge-

blieben sind. Ihre Stirn ist verbunden," fügte sie, jetzt erst das Tuch gewahrend, hinzu, da er nicht sogleich geantwortet hatte, und in der heißen übermächtigen Aufwallung ihrer Zärtlichkeit und Sorge vergaß sie, daß sie sich nicht mehr wie dereinst als Kinder gegenüberstanden. „Um Gottes willen, Gerhard, sage mir die Wahrheit — Du bist verwundet?"

Und er lehnte jetzt das vertrauliche Du nicht ab, welches er bei ihrer ersten Wiederbegegnung so geflissentlich vermieden hatte.

„Ich danke Dir für Deine Theilnahme, Helene; aber es ist nichts, wahrhaftig nichts! Ich rannte in dem dichten Rauch da drinnen, wo vom Sehen natürlich nicht die Rede war, gegen irgend eine Ecke, das ist Alles!"

Seine Stimme war noch immer heiser, und in dem ungewissen Licht, in welchem sie standen, sah er sehr bleich und angegriffen aus.

„Wie es auch sei, Gerhard," fuhr das junge Mädchen dringend fort, „Du darfst jetzt nicht daran denken, den weiten Weg bis zum Moorhofe zu Fuß zurückzulegen. Komm mit mir, ich bitte Dich von Herzen! Ich werde Dich in das Schloß führen, damit Du Dich erholst und ordentlich verbunden wirst! Es sind, wie ich glaube, mehrere Aerzte in der Gesellschaft."

In ihrer Selbstvergessenheit hatte sie beschwörend die Hand auf seinen Arm gelegt, und ihr süßes Gesichtchen war mit einem so liebevollen Ausdruck zu ihm erhoben, daß er hier im Dämmerlicht der linden Sommernacht der Versuchung nicht mehr zu widerstehen vermochte, welche

er jüngst im hellen Sonnenschein so tapfer von sich gewiesen. Er legte seinen Arm um ihre schmiegsame Gestalt und zog sie sanft an seine Brust.

„Helene, meine liebe Helene!“ sagte er in warm hervorbrechendem Gefühl; aber da knackte und knisterte es unmittelbar hinter ihm, es wurden dürre Reiser zertreten, und eine heisere Stimme sagte:

„Ein reizendes Bild, das muß wahr sein! Ich wünsche Ihnen einen guten Abend, meine Herrschaften!“

Mit einem leichten Aufschrei zuckte Helene zusammen. Sie wollte sich freimachen; doch Gerhard hielt sie nur mit um so festerem Druck.

Er hatte sich gegen den leise herangeschlichenen Kreuzkamp gewendet und rief ihm hart und befehlend zu: „Gehen Sie Ihres Weges! Ich habe mit Ihnen und Ihresgleichen nichts zu schaffen!“

Kreuzkamp verschränkte die Arme über der Brust und rührte sich nicht von der Stelle.

„Wenn dies Ihre Meinung ist, mein werther Herr, so sollten Sie sich eben nichts mit mir zu schaffen machen. Aber Sie werden schon gestatten müssen, daß ich hier meine älteren und besseren Rechte zur Geltung bringe.“

Freising maß den Sprechenden mit einem zornfunkelnden Blick, Helene fühlte erbebend, wie es in den Muskeln seines Armes zuckte, dann aber kehrte er ihm doch den Rücken.

„Er ist betrunken! Komm, Helene, es ist nicht der Mühe werth, ihn davonzujagen!“

Der Besitzer von Gollnow warf einen vorsichtigen Blick

blieben sind. Ihre Stirn ist verbunden," fügte sie, jetzt erst das Tuch gewahrend, hinzu, da er nicht sogleich geantwortet hatte, und in der heißen übermächtigen Aufwallung ihrer Zärtlichkeit und Sorge vergaß sie, daß sie sich nicht mehr wie dereinst als Kinder gegenüberstanden. „Um Gottes willen, Gerhard, sage mir die Wahrheit — Du bist verwundet?"

Und er lehnte jetzt das vertrauliche Du nicht ab, welches er bei ihrer ersten Wiederbegegnung so geflissentlich vermieden hatte.

„Ich danke Dir für Deine Theilnahme, Helene; aber es ist nichts, wahrhaftig nichts! Ich rannte in dem dichten Rauch da drinnen, wo vom Sehen natürlich nicht die Rede war, gegen irgend eine Ecke, das ist Alles!"

Seine Stimme war noch immer heiser, und in dem ungewissen Licht, in welchem sie standen, sah er sehr bleich und angegriffen aus.

„Wie es auch sei, Gerhard," fuhr das junge Mädchen dringend fort, „Du darfst jetzt nicht daran denken, den weiten Weg bis zum Moorhofe zu Fuß zurückzulegen. Komm mit mir, ich bitte Dich von Herzen! Ich werde Dich in das Schloß führen, damit Du Dich erholst und ordentlich verbunden wirst! Es sind, wie ich glaube, mehrere Aerzte in der Gesellschaft."

In ihrer Selbstvergessenheit hatte sie beschwörend die Hand auf seinen Arm gelegt, und ihr süßes Gesichtchen war mit einem so liebevollen Ausdruck zu ihm erhoben, daß er hier im Dämmerlicht der linden Sommernacht der Versuchung nicht mehr zu widerstehen vermochte, welche

er jüngst im hellen Sonnenschein so tapfer von sich gewiesen. Er legte seinen Arm um ihre schmiegsame Gestalt und zog sie sanft an seine Brust.

„Helene, meine liebe Helene!“ sagte er in warm hervorbrechendem Gefühl; aber da knackte und knisterte es unmittelbar hinter ihm, es wurden dürre Reiser zertreten, und eine heisere Stimme sagte:

„Ein reizendes Bild, das muß wahr sein! Ich wünsche Ihnen einen guten Abend, meine Herrschaften!“

Mit einem leichten Aufschrei zuckte Helene zusammen. Sie wollte sich freimachen; doch Gerhard hielt sie nur mit um so festerem Druck.

Er hatte sich gegen den leise herangeschlichenen Kreuzkamp gewendet und rief ihm hart und befehlend zu: „Gehen Sie Ihres Weges! Ich habe mit Ihnen und Ihresgleichen nichts zu schaffen!“

Kreuzkamp verschränkte die Arme über der Brust und rührte sich nicht von der Stelle.

„Wenn dies Ihre Meinung ist, mein werther Herr, so sollten Sie sich eben nichts mit mir zu schaffen machen. Aber Sie werden schon gestatten müssen, daß ich hier meine älteren und besseren Rechte zur Geltung bringe.“

Freising maß den Sprechenden mit einem zornfunkelnden Blick, Helene fühlte erbebend, wie es in den Muskeln seines Armes zuckte, dann aber kehrte er ihm doch den Rücken.

„Er ist betrunken! Komm, Helene, es ist nicht der Mühe werth, ihn davonzujagen!“

Der Besitzer von Gollnow warf einen vorsichtigen Blick

hinter sich, und da er zu seiner Beruhigung bemerkte, daß eine ganze Anzahl von Menschen nahe genug war, um ihm im schlimmsten Fall Beistand zu leisten, rief er mit erhobener Stimme: „Oho! Vorläufig bin ich es, der hier zu gebieten hat, mein Herr! Ich befehle Ihnen, diese Dame auf der Stelle freizugeben; und ich befehle Dir, Helene, mir zu folgen, wenn Du nicht willst, daß ich den unverschämten Menschen —"

Seine Drohung kam nicht zum Abschluß, sondern endete in einem kreischenden Hilferuf. Gerhard Freising hatte ihn mitten in seiner Rede mit eiserner Faust an der Brust gepackt und ihn recht unsanft gegen die Parkmauer gedrückt.

„Noch **ein** Wort, Elender, und ich begehe die Thorheit, mich an Ihnen zu vergreifen! Danken Sie dem Himmel, daß ich Sie noch immer für berauscht oder für wahnwitzig halte!"

„Zu Hilfe! Zu Hilfe! Ich werde ermordet!" schrie Kreuzkamp statt aller Erwiederung, und wie er es erwartet hatte, eilten sogleich einige Herren von der nahen Parkpforte her zu seiner Unterstützung herbei. Keiner von ihnen konnte Gerhard in der Dunkelheit erkennen, und um seiner zerrissenen Kleidung willen mochten sie ihn recht wohl für einen Wegelagerer halten.

Trotzdem bezeigte Niemand Lust, Hand an Gerhard zu legen.

Kreuzkamp aber schrie über alle Anderen hinweg: „Dieser Mann ist Herr Freising vom Moorhofe! Er hat meine Braut beleidigt, und ich rufe Sie zu Zeugen, meine

Herrschaften, daß er mich thätlich angegriffen hat, als ich ihn deshalb zur Rede stellte."

Gerhard Freising's Faust hatte sich vom Halse des Andern gelöst, und sein Arm war schlaff herabgesunken.

„Ihre Braut?" fragte er, seine vorige Sicherheit nun doch verlierend.

Nicht aus Kreuzkamp's Munde, sondern von Helene selbst kam ihm die Antwort.

Sie stand dicht an seiner Seite, und mit gesenktem Haupt, so daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte, flüsterte sie ihm zu: „Frage nicht mehr, Gerhard! Er spricht die Wahrheit; seit heute bin ich mit ihm verlobt."

Für einen Moment starrte Freising in regungsloser Bestürzung auf das junge Mädchen; dann aber reckte er sich empor und warf den verwundeten Kopf stolz in den Nacken.

„Das ist etwas Anderes!" sagte er, seine unverkennbare wilde Erregung mannhaft bezwingend. „Hätte ich gewußt, daß dieser Herr wirklich ein Recht auf Sie hat, mein Fräulein, so würde ich mir nicht die Freiheit genommen haben, Sie hier anzureden. Guten Abend."

Er wandte sich zum Gehen und Einige, die ihm im Wege gestanden hatten, beeilten sich, zur Seite zu weichen. Trotz seines scheinbar so ruhigen Einlenkens war etwas Drohendes, fast Unheimliches in seinem Wesen, das eine Herausforderung seines Zornes nicht gerade räthlich erscheinen ließ.

Nur Helene hatte in dem Augenblick, da er an ihr vorüberschritt, bittend die Hand erhoben, als wolle sie ihn zurückhalten oder als hätte sie ihm noch etwas zu sagen.

Vielleicht hatte er die kleine Bewegung nicht gesehen, vielleicht auch hatte er sie nicht sehen wollen. Ohne daß ihr ein Wort oder auch nur ein einziger freundlicher Blick gesagt hätte, daß er sie nicht verachte, mußte Helene seine hohe Gestalt in dem Dunkel verschwinden sehen. Dann ergriff Kreuzkamp ihre Hand und führte sie im Schwarm der Uebrigen mit sich hinweg.

Schweigend, mit heißen Augen und mit zuckenden Lippen mußte sie hören, wie man rings um sie her in den Ausdrücken der höchsten Entrüstung von dem Manne sprach, der noch soeben durch seine heldenmüthige Opferthat bewiesen hatte, wie unendlich weit er alle diese geschniegelten und geputzten Herren an Hochherzigkeit und selbstloser Menschenliebe überragte.

Siebentes Kapitel.

Durch das unerfreuliche Nachspiel, welches dem prächtigen Feuerwerke gefolgt war, hatte das Fest Armbrecht's einen vorzeitigen Abschluß erhalten. Zwar ließen auf den ausdrücklichen Befehl des Schloßherrn die Musiker im Gartensaale noch immer ihre lustigen Weisen ertönen, aber sie lockten damit Keinen mehr zum Tanze. Einige ältere Herrschaften gaben durch ihr Abschiednehmen das erste Zeichen zum allgemeinen Aufbruch, und bald ertönte draußen das Rollen der Wagen, welche das Schloß verließen. Auch die jüngeren Herren und Damen, deren Schaulust hinlänglich befriedigt sein mochte, kehrten allgemach aus dem Parke in das Schloß zurück, und wenn

auch manches tanzlustige Pärchen gewiß gern noch geblieben wäre, gebot ihnen nun doch die gute Sitte, sich den Anderen anzuschließen.

Unter den Letzten erst, wie es näheren Freunden des Hauses geziemte, befanden sich Kreuzkamp und der Graf Ramin. Beide waren nicht zu Wagen, sondern zu Pferde gekommen, und der Besitzer von Gollnow, bei welchem das erregte Zusammentreffen mit Gerhard Freising die Wirkung des reichlich genossenen Champagners noch um ein Beträchtliches erhöht haben mochte, hatte einige Mühe, in den Sattel zu gelangen. Als er aber erst glücklich droben war, fühlte er sich vollkommen sicher und meinte lachend: „Selbst wenn ich unterwegs einschliefe, könnte ich doch ganz sicher sein, ungefährdet vor der Stallthüre in Gollnow zu erwachen. Es gibt nichts Ruhigeres und Zuverlässigeres auf der ganzen Welt, als meinen Braunen."

Armbrecht, der auf die Terrasse hinausgetreten war, reichte dem Grafen zum Abschiede die Hand.

„Ich bin Ihnen von Herzen dankbar für die Ehre, welche Sie mir mit Ihrem Besuch erwiesen haben, Herr Graf," sagte er. „Darf ich hoffen, Sie nun recht oft unter meinem bescheidenen Dache zu sehen?"

„Ich habe keinen lebhafteren Wunsch als den, mir Ihre Freundschaft zu gewinnen, Herr Armbrecht," war die verbindliche Antwort, „denn im Schlosse Schönheide habe ich heute gefunden, was ich während meines ganzen bisherigen Lebens vergeblich gesucht."

Er hatte es nicht nöthig, eine nähere Erklärung über die Natur dieses geheimnißvollen Fundes zu geben, denn

Herr Armbrecht schien einer solchen Erklärung gar nicht zu bedürfen; er drückte ihm statt jeder weiteren Frage nur noch einmal mit verdoppelter Wärme die Hand.

„Auf Wiedersehen — auf baldiges Wiedersehen!“ klang es sehr herzlich hinüber und herüber; dann folgte der Hengst des Grafen in graziös tänzelndem Schritte dem schwerfällig dahintrollenden Braunen Kreuzkamp's.

„Verteufelt heiß noch immer!“ seufzte Kreuzkamp, nachdem sie eine Weile schweigend nebeneinander her geritten waren. „Mir ist es, als müßte ich ersticken!“

„Warum machen Sie sich's auch nicht ein wenig bequem?“ fragte Ramin. „Sie haben sich ja eingeknöpft, als gälte es, einem Nordsturme Trotz zu bieten!“

„Wahrhaftig, Sie haben Recht. Am Ende hat man doch im Sattel keine Taschendiebe zu fürchten. Ah, das erquickt — das gibt Luft!“

Er hatte Rock und Weste aufgerissen und athmete nun, da sein Oberkörper von dem beengenden Zwange befreit war, schnaufend in tiefen Zügen.

„Aus Furcht also hatten Sie sich diese Marter auferlegt?“ rief der Graf spöttisch herüber. „Wo pflegen Sie denn Ihre Kostbarkeiten zu verwahren, wenn es erlaubt ist, darnach zu fragen?“

„Hier in der inneren Tasche der Weste. Das ist so gut wie ein Geldschrank, wenigstens so lange man die Augen offen hat. Und ich gebrauche außerdem noch einen Kunstgriff, indem ich stets eine zweite Brieftasche mit werthlosen Papieren und einigen kleinen Geldscheinen in der Brusttasche des Rockes trage. Es ist immer gut, auf alle Fälle vorbereitet zu sein.“

Er lachte voll Genugthuung über seine eigene Schlauheit, und Graf Ramin stimmte in seine Heiterkeit ein. Dann verstummte ihre Unterhaltung wieder, und bald hatten sie die Stelle erreicht, wo sich die Straße nach Gollnow und die, welche in die Kreisstadt führte, trennten.

„Wenn es nicht schon so verteufelt spät wäre, möchte ich Sie auffordern, mich zu begleiten," meinte Kreuzkamp, „aber ich kann mir wohl denken, daß Sie nicht weniger müde sind, als ich selbst. Sie haben ja auch tüchtig getanzt. Gute Nacht also! Auf Wiedersehen!"

„Gute Nacht!" klang es zurück, und der Hengst, der sich bis dahin offenbar nur sehr widerwillig der phlegmatischen Gangart des Braunen anbequemt hatte, griff mächtig aus, so daß er mit seinem Reiter dem Besitzer von Gollnow bald aus den Augen verschwunden war.

Etwa zweitausend Schritte weiter traf der Graf Ramin auf einen Wagen, welcher inmitten der Landstraße hielt. Einige Herren aus der Kreisstadt saßen darin, unter ihnen auch der Assessor v. Reichenbach. Es war unmöglich, ohne Gruß und Wort an dem Wagen vorüberzureiten.

„Ist Ihnen ein Unfall zugestoßen, meine Herren?" fragte Ramin höflich, indem er sein Pferd anhielt, und einer der Insassen erwiederte:

„Nichts von Bedeutung, Herr Graf. Ein Riemen am Geschirr war gerissen; aber ich glaube, der Kutscher hat die Geschichte schon wieder in Ordnung gebracht."

In der That schickte sich der Lenker des Gefährts soeben an, seinen Sitz wieder einzunehmen, und da der Graf augenscheinlich nicht geneigt war, an der Seite

des Wagens zu bleiben, trennte man sich mit stummem Gruße.

„Ruhig, Perseus, ruhig!“ sprach Ramin mit seinem ungeduldigen Pferde, das er geflissentlich zurückhielt. „Wir müssen ihnen schon einen kleinen Vorsprung lassen, denn wir können nun einmal heute keine Gesellschaft brauchen.“

Nach Verlauf einer Viertelstunde hatte er das kleine Häuschen des Wegewärters erreicht, von welchem in Duffek's Ortsbeschreibung die Rede gewesen war. Noch hundert Schritte weiter — und aus dem tiefen Dunkel des Buschwerks, welches gegen das Moor hin die Landstraße begrenzte, löste sich eine menschliche Gestalt.

„Sind Sie es, Duffek?“ sagte der Graf mit gedämpfter Stimme, und der Andere antwortete bejahend.

„Sie haben verwünscht lange auf sich warten lassen,“ meinte er verdrießlich, als er neben dem Pferde stand. „Seit drei Stunden liege ich da im Chausseegraben, und wäre ich nicht so vernünftig gewesen, mir ein Fläschchen Sekt aus Ihrem Keller mitzunehmen, so hätte ich's, hol' mich der Teufel, wirklich nicht ausgehalten.“

Es mußte eine sehr genaue Verabredung zwischen ihnen stattgefunden haben, denn Duffek hielt, ohne erst einen Befehl dazu abzuwarten, den Bügel, und der Graf Ramin schwang sich aus dem Sattel.

„Ich verlasse mich jetzt ganz auf Sie,“ sagte er dabei. „Hoffentlich haben Sie alles Erforderliche veranlaßt.“

„Machen Sie sich darum keine Sorge. Was an mir liegt, wird gewiß geschehen. Keiner weiß, daß ich das Haus verlassen habe, und morgen sollen die Frauenzimmer

darauf schwören, daß Sie jetzt statt meiner nach Hause gekommen wären."

„Gut! Und ich werde die Thüren offen finden, wenn ich später wirklich komme?"

„Gewiß! Keine Katze braucht zu erwachen, wenn Sie nur mit etwas Vorsicht zu Werke gehen. Außerdem werde ich selber schon auf dem Posten sein, denn um den Schlaf in dieser Nacht ist es nun doch einmal geschehen."

Er hatte statt seines Herrn das Pferd bestiegen und deutete, als sich Ramin seitwärts wandte, auf eine schmale Lichtung in dem dunklen Gebüsche.

„Dort hinein und geradeaus! Wenn Sie dann nur auf die Stangen achten, können Sie den Fußpfad nicht verlieren! In einer Viertelstunde sind Sie sicher drüben."

Die schlanke Gestalt des Grafen verschwand ohne Erwiederung an der von Duffek bezeichneten Stelle, und nachdem der Reitknecht ihm für die Dauer weniger Sekunden nachgeschaut hatte, ließ er dem stampfenden Hengste die Zügel, um im Galop dem Landhause zuzusprengen.

Das kleine, zierliche Gebäude lag inmitten seines wohlgepflegten Gärtchens im tiefsten Dunkel da. Nur aus den beiden Fenstern, welche zu dem Schlafgemache des Grafen gehörten, drang ein schwacher Lichtschimmer. Duffek ritt an die seitwärts liegende Stallung und stellte das Pferd in dieselbe ein, ohne es von Sattel und Zaumzeug zu befreien. Dann begab er sich in das Haus und mit sehr geräuschvollen Schritten geradenwegs in das Schlafzimmer des Grafen. Eine Minute später durchschrillte lang anhaltend der Klang der für die Dienerschaft bestimmten

Glocke das Haus, und abermals nach Verlauf einer sehr kurzen Zeit klopfte Duffek — mit einem Lichte in der Hand — an die Kammerthür der beiden weiblichen Domestiken.

„Stehen Sie auf, Christine!" rief er. „Dem Herrn Grafen ist nicht wohl, und er wünscht auf der Stelle ein Glas Glühwein."

Drinnen gab es Geräusch und Gebrumm verdrießlicher Stimmen. In eilig übergeworfenen Kleidern und mit verschlafenem Gesicht kam das Stubenmädchen aus der Kammer. Sie konnte nichts Anderes glauben, als daß auch Duffek aus dem tiefsten Schlummer aufgestört worden sei, denn er war in sehr nothdürftiger Toilette, und das struppige Haar hing ihm wirr in das hagere Gesicht.

„Eilen Sie nur, den Wein oder auch eine Tasse Thee zu schaffen," sagte er. „Der Herr ist in sehr übler Laune, und ich habe keine Lust, noch einmal den Sündenbock abzugeben."

Er begleitete das Mädchen in die Küche, um ihr dort nach Möglichkeit bei der Herrichtung des Verlangten behilflich zu sein, und es war durchaus nichts Auffälliges oder Gesuchtes in der Art und Weise, wie er mit einem Blick auf die Küchenuhr gelegentlich hinwarf:

„Zehn Minuten vor drei Uhr! Wahrhaftig, es ist eine Schande, ehrliche Leute so um ihren Schlaf zu betrügen! Und dabei habe ich wenigstens noch eine halbe Stunde mit dem verwünschten Pferde zu schaffen."

Das Getränk war binnen kürzester Zeit fertiggestellt; doch als das Mädchen sich nun anschickte, es in das Zim-

mer des Grafen zu bringen, nahm ihr der Reitknecht das Präsentirbrett aus der Hand.

„Lassen Sie das nur," sagte er. „Sie wissen ja, wenn der Herr übler Laune ist, liebt er die Frauenzimmer in seiner Umgebung am allerwenigsten."

Er entfernte sich und kam nach etwa fünf Minuten mit leerem Glase und mit der Eröffnung zurück, daß dem Grafen jetzt besser sei, und daß er sich zur Ruhe zu begeben wünsche.

„Legen Sie sich nur getrost wieder schlafen," fügte er gutmüthig hinzu, das Mädchen in die frischen Wangen kneifend. „Wenn er wirklich noch einen Wunsch haben sollte, so werde ich nun schon allein mit ihm fertig werden. Es ist ja drei Uhr."

Wieder hatte er einen besonderen Nachdruck auf die Feststellung der Zeit gelegt, ohne daß doch dem ahnungslosen Mädchen dabei irgend welcher Argwohn kommen konnte. Sie befolgte mit großer Bereitwilligkeit seinen Rath, sich wieder in ihre Kammer zu begeben. Duffek blieb noch eine Weile in der Küche, und erst, als er ziemlich sicher sein konnte, daß die Mädchen eingeschlafen seien, ging er in den Stall, um den Hengst zu besorgen. Hier, wo er keinen Lauscher zu fürchten hatte, konnte er doch dem Herzensdrange nicht widerstehen, seinem innersten Gedanken einen lauten Ausdruck zu geben.

„Hol's der Henker, Perseus!" meinte er, während er dem Thiere Trense und Kandare abstreifte. „Mir ist bei all' unserer Geriebenheit nicht wohl bei der Geschichte. Ich weiß nicht, was er vor hat; aber ich bin sicher,

wenn es schief geht, so kommt er um Kopf und Kragen. Könnt' ich nur herausbringen, wo er sein Geld hat, so wär' ich morgen auf und davon, und er würde sich wohl hüten, mir nachsetzen zu lassen. Aber das ist ja eben das Verwünschte: er hütet sich vor mir wie vor der Pest!"

Allzu peinigend aber schienen bei alledem die Besorgnisse des wackeren Burschen keineswegs zu sein; denn nachdem er dem Pferde zum letzten Male wie zum Gutnachtgruß liebkosend den Hals geklopft hatte, trat er in den Garten hinaus und streckte sich dort gemächlich auf eine Bank. Die dickleibige Cigarettentasche von Silber, die er hervorzog, war nahezu vollständig geleert; aber es fanden sich darin doch immerhin noch einige Exemplare, deren aromatisch duftenden Rauch er mit dem Behagen eines Feinschmeckers und Kenners zu dem gestirnten Nachthimmel emporblies.

Die Nacht entwich, und die Dämmerung des Morgens brach herein. Duffek war auf seiner unbequemen Lagerstätte eingeschlafen, nachdem er auch das letzte Cigarettenstümpchen fortgeworfen hatte. Jetzt war es die plötzlich eintretende Kühle vor dem Sonnenaufgange, welche ihn weckte.

„Alle Teufel, es wird ja schon ganz hell!" brummte er, sich die Augen reibend. „Sollte er denn noch immer nicht nach Hause gekommen sein, oder hat er etwa gar die Absicht, durchzugehen und mich hier schmählich im Stiche zu lassen? Nein, so dumm kann er nicht sein, denn es möchte ihm wahrhaftig schlecht genug bekommen."

Seine Zweifel an der kameradschaftlichen Treue des

Grafen Ramin wurden noch in derselben Minute dadurch widerlegt, daß dieser selbst von der Landstraße her durch die offene Gartenpforte eintrat. Man mußte allerdings Duffek's scharfe Augen haben, um in dem Manne, welcher sich da mit unsicheren Schritten näherte, den eleganten und geschmeidigen Grafen sogleich zu erkennen. Bis an die Schultern hinauf war er mit Schlamm und Schmutz bespritzt, selbst sein Gesicht hatte sich verändert. Es war von fahlgelber Farbe und schien innerhalb weniger Stunden um Jahre gealtert. Als er die Pforte vorsichtig hinter sich angelehnt hatte, mußte er nach dem Stamme eines schlanken Bäumchens greifen, um sich zu stützen. Er war sichtlich einer Ohnmacht nahe, und ein schmerzliches Stöhnen rang sich von seinen Lippen.

Ohne große Eilfertigkeit stand Duffek auf und ging ihm entgegen. Bei seinem Anblick raffte sich Ramin zusammen; ein zorniger Blick seiner dunklen Augen traf den Reitknecht.

„Was machen Sie hier?“ fragte er herrisch. „Warum treiben Sie sich hier draußen umher? War es Ihre Absicht, mir aufzulauern, um zu spioniren?“

Duffek zog die Schultern in die Höhe und steckte gelassen die Hände in die Taschen.

„Sie scheinen sehr aufgeregt, und man darf es darum wohl nicht so genau nehmen mit dem, was Sie da sagen. Wenn Sie erst wieder bei klarem Verstande sind, werden Sie selber einsehen, daß Sie mir gar nicht genug danken können, was ich in dieser Nacht für Sie gethan habe. Aber Sie sehen gut aus! Man wird sich allerlei Ge-

Laune zu verderben pflegten. Sein Leben lang hatte er sich nur mit kaufmännischen Geschäften abgegeben, und er verstand darum durchaus nichts von den Einzelheiten eines großen landwirthschaftlichen Betriebes. Aber er war so sehr daran gewöhnt, im Verkehr mit seinen Untergebenen als der Klügere, geistig Ueberlegene zu erscheinen, daß er sich auch dem Inspektor gegenüber durch ein Eingeständniß seines geringeren Wissens auf das Schwerste bloßzustellen geglaubt hätte. Obwohl er in die Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit des Mannes auch nicht den mindesten Zweifel setzte, hielt er es also doch für nothwendig, ihm hier und da mit aller Entschiedenheit zu widersprechen, und da es der Beamte mit seinen Pflichten sehr ernst nahm, kam es in der Regel zu lebhaften Auseinandersetzungen, die Armbrecht wohl oder übel mit einem wenig rühmlichen Rückzuge beendigen mußte, wenn er nicht seine Autorität auf Kosten des eigenen Geldbeutels aufrecht zu erhalten wünschte.

Auch heute war der Verlauf der Unterredung wieder der nämliche gewesen, und Armbrecht saß mit stark geröthetem Gesicht und in übelster Stimmung in seinem Zimmer, während sich der Oberinspektor mit selbstbewußter Miene entfernte.

Ein recht ungnädiges „Herein!" des Schloßherrn antwortete auf das Pochen an die Zimmerthür, welches gleich nachher ertönte, und gegen seine Gewohnheit nahm Armbrecht nicht einmal eine freundlichere Miene an, als er in der Eintretenden seine Tochter Hertha erkannte.

„Ich bin sehr stark beschäftigt, liebes Kind," sagte er, ihrer Begrüßung zuvorkommend, in deutlich abweisendem

Tone, „und wenn Du nicht gerade etwas sehr Dringendes auf dem Herzen hast —"

Ohne durch den kühlen Empfang im Mindesten entmuthigt zu werden, hatte sich Hertha neben dem Schreibtische ihres Vaters niedergelassen.

„Es ist etwas sehr Dringendes, Papa," erwiederte sie ruhig. „Ich wünsche mit Dir über den Grafen Ramin zu sprechen."

Armbrecht gab seinem Schreibsessel einen kleinen Ruck.

„Ueber den Grafen? Er hat Dir doch nicht etwa bereits eine Erklärung gemacht?"

„Nein! Wie kommst Du auch dazu, etwas derartiges zu erwarten?"

Die schlechte Laune des Schloßherrn schien sich ein wenig zu mildern.

„Nun, ich habe so meine kleinen Anzeichen," meinte er. „Selbst wenn man schon anfängt, grau zu werden, braucht man das Verständniß für gewisse Dinge noch nicht ganz verloren zu haben."

Er hatte auf ein verlegenes Erröthen oder auf ein zustimmendes Lächeln seiner Tochter gerechnet, aber die junge Dame blieb ganz ernsthaft, und nur ihr Kopfschütteln verrieth, daß Armbrecht's Andeutungen keineswegs ihren Beifall hatten.

„Es handelt sich vorläufig gar nicht um mich, sondern um Dich selbst. Wie bist Du zu der Bekanntschaft des Grafen gekommen?"

„Auf eine sehr einfache Weise. Kreuzkamp hat ihn bei mir eingeführt."

Ein Ausdruck der Enttäuschung trat auf Hertha's Gesicht, und ihre Oberlippe kräuselte sich verächtlich.

„Er ist also ein Freund dieses Menschen? Das spricht nicht zu seinen Gunsten. Bist Du denn auch ganz sicher, daß er wirklich ist, wofür er sich ausgibt?"

„Nun, erlaube gütigst! Das ist ja eine reizende Art zu fragen. Meinst Du, daß ich mir hier einen Hofstaat von Schwindlern einzurichten gedenke? Es hatte gestern nicht gerade den Anschein, als hegtest Du derartige Besorgnisse."

„Ich hege sie auch jetzt noch nicht; aber es ist meine Pflicht, Dir mitzutheilen, daß einer Deiner Gäste mir gegenüber sehr schwere Verdächtigungen gegen den Grafen erhoben hat."

„Ah! Und warum gerade Dir gegenüber?"

„Um mich zu warnen."

„Das ist überraschend! Und wer ist dieser getreue Eckart gewesen?"

„Ich möchte seinen Namen vorläufig für mich behalten, obgleich, oder gerade weil ich ermächtigt bin, ihn zu nennen. Er thut ja auch vorerst nichts zur Sache. Dieser Warner behauptete, dem Grafen schon früher in der Hauptstadt begegnet zu sein und dort ganz andere Erzählungen über seine Vergangenheit vernommen zu haben, als sie gestern bei uns im Umlauf waren."

„Eine sehr schwere Anschuldigung — in der That! Auch ich würde sofort zu einer höchst verdächtigen Persönlichkeit werden, wenn ich für jeden Klatsch verantwortlich gemacht werden sollte, welchen alte Weiber beiderlei Geschlechts über mich und meine Vergangenheit aushecken."

„Aber jener Herr wußte noch mehr. Er wußte, daß Graf Ramin damals ein leidenschaftlicher Spieler gewesen, und daß er gezwungen worden sei, aus einem vornehmen Club auszutreten, weil man ihn im Verdacht gehabt habe, sich unerlaubter Kunstgriffe zu bedienen. Unter Hinterlassung bedeutender Schulden und eines zerstörten Familienglücks sei er dann aus der Hauptstadt verschwunden."

„Hm! Das klingt allerdings schon ernsthafter! Und Dein Gewährsmann ist bereit, für seine Beschuldigungen einzustehen?"

„Er überließ es mir wenigstens, davon nach meinem Belieben Gebrauch zu machen."

Armbrecht wurde nachdenklich; seine schlechte Laune war in verstärktem Maße zurückgekehrt. Aber seine Eitelkeit sträubte sich gewaltig dagegen, daß er nun auch als Menschenkenner möglicherweise eine Niederlage erleiden sollte.

„Es wäre mir doch lieb, Hertha," meinte er nach einer Weile, „wenn Du mir den Namen dieses sonderbaren Warners nennen wolltest. Erst dann werde ich wissen, was ich weiter zu thun habe."

„Warum erst dann, Papa?"

„Weil ich vorläufig noch sehr stark zu dem Verdacht hinneige, die Quelle jener Verleumdungen sei der Neid und die Eifersucht irgend eines Nebenbuhlers, dem Deine Freundlichkeit gegen den Grafen ein Dorn im Auge ist. Wie in aller Welt wäre er sonst dazu gekommen, gerade Dich zur Mitwisserin seiner Geheimnisse zu machen?"

„Das ist eine Frage, auf die auch ich vergebens nach

einer Antwort gesucht habe. Aber Deine Vermuthung ist trotzdem unbegründet, das darfst Du mir glauben. Wenn jener Herr dem Grafen auch keineswegs freundlich gesinnt schien, so war es doch sicherlich nicht Eifersucht, was er gegen ihn empfand."

„Du mußt sehr genaue Einblicke in sein Inneres gethan haben, wenn Du das mit solcher Bestimmtheit behaupten kannst. Aber gesetzt auch, er hätte in rechtschaffener Absicht gehandelt, was ich, wie gesagt, bis auf Weiteres sehr lebhaft bezweifle: was wäre denn mit alledem bewiesen? Graf Ramin gehört zwar nach Geburt und Erziehung unverkennbar der besten Gesellschaft an; aber er hat unter dem Zwange der Nothwendigkeit ein bewegtes Leben führen müssen, das ihn ohne Zweifel mit den verschiedensten Kreisen und Elementen in Berührung gebracht hat. Wenn er dabei unter Anderem auch von der Leidenschaft zum Spiel angesteckt worden ist — lieber Himmel, das Verbrechen wäre nicht gar so groß! Man hält dergleichen selbst in sehr hohen Kreisen kaum für eine Sünde, und ich selber würde mich kaum beleidigt fühlen, wenn man mir sagte, meine kaufmännische Thätigkeit sei, wie jede andere, im Grunde nur ein einziges, beharrlich durchgeführtes Glücksspiel gewesen. Die Geschichte mit den unerlaubten Kunstgriffen ist wahrscheinlich eine der kleinen Uebertreibungen, auf welche sich die geschwätzige Fama so ausgezeichnet versteht. Ich werde nicht unterlassen, meine Erkundigungen einzuziehen; aber je reiflicher ich über die Sache nachdenke, desto sicherer bin ich schon jetzt, daß das Ergebniß ein für den Grafen günstiges sein wird. Ein

notorischer Falschspieler, den man mit Schimpf und Schande davongejagt hat, besitzt wohl schwerlich die Dreistigkeit, sich auf die Gefahr hin, öffentlich gedemüthigt zu werden, wieder in der Gesellschaft hervorzuwagen."

Mit großer Aufmerksamkeit war Hertha seiner Darlegung gefolgt. Etwas von seiner Zuversichtlichkeit schien sich auch auf sie zu übertragen.

„Vielleicht hast Du Recht, Papa. Ich kenne diese Verhältnisse zu wenig, um darüber ein eigenes Urtheil zu haben. Aber es war auch noch von einem anderen Vergehen des Grafen die Rede."

„Von seinen Schulden? Auch dafür fehlt mir die Erklärung nicht. Er verfügt über ein Besitzthum, das vielleicht Millionen werth ist; aber er hat nicht die Mittel, es auszubeuten. Da ist es sehr wohl denkbar, daß er vorübergehend in Bedrängniß geräth, obgleich er im Grunde ein reicher Mann ist."

„Ich meinte nicht seine Schulden, sondern —"

„Ah, das zerstörte Familienglück, von dem Dein unbekannter Freund gesprochen. Nun, mein Kind, das ist ein Thema, über das ich mich nicht weiter auslassen kann, so lange mir alle thatsächlichen Anhaltspunkte fehlen. Aber ich werde auch nach dieser Richtung hin die sorgfältigsten Nachforschungen anstellen. Bist Du mit dem Versprechen zufrieden?"

„Was Du thust, wirst Du in Deinem eigenen Interesse thun, Papa. Du brauchst Dich dabei wenig um meine Zufriedenheit oder Unzufriedenheit zu kümmern."

„Nun, nun! Du verstehst doch wohl, wie es gemeint

ist. Wenn alle meine Nachforschungen ergeben, daß der Graf unschuldig verleumdet worden ist — und ich möchte mich dafür verbürgen, daß dies das Ergebniß sein wird — wenn er ganz gerechtfertigt dasteht, und mich dann vielleicht eines Tages um die Hand meines Töchterchens bittet, welches wird dann die Antwort sein, die ich ihm zu geben habe?“

Hertha hatte sich hastig erhoben.

„Ich weiß es noch nicht, Papa; aber ich könnte in solchem Fall allerdings sehr geneigt sein, gerade dem Verleumder zum Trotze dem Grafen jede Genugthuung zu geben, welche ich überhaupt zu gewähren vermag. Doch es wird Zeit genug sein, darüber zu sprechen, wenn wirklich die Nothwendigkeit einer Entscheidung vorliegt. Nur um Eines noch möchte ich Dich fragen, ehe ich Dich wieder Deinen Geschäften überlasse: wie konnte diese unerhörte Verlobung Helenens mit Kreuzkamp zu Stande kommen, mit dem abscheulichsten und widerwärtigsten von allen Menschen, welche jemals unsere Schwelle überschritten haben?“

Armbrecht lächelte gezwungen. „Er gefällt Dir nicht? Nun, das läßt sich begreifen, denn nach meinem Geschmack wäre er auch nicht. Aber wer vermag die Geheimnisse eines Mädchenherzens zu ergründen? Helene hat seine Werbung angenommen, und da sie — abgesehen vielleicht von dem Mangel äußerer Vorzüge in der Persönlichkeit des Bräutigams — unstreitig eine sehr gute Parthie machen wird, hatte ich keinen Grund, meine Zustimmung zu versagen.“

„Aber Du hattest doch auch wohl keinen Grund, sie zur Annahme dieser Werbung zu zwingen?“

„Sie zu zwingen? Hat sie die Stirn gehabt, etwas derartiges zu behaupten?“

„Nein. Sie versuchte vielmehr, mich an die Freiwilligkeit ihrer Handlungsweise glauben zu machen. Aber sie vermag mich damit nicht auf die Dauer zu täuschen. Es liegt irgend ein Geheimniß vor, in welches sie mich nicht einweihen will; und doch werde ich nicht ruhen, bis ich diesen Dingen auf den Grund gekommen bin. Ich sehe, daß Helene leidet, und ich will nicht, daß ihr ein Unrecht geschieht. Die Dienstboten erzählen sich, daß in dieser Nacht unweit der Brandstätte eine heftige Scene zwischen Kreuzkamp und Herrn Gerhard Freising stattgefunden habe, und daß auch Helene an derselben betheiligt gewesen sei. Heute schließt sie sich nun in ihr Zimmer ein, und es ist mir trotz wiederholter Versuche nicht möglich gewesen, zu ihr zu gelangen. So möchte ich denn von Dir erfahren, was dies Alles bedeutet.“

Armbrecht hatte sich erhoben und war an das Fenster getreten. Er hatte erst die Absicht gehabt, Hertha's unbequeme Neugier mit einem Scherzworte abzufertigen; als sie aber mit einer Frage schloß, welche ganz den Charakter einer drängenden und vorwurfsvollen Forderung hatte, schwollen die Adern an seinen Schläfen und der finsterste Ausdruck trat auf sein hartes Gesicht.

„Was das bedeutet?“ rief er, sich ihr heftig zuwendend. „Es bedeutet, daß Deine Cousine —“

Er wurde unterbrochen, denn Friedrich, der schon zwei=

mal leise angeklopft hatte, ohne eine Antwort zu erhalten, steckte seinen Kopf in das Zimmer.

„Herr Armbrecht wollen gnädigst verzeihen; aber da ist Einer von Herrn Kreuzkamp; ich weiß nicht, ob ich es sagen darf, aber es ist eine schreckliche Geschichte.“

Armbrecht achtete kaum auf die letzten Worte des Burschen. Ihm war in diesem Augenblick jede Störung willkommen, welche ihn einer Fortsetzung des eben geführten Gespräches überhob.

„Lassen Sie den Mann hereinkommen,“ befahl er. „Und verschonen Sie mich mit allen überflüssigen Redensarten.“

Ohne besondere Spannung blickte er nach der Thür; aber es zuckte eigenthümlich um seine Nasenflügel und in seinen Augenwinkeln, als sich die knochige, hagere Gestalt des Buchhalters Wendland hüstelnd über die Schwelle schob.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung,“ hob der Eintretende nach einer ungeschickten Verbeugung an, „ich würde mir nicht die Freiheit genommen haben — aber die traurigen Umstände — das betrübende Ereigniß — ich bin leider der Ueberbringer einer sehr schlechten Nachricht.“

Armbrecht hatte den höchst erregten und verlegenen Alten unverwandt mit durchdringendem Blick betrachtet; jetzt wandte er sich an Hertha und sagte in hartem, gebieterischem Tone: „Laß uns allein! Du siehst, daß ich mich Dir nicht länger zur Verfügung stellen kann!“

Das stolze Köpfchen unwillig in den Nacken werfend,

gehorchte Hertha dem Befehle. Kaum hatte sich die Thür hinter ihr geschlossen, als Armbrecht dicht vor den Buchhalter hintrat und ihn ohne Rücksicht auf jene mühsam hervorgestotterte Einleitung mit gedämpfter Stimme anherrschte: „Was wünschen Sie von mir, Herr Wendland? Und woher nehmen Sie die Dreistigkeit, mein Haus noch einmal zu betreten?"

Der Alte senkte den weißhaarigen Kopf und rieb in äußerster Verwirrung seine dürren Hände.

„Ich würde ganz gewiß niemals die Kühnheit besessen haben, Herr Armbrecht," versicherte er, „wenn nicht das außergewöhnliche und erschütternde Vorkommniß —"

„Lassen Sie mich mit Ihren traurigen Umständen und erschütternden Vorkommnissen in Ruhe! Woher kommen Sie? Und warum sind Sie gegen unsere Abmachung nach Deutschland zurückgekehrt?"

„Ach, Herr Armbrecht, die bitterste Noth war es, welche mich dazu trieb, und dann der sehnliche Wunsch meines schwerkranken Weibes, wenigstens in der Heimath zu sterben. Ich dachte auch nicht, daß Sie mir deshalb zürnen würden, jetzt, nachdem so viele Jahre vergangen sind, seitdem —"

Mit einer Handbewegung schnitt ihm Armbrecht die Weiterrede ab.

„Genug! Seit wann sind Sie wieder hier?"

„Seit zwei Jahren, Herr Armbrecht, und es ist mir im Vaterlande fast noch schlechter ergangen, als drüben in England. Mehr als einmal war ich nahe daran, mich in meinem grenzenlosen Elend an Ihre Barmherzigkeit zu

wenden; aber ich fürchtete mich doch wegen des gebrochenen Versprechens, und schließlich fand ich dann endlich vor einigen Wochen auch die Stellung bei dem Herrn Kreuzkamp, welche mich wenigstens vor dem Verhungern bewahrte."

Armbrecht stieß den Schreibsessel, neben welchem er stand, mit einer zornigen Bewegung von sich, und es war ihm anzusehen, daß er mit dem alten Buchhalter am liebsten auf eine noch weniger glimpfliche Weise verfahren wäre.

„Sie stehen in Kreuzkamp's Dienst? Und davon habe ich nichts gewußt? Ah, das ist eine ausgemachte Schurkerei! Er hat Ihnen Ihre vermeintlichen Geheimnisse gut bezahlt, nicht wahr?"

„Meine Geheimnisse? Ach, Herr Armbrecht, wie können Sie das nur von mir glauben! Und selbst wenn ich es gethan hätte, der unglückliche Herr Kreuzkamp würde gewiß nichts mehr verrathen."

Jetzt endlich wurde der Schloßherr aufmerksam.

„Was soll das heißen?" fragte er. „Wollen Sie mich zum Besten haben?"

„O nein, o nein! Es ist nur zu fürchterlicher Ernst. Ich sagte Ihnen ja, daß ich der Ueberbringer einer schlimmen Neuigkeit sei. Mein Prinzipal ist nicht mehr am Leben."

Es war sicherlich nicht leicht, einen Mann von der Beschaffenheit Armbrecht's außer Fassung zu bringen. Diese unerwartete Mittheilung aber traf ihn so gewaltig, daß alle Farbe aus seinem wohlgenährten Antlitz entwich.

„Todt? Kreuzkamp todt?“ wiederholte er. „Das ist ja nicht möglich! An diesem Morgen noch war er gesund und kräftig, als er mich verließ!“

„Vor solchem Schicksal schützt keine Gesundheit und keine Kraft. Er ist nicht natürlichen Todes gestorben, Herr Armbrecht.“

Die Wirkung dieser Worte steigerte sich noch durch die halb feierliche, halb beklommene Art, in welcher sie mit sichtlicher Anstrengung hervorgebracht waren.

Armbrecht schien über der unerhörten Neuigkeit seinen Zorn gegen den Alten zu vergessen. Mit kurzer Handbewegung deutete er auf einen Stuhl.

„Setzen Sie sich und erzählen Sie mir Alles. Wie ist es geschehen?“

„Heute Morgen um vier Uhr — ich lag wie gewöhnlich wach auf meinem Bette — klopfte es an das Fenster meines Stübchens, das zu ebener Erde im Herrenhause von Gollnow liegt, und da ich meinte, daß es Herr Kreuzkamp sei, fuhr ich so schnell wie möglich in meine Kleider. Aber es war nur ein Knecht, der mir ganz erschrocken mittheilte, soeben sei der Braune meines Prinzipals mit leerem Sattel nach Hause gekommen. Es war also kein Zweifel, daß dem Herrn Kreuzkamp unterwegs ein Unfall zugestoßen sein müsse, und wir weckten den Inspektor, um seine Meinung zu hören. Er war der Ansicht, daß wir uns sofort aufmachen müßten, um den Weg nach Schönheide abzusuchen, und er gab zugleich den Befehl, daß der Kutscher die Doppelkalesche anspannen und uns damit folgen sollte. Bis gegen den Moorhof hin

suchten wir vergebens; aber kurz vor diesem Hause stießen wir auf das Entsetzliche, das ich noch in der Stunde meines Todes vor Augen haben werde. Am Rande des Chausseegrabens lag lang ausgestreckt und mit aufwärts gewandtem Gesicht mein unglücklicher Herr. Seine Augen waren weit geöffnet und ganz verglast; wir sahen also auf den ersten Blick, daß alles Leben schon aus ihm entflohen. Wir glaubten nicht anders, als daß er vom Pferde gestürzt sei und sich das Genick gebrochen habe; aber der Inspektor, der sich zu ihm herabgebeugt hatte, um ihn näher zu untersuchen, schrie mit einem Male laut auf: ‚Holla, was ist das? Da ist ein Kugelloch und da noch eines! Herr Kreuzkamp ist erschossen worden!‘ Und wie ich meinen ersten Schrecken überwunden und mich entschlossen hatte, ebenfalls hinzuschauen, da sah ich, daß er die Wahrheit gesprochen. Rock und Weste waren vollständig aufgeknöpft, wie es Herr Kreuzkamp manchmal zu thun pflegte, wenn ihm sehr heiß war; auf dem Brusttheil des Oberhemdes aber waren zwei versengte Stellen und mitten in jeder von ihnen ein kleines, rundes Loch. Und zwei so kleine, schreckliche Löcher mit schwarzen, aufgeschwollenen Rändern zeigten sich unter dem zurückgestreiften Hemd auch auf der Brust der Leiche. Blut war nur sehr wenig da, und der Inspektor meinte, daraus könne man schließen, daß der Tod sogleich eingetreten sei. In unserem Entsetzen über dies grauenvolle Ereigniß waren wir zuerst ganz rathlos, und dann, weil der Wagen, der uns folgen sollte, noch immer nicht in Sicht kam, faßten wir den Entschluß, den Verunglückten zunächst nach dem Moorhofe

zu bringen. Er war ja noch nicht einmal ganz erkaltet, und wenn wir auch nicht zweifelten, daß er längst seine Seele ausgehaucht habe, hielten wir es doch für unsere Pflicht, ihn so zu behandeln, als könnte noch Leben in ihm sein. Ich erbot mich, Herrn Freising von dem traurigen Besuch in Kenntniß zu setzen, den wir ihm zugedacht hatten, und es traf sich gut, daß dieser Herr gar nicht zu Bett gegangen war, sondern in seinen Kleidern auf dem Sopha lag. Er hatte selber bei einer Feuersbrunst eine Verletzung davongetragen, und war darum etwas angegriffen und verwirrt, aber er war uns doch behilflich, den schweren Körper hereinzuschaffen und ihn drinnen auf das Sopha zu legen, wo wir uns dann durch eine genaue Untersuchung überzeugen konnten, daß er wirklich und wahrhaftig ganz todt sei. Nach einer Weile kam auch der erwartete Wagen, auf welchem wir ihn nach Gollnow schaffen konnten."

Erschöpft und auf das Tiefste erschüttert von der Erzählung der schrecklichen Dinge, welche er an diesem verhängnißvollen Morgen erlebt hatte, hielt Wendland inne. Armbrecht's Wißbegierde aber schien durch die umständliche Darlegung keineswegs befriedigt.

„Und weiter? Sind die Behörden bereits von dem Ereigniß unterrichtet worden?"

„Gewiß. Schon um sieben Uhr waren zwei Polizeibeamte aus der Kreisstadt mit dem Herrn Physikus da. Er stellte ebenfalls fest, daß beide Schußwunden tödtlich seien, und daß der Tod fast auf der Stelle eingetreten sein müsse. Dann wurde das Zimmer, in welchem sich die

Leiche befand, und die Wohnräume überhaupt unter Siegel gelegt. Um Neun aber traf die eigentliche Untersuchungskommission vom Gericht ein, und jetzt sind die Vernehmungen bereits in vollem Gange. Der Herr Untersuchungsrichter war es, der mich beauftragt hat, auch Sie, verehrter Herr Armbrecht, um Ihr Erscheinen zu bitten."

„Er erwartet mich gleich jetzt? Noch an diesem Vormittage?"

„Ich glaube allerdings, daß ihm viel daran gelegen wäre, Sie so bald als möglich zu sprechen."

Armbrecht drückte auf die Glocke.

„Nun gut, dann brauche ich Sie nicht um weitere Mittheilungen zu ersuchen, denn ich werde dort alles Wissenswerthe erfahren. — Lassen Sie sofort anspannen!" befahl er dem eintretenden Friedrich, und gegen Wendland gewendet fügte er hinzu: „Sie können meinetwegen diese Gelegenheit benutzen, nach Gollnow zurückzukommen, wenn Sie sich auf den Bock zu dem Kutscher setzen wollen. Warten Sie bis zur Abfahrt draußen vor dem Hause."

Es war dem alten Buchhalter wohl anzusehen, daß er noch eine Frage oder eine Bitte auf dem Herzen habe; aber die harten Züge des unbeweglichen Gesichts nahmen ihm den Muth dazu. So schlich er denn mit einer abermaligen linkischen Verbeugung, die vollständig unbeachtet blieb, stille aus dem Zimmer und setzte sich draußen in einen schattigen Winkel, wo ihn Niemand sah und wo seine dürre Gestalt keinen Anstoß erregen konnte.

Die große Neuigkeit aber, welche er mitgebracht hatte,

war, noch ehe er drinnen in Armbrecht's Zimmer mit seiner ausführlichen Erzählung zu Ende gekommen, unter den Bewohnern des Schlosses bereits von Mund zu Mund gegangen. Auch Hertha hatte sie erfahren, und ohne Zögern begab sie sich noch einmal vor Helenens Thür.

„Oeffne mir!" sagte sie dringend. „Ich habe Dir eine Mittheilung von höchster Wichtigkeit zu machen. Das Schicksal selbst ist für Dich eingetreten — Du bist frei."

In der nächsten Sekunde schon wurde der Schlüssel umgedreht, und Helene, die vollständig angekleidet war, obwohl ihr leidendes Aussehen das Vorhandensein eines schweren Unwohlseins zu bestätigen schien, stand vor ihrer Base.

„Was sagst Du, Hertha? Ich sei frei? Ja, mein Gott, wie soll ich das verstehen?"

Die Tochter Armbrecht's legte ihren Arm stützend und liebkosend um die zierliche Gestalt und führte sie nach dem Sopha zurück.

„Bist Du stark genug, etwas Außerordentliches zu hören, etwas, das ich kaum auszusprechen wagen würde, wenn Du selbst mir nicht vor einer kurzen Reihe von Tagen erklärt hättest, daß Du diesen Kreuzkamp niemals lieben würdest? Und zu meiner Beruhigung — damit ich nicht dennoch eine Unvorsichtigkeit begehe — wiederhole mir noch einmal, daß Du ihn nicht liebst."

Der starre, geisterhafte Ausdruck in Helenens Antlitz war es, der sie erschreckt hatte. Und tonlos, wie aus dem Munde eines Automaten, klang denn auch die Antwort: „Nein, ich liebe ihn nicht; aber ich bin trotzdem fest entschlossen, meine Pflicht zu erfüllen."

„Darum handelt es sich jetzt nicht länger, liebe Helene. Kreuzkamp wird keine Pflichterfüllung mehr von Dir beanspruchen. Er ist aus den Reihen der Lebenden geschieden."

Die Braut des Todten rührte sich nicht. Ob sie die ungeheuerliche Botschaft nicht sogleich in ihrer ganzen Bedeutung zu fassen vermochte, oder ob die grausamen Kämpfe der letzten Tage ihr Gefühlsleben bis zu völliger Theilnahmlosigkeit abgestumpft hatten, jedenfalls verrieth kein Zucken in ihrem Antlitz Bestürzung oder Entsetzen.

„Wer sagt das?" fragte sie in demselben müden Ton. „Man wird Dich betrogen haben, oder vielleicht auch hast Du die Absicht, mich auf die Probe zu stellen."

„Armes Kind! Wie übel muß man Dir mitgespielt haben, wenn Du selbst in meine Aufrichtigkeit Zweifel setzen kannst! Nein, ich berichte Dir nichts anderes, als die volle Wahrheit. Kreuzkamp wurde in dieser Nacht auf seinem Heimritt nach Gollnow bei dem Moorhofe meuchlerisch erschossen."

Jetzt erst schien Helene das Schreckliche zu begreifen. Mit beiden Händen nach der Stirn greifend, sprang sie empor.

„Erschossen? Ermordet? Und bei dem Moorhofe? O, nur das nicht — nur das nicht, allbarmherziger Gott!"

„Ich hätte es Dir vorsichtiger beibringen sollen," beschwichtigte Hertha, „aber verhehlen durfte ich es Dir nicht, wenn nicht in der nächsten Viertelstunde einer der Dienstboten noch ungeschickter damit herauskommen sollte. Und wenn es Dir ein Trost sein kann, zu hören, daß

Dein Verlobter allem Anschein nach einen schmerzlosen Tod gefunden, daß er —"

Helene schüttelte heftig den Kopf. In ihren sonst so sanften Augen brannte eine wahnwitzige Angst.

„Sprich nicht von ihm, Hertha, er ist ja todt! Sage mir nur, wer — wer hat es gethan?"

„Wer es gethan hat?" fragte Hertha erstaunt. „Irgend ein Wegelagerer vermuthlich, der es auf Kreuzkamp's Börse und seine Werthsachen abgesehen hatte. Ich weiß es nicht!"

„Bei dem Moorhofe, sagst Du, habe man ihn gefunden? Und war er beraubt? — O, ich bin nur zu sicher, daß er nicht beraubt worden ist!"

Sie ging mit gerungenen Händen in dem kleinen Zimmer auf und nieder. Wie groß auch Hertha's Theilnahme war, ihr Befremden über diese seltsamen Ausrufungen drängte doch für den Augenblick fast die Theilnahme zurück.

„Ich verstehe Dich nicht, Helene. Das Alles kommt doch erst in zweiter Linie. Für die Entdeckung des Mörders mögen die Gerichte sorgen. Uns kümmert nur der Ermordete und sein Geschick."

Die Verlobte Kreuzkamp's hörte offenbar kaum noch auf das, was ihre Base sprach. Sie setzte ihre ruhelose Wanderung fort; dann begann sie sich plötzlich, einer Eingebung des Augenblicks folgend, zum Ausgehen anzukleiden.

„Was hast Du vor?" fragte Hertha. „Du bist viel zu erregt und angegriffen, um jetzt das Haus verlassen zu können."

„Ich muß zu ihm!" erwiederte Helene, mehr zu sich selbst sprechend, als gegen die Fragende gewendet. „Was auch kommen möge, ich muß zu ihm!"

„Zu wem? Zu Kreuzkamp? Nun, wenn Du stark genug bist, das Grauen zu überwinden, welches mich in einem solchen Falle gewiß zurückhalten würde, und wenn Du Dich nicht vor den Herren vom Gericht fürchtest, welche eben jetzt in Gollnow ihres Amtes walten, so kannst Du ja meinen Vater begleiten, der sich eben anschickt, dahin zu fahren."

Helene hatte die ersten Fragen ihrer Base mit einem Kopfschütteln beantwortet, als sei es gar nicht ihre Absicht, an die Leiche ihres Verlobten zu eilen; dann aber war sie aufmerksam geworden und schien mit einem Entschluß zu ringen.

„Die Herren vom Gericht, sagst Du? Ist es gewiß, daß ich sie dort antreffen werde?"

„Der Mann, welcher die Nachricht von dem Geschehenen soeben hierher gebracht hat, kam im Auftrage des Untersuchungsrichters, um meinen Vater zu holen. Wahrscheinlich erwartet man von ihm irgend eine wichtige Auskunft."

„Wohl, dann werde ich mit ihm fahren. Vielleicht vermag auch ich eine wichtige Auskunft zu geben."

„Du, Helene? Was könntest Du wissen? Aber, wahrhaftig, wie ist es nur möglich, daß ich erst jetzt auf diesen Gedanken komme — Freising! Er haßte ihn, er hat noch in dieser Nacht einen Streit mit ihm gehabt, und bei dem Moorhofe wurde Kreuzkamp erschossen. O, es ist kein Zweifel, Freising hat es gethan!"

Mit der Lebhaftigkeit und der rücksichtslosen Offenheit, welche ihr eigenthümlich waren, hatte Hertha ihrem furchtbaren Argwohn ohne Weiteres Worte gegeben. Aber es war freilich kein Zweifel, daß sie damit nur Helenens geheimste Gedanken ausgesprochen, denn statt in zorniger Entrüstung aufzufahren, sagte die Gemarterte mit zuckenden Lippen: „Ich glaube es nicht, Hertha, ich will es nicht glauben, weil ich nicht im Stande bin, es zu fassen. Ich müßte ja wahnsinnig werden, wenn es so wäre, denn auf mich allein fiele alle Schuld. Aber ich will Gewißheit haben um jeden Preis, und darum mußt Du den Onkel bitten, daß er mich mit sich nehme."

Sie machte ein paar Schritte gegen die Thür, aber die Füße drohten ihr den Dienst zu versagen; sie wankte und lehnte sich laut aufschluchzend gegen den Pfosten.

„Mein armes — armes Herz!" rief Hertha, sie mit beiden Armen umschlingend, und es war eine so innige, warmherzige Theilnahme im Klang ihrer Stimme, wie sie selbst Helene kaum jemals aus diesem stolzen Munde erfahren hatte. „Es ist zu viel, was Du Dir zumuthest; Du würdest ja zusammenbrechen unter der Last alles dessen, was Dir da bevorsteht."

All' ihre Willenskraft zusammennehmend, raffte sich Helene auf.

„Was liegt daran! Nur nicht diese Ungewißheit, diese furchtbaren Zweifel! Das ist schrecklicher als der Tod!"

Die namenlose Angst gab ihr eine solche Entschiedenheit des Willens, daß Hertha keinen weiteren Versuch machte, sie an der Ausführung ihres Vorhabens zu hindern.

„Gut! Mag es denn darum sein! Aber Du wirst mir schon gestatten müssen, Dich zu begleiten. Und ich selbst will mit meinem Vater sprechen, damit Dir wenigstens von dieser Seite jede unnütze Aufregung erspart bleibt.“

Wie sie es fertig brachte, Armbrecht trotz seines anfänglichen sehr entschiedenen Widerspruches ihrem Willen gefügig zu machen, war ihr eigenes Geheimniß. Jedenfalls waren die beiden Damen die Ersten, welche den Wagen bestiegen, und mit finsterer Miene folgte ihnen der Schloßherr nach. Die Pferde zogen schon an, als Hertha auf den alten Wendland aufmerksam wurde, der mit dem Hute in der Hand in einiger Entfernung stehen geblieben war.

„Ich glaube, der Herr hat noch einen Wunsch, Papa,“ sagte sie. „Wollen wir ihn nicht mitnehmen?“

„Lassen Sie den Mann neben sich auf den Bock sitzen!“ befahl Armbrecht dem Kutscher, und Wendland, der diese Worte vernommen haben mußte, kam näher.

„Ich danke Ihnen, Herr Armbrecht. Es ist sehr freundlich, daß Sie mich nicht vergessen. Aber verzeihen Sie mir gütigst eine unbescheidene Frage. Betrügen mich meine alten Augen, oder ist diese junge Dame wirklich Fräulein Helene Dörenberg?“

„Natürlich! Aber ich weiß in der That nicht, inwiefern Sie das interessiren kann, und wir haben jetzt keine Zeit, uns mit Vorstellungen aufzuhalten. Ist es Ihnen also gefällig, Ihren Platz einzunehmen?“

Erschrocken kletterte der Alte auf den hohen Sitz, auf

welchem sonst Friedrich allein zu thronen pflegte. Armbrecht aber erwiederte auf Hertha's verwunderte Frage nach seiner Persönlichkeit kurz und verdrießlich: „Er war früher in meinem Comptoir beschäftigt, bis ich ihn seiner Unbrauchbarkeit wegen davonjagen mußte. Wie es scheint, ist er inzwischen vollständig kindisch geworden.“

(Fortsetzung folgt.)

Umsonst.

Aus den Erinnerungen eines alten Kriminalbeamten.

Mitgetheilt von

A. Oskar Klaußmann.*)

(Nachdruck verboten.)

1.

Ich hielt mich im Jahre 186* in dem kleinen Gebirgsstädtchen S. unter dem Vorwande auf, als Maler Skizzen der schönen Umgegend für meine Mappen zu sammeln. Selbst die Ortsbehörde wußte nichts von meiner Anwesenheit, denn es handelte sich um eine durchaus diskrete und höchst wichtige Sache.

In die Hände der hauptstädtischen Polizei war einer der Agenten der großen internationalen Rubelfälschergesell-

*) Die im Folgenden erzählten Begebenheiten entstammen den äußerst interessanten Aufzeichnungen eines alten, mir persönlich bekannten Kriminalbeamten, der die Erlebnisse seines an Abenteuern reichen Lebens niedergeschrieben und mir zur literarischen Bearbeitung übergeben hat. Ich habe an den folgenden Zeilen aber absichtlich nur sehr wenig geändert, da es mir gerade die schlichte, ungekünstelte Darstellung jenes übrigens für den Erzähler selbst sehr bedeutsamen Falles zu sein scheint, die auf den Leser so anziehend wirkt. D. Verf.

[redacted]

schaft, die in London ihren Sitz hat, gefallen, und bei diesem hatte man eine chiffrirte Mittheilung gefunden, aus welcher zwar nicht mit Sicherheit geschlossen, aber doch gemuthmaßt werden konnte, daß Mitte September in S. einer derjenigen Agenten, welche falsche Rubelscheine mit sich bringen, eintreffen würde, um dort mit den über Deutschland verbreiteten Unternehmern zusammenzukommen, die ihm die Scheine gegen Zahlung echten Geldes abnehmen sollten.

Ich hatte als junger Kriminalbeamter von meinem Chef die Aufgabe zugewiesen erhalten, die Erwarteten aufzuheben, mit der Instruktion, möglichst vorsichtig zu operiren und mein Augenmerk darauf zu richten, daß nicht nur jener Agent, der von London kommen würde, sondern vor Allem auch die Falsifikate, die er mitbrächte, sowie die Personen, die ihm dieselben abnehmen wollten, in die Hände der Polizei fielen. Der Chef hatte mir nicht verhehlt, daß wenig Aussicht auf einen Erfolg meiner Reise vorhanden sei, denn wir konnten uns ebenso bei Dechiffrirung der Papiere, die der in unseren Händen befindliche Gefangene bei sich gehabt hatte, wie in der Zeit geirrt haben. Dann war auch anzunehmen, daß, nachdem dieser Mann in unsere Hände gefallen war, die ganze Gesellschaft gewarnt wurde, und die erwarteten Persönlichkeiten nicht nach S. kamen.

Ich hatte von frühester Jugend an eine gewisse Fertigkeit im Zeichnen, ja, ich kann mir wohl schmeicheln, ein gewisses Maltalent besessen, und deshalb war es mir leicht, die Maske eines Kunstjüngers anzunehmen, den die

wirklich prächtige Umgebung von S. verlockte, sich eine Zeitlang dort aufzuhalten, um Studien nach der Natur zu machen.

Schon zwei Tage bevor ich nach S. kam, hatte ich in dem dortigen Wochenblättchen ein Inserat erlassen, in dem ich eine möblirte Wohnung suchte, und hatte darauf nur eine Offerte erhalten, die allerdings für einen wirklichen Kunstjünger sehr günstig gewesen wäre. In einer Villa, die außerhalb der Stadt lag, war ein nach Norden gelegenes Giebelzimmer zu vermiethen, und ich stand nicht an, dasselbe sofort mit Beschlag zu belegen und mich mit meinen Malutensilien, die ich mitgebracht hatte, dort unterzubringen.

Der Besitzer der Villa war ein alter, weißhaariger Herr von ungefähr sechzig Jahren, jedoch in voller Kraft, der, wie ich sehr bald erfuhr, sich viel in überseeischen Gegenden aufgehalten und dort sein Vermögen erworben hatte. Er hieß Liebig und war früher Kaufmann gewesen, sein Reichthum schien außerordentlich groß zu sein. Durch den langen Aufenthalt außerhalb Europa's war Liebig aus aller Verbindung mit seiner Familie gerathen. Er hatte wenigstens bei sich nur eine junge Dame von ungefähr zwanzig Jahren, die indessen keine Verwandte, sondern die Tochter eines früh verstorbenen Jugendfreundes war. Eine ältere Wirthschafterin stand dem Haushalt vor, und das Leben in der Villa war ein sehr geregeltes und einfaches.

Wie alle Menschen, die sich nach langem Arbeiten zur Ruhe gesetzt haben, hatte Liebig eine gewisse Vorliebe für

die Blumenpflege. Neben der Villa befand sich ein großer Garten, dessen größerer Theil der Blumenzucht gewidmet war, auf welchem Gebiete der alte Herr Bedeutendes leistete.

Ich war von ihm sehr freundlich empfangen worden. Er erklärte mir von vornherein, daß er es nicht nothwendig habe, um des Gelderwerbs willen eine Wohnung zu vermiethen, aber daß ihm daran liege, noch einen Hausbewohner zu haben, weil er sich ziemlich einsam in der entlegenen Villa fühle. Er deutete mir auch direkt an, daß es ihm nicht unangenehm sein würde, wenn ich Verkehr mit ihm suchen wollte, und das kam mir allerdings im ersten Augenblick nicht recht gelegen. Ich mußte möglichst ungenirt und unbeobachtet leben können, wollte ich meinen Zweck erreichen. Ich hielt mich auch in der ersten Zeit wenig zu Hause, streifte mit meinem Malkasten und mit meiner Mappe viel in der Umgegend, dann aber noch mehr in der Stadt umher und richtete besonders auf den Bahnhof mein Augenmerk. Wenn es mir gelingen sollte, das erwartete Mitglied der Fälscherbande abzufassen, so war die meiste Aussicht dazu natürlich gerade auf dem Bahnhof vorhanden, denn es war anzunehmen, daß er doch dort mit der Eisenbahn ankam und vielleicht von den Leuten, die ihn erwarteten, empfangen wurde.

Der Bahnhof lag außerhalb der Stadt auf einer Anhöhe, und von dort aus hatte man einen so prächtigen Ueberblick über die in der Bergeinsattelung liegende Stadt und deren Umgebung, daß es nicht auffallen konnte, wenn

ich mich zu verschiedenen Tageszeiten einfand, um zu skizziren, und daß es ebensowenig auffiel, wenn ich mehr und mehr Bekanntschaft mit dem Bahnhofspersonal und auch mit dem Bahnhofsrestaurateur und mit dessen Familie machte.

Liebig schien es nicht gern zu sehen, daß ich so selten in seinen Garten hinabkam, da er darin gewissermaßen eine Nichtachtung seiner gärtnerischen Leistungen sah, und hin und wieder mußte ich mich also doch entschließen, ihn um die Erlaubniß zu bitten, seine Blumenzucht zu betrachten, und dann war es natürlich meine Pflicht, dieselbe nach Möglichkeit zu bewundern.

Vierzehn Tage meines Aufenthalts waren ungefähr vergangen und die Zeit rückte näher und näher heran, in welcher wahrscheinlich ein Erfolg für meine Sendung zu erreichen war, als ich entdeckte, daß sich in meinem Inneren ein kleiner Konflikt zwischen Pflicht und Gefühl entspann. Ich war mehrfach mit der jungen Dame, welche die Gesellschafterin des alten Herrn bildete und die Emma hieß, zusammengetroffen, und ich konnte mir nicht verhehlen, daß dieselbe einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hatte. Ich war durch den Verkehr in der Residenz und durch meine frühere Stellung als aktiver Offizier in der Armee an einen ganz anderen Damenverkehr gewöhnt, als ich ihn hier plötzlich genoß. Die junge Dame war von einer Bescheidenheit und Zurückhaltung, welche sie Denjenigen, der sich nicht die Mühe gab, das Mädchen näher kennen zu lernen, als herzlich unbedeutend erscheinen ließ. Wer aber Gelegenheit hatte, sie öfter zu sehen, bemerkte bald,

daß sich ebensoviel Geistesfrische als Herzensgüte hinter dieser Bescheidenheit verbarg, und daß ich hier ein Frauengemüth vor mir hatte, so rein und liebenswerth, wie ich es in der großen Gesellschaft bisher nicht gefunden hatte.

Der alte Herr war voll wunderlicher Launen, die wohl dadurch hervorgerufen wurden, daß er an beständiger Schlaflosigkeit litt, und ich bewunderte die Geduld und die Sanftmuth, mit der die junge Dame alle die Schrullen des alten Herrn willig ertrug, wie sie ihm Alles aus dem Wege zu räumen suchte, was ihn in seinem nervösen Zustand kränken oder reizen konnte, wie sie auf der anderen Seite Alles möglichst heranzubringen suchte, wodurch ihm irgend eine Freude bereitet werden konnte. Gegen Emma war der alte Herr auch weniger unliebenswürdig, als gegen seinen Diener und seine Wirthschafterin. Offenbar war er dem jungen Mädchen mit väterlicher Herzlichkeit zugethan, und es gab Augenblicke, in denen seine Blicke auf ihr mit einer Zärtlichkeit ruhten, aus der man wohl ersah, daß sie ihm nicht hätte theurer sein können, wenn er ihr wirklicher Vater gewesen wäre.

Es wird nothwendig sein, daß ich hier über die Persönlichkeit des Dieners, der zu dem direkten Dienste bei Liebig bestimmt war und sich auch gleichzeitig bei der Blumenzucht nützlich machte, Einiges bemerke. Daniel war ein Mann von etwa vierzig Jahren mit dem eigenthümlichen blasirten Gesicht, das man bei Menschen findet, die sich ihr Leben lang in dienender Stellung in besseren Häusern befunden haben. Sein bartloses Gesicht war lang, schmal und hager; über der scharfgebogenen Nase lag ein

Paar grauer Augen, die zumeist von den Lidern halb verdeckt waren. Nur hin und wieder, wenn er sich unbemerkt glaubte, hoben sich die Augenlider und ein spähender, leuchtender Blick fuhr aus den Augenwinkeln heraus, der mich unsympathisch genug berührte, als ich ihn das erste Mal sah.

Trotzdem ich erst seit kurzer Zeit Kriminalist war, hatte sich doch bei mir ein gewisses instinktives Gefühl für den ersten Eindruck einer Menschenphysiognomie herausgebildet. Durch den beständigen Verkehr mit Menschen, die in Konflikt gerathen sind mit den Gesetzen der Gesellschaft und des Staates, erhält der Kriminalist eine ganz besondere Gewandtheit, menschliche Charaktere nach dem Gesichtsausdruck zu beurtheilen.

Daniel besaß eine gewisse aalglatte Gewandtheit, die mir an ihm mißfiel, und offenbar ging er darauf aus, sich bei seinem Herrn in ein so gutes Licht zu setzen, als nur möglich. Er war von einer Zutraulichkeit und Dienstfertigkeit, daß es schien, als hinge er mit einer Art leidenschaftlicher Liebe an seinem Brodherrn. Er war stets zur Hand, jeden Blick des alten Herrn auszubeuten und den leisesten seiner Wünsche zu erfüllen, und doch entdeckte ich hin und wieder, wenn er sich unbeobachtet glaubte, daß ein gewisser Ingrimm sich in seinem Gesicht zeigte, und daß ein höhnisches Lächeln seinen Mund umspielte, wenn er seinen Herrn betrachtete.

Eines Abends, als ich mich wieder in der Restauration des kleinen Bahnhofs herumdrückte und ein gleichgiltiges Gespräch mit dem Restaurateur führte, trat zu meiner

Ueberraschung Daniel ein. Er that allerdings sehr unbefangen, begrüßte mich mit der ihm eigenthümlichen hochmüthigen Unterwürfigkeit, sah sich aber lauernd um, als erwarte er Jemand. Dann trank er ein Glas Bier und erzählte dem Restaurateur, daß er einen wichtigen Brief seines Herrn in den Briefkasten des Eisenbahnpostwagens, der mit dem Kurierzuge am Abend durchkam, stecken müsse. Ich hätte gewiß, wenn ich nicht eine gewisse Antipathie gegen den Mann gehabt hätte, ihn vollkommen ignorirt, aber als der Kurierzug einlief und Daniel mit einer gewissen Hast aufsprang und auf den Perron hinauseilte, konnte ich mich nicht enthalten, ihm zu folgen, und so wurde ich Zeuge davon, daß er nicht an den Postwagen, sondern an eine Coupéthür zweiter Klasse trat, aus der sich ein junger Mann herauslehnte. Der Zug hatte ungefähr vier Minuten Aufenthalt, die Coupéthür wurde geöffnet, und der junge Mann, den ich genau betrachten konnte, während ich unbeobachtet mehrmals im Schatten des Bahnhofsgebäudes an den Beiden vorüberging, hatte ein angelegentliches Gespräch mit Daniel. Ich sah auch, daß er aus der Tasche seines Staubmantels einen kleinen, viereckigen Gegenstand herausnahm, der wie ein Etui aussah, und daß Daniel diesen Gegenstand sorgfältig in der Hintertasche seines Livreerockes verbarg.

Bald darauf läutete die Glocke zum zweiten Male, der Reisende, der ein durchaus unauffälliges Gesicht mit einem ziemlich starken blonden Schnurrbart hatte, bestieg wieder den Wagen, und unmittelbar darauf setzte sich der Kurierzug in Bewegung. Als ich mich nach Daniel um-

blickte, war derselbe verschwunden, und ich trat den Weg nach meiner Wohnung an, mich mehr mit dieser zufälligen Begegnung beschäftigend, als mir eigentlich selbst lieb war. Was ging es mich an, daß der Diener mit jenem jungen Manne eine Unterredung gehabt hatte? Er konnte ihn ja ganz zufällig getroffen und dieser ihm eine Besorgung für seinen Herrn aufgetragen haben. Ja, es schoß auch blitzartig mir der Gedanke durch den Kopf, daß vielleicht dieser junge Mann in Beziehung zu Emma stehen könnte, daß vielleicht der alte Diener der Vermittler zwischen dem jungen Manne und Emma sei.

Da ich in Wirklichkeit ein sehr herzliches Interesse für das junge Mädchen empfand, wird man es begreiflich finden, daß ich alle Vorkommnisse immer wieder mit ihrer Person in Verbindung brachte; als ich die Villa erreichte und nach meiner Wohnung hinaufging, war ich wirklich eifersüchtig, und als ich mich zur Ruhe legte, hatte sich in mir der Gedanke entwickelt, daß dieser junge Mann Emma liebe und von ihr wieder geliebt werde. Wohl auch aus diesem Grunde prägte sich mir das Gesicht des jungen Mannes mehr ein, als dies vielleicht sonst der Fall gewesen wäre.

Am nächsten Tage erwartete mich eine große Ueberraschung. Ich erhielt nämlich einen Brief meines Chefs, der mir befahl, sofort nach einem anderen Bestimmungsorte abzureisen, da man in den Besitz neuer Berichte gelangt sei. Wie sich später herausstellte, waren absichtlich der Polizei Briefschaften in die Hände gespielt worden, die sie auf eine falsche Fährte leiten sollten, und man

hatte sich in der That in der Residenz verlocken lassen, jener Fährte nachzugehen und beschlossen, mich nach einer anderen Stelle zu senden.

Die plötzlich eingelaufene Ordre, die mich an einen ungefähr zwanzig Meilen entfernten Ort sendete, war mir selbstverständlich nicht nur deshalb unangenehm, weil sie die Erfolglosigkeit meiner Mission bewies, sie war mir vor Allem deshalb unwillkommen — wenn ich auch damals mir es nicht gleich zugestand — weil ich das Haus verlassen mußte, in dem sich Emma aufhielt. Aber die Pflicht kannte natürlich kein Zögern, und wohl zur Ueberraschung des alten Herrn erklärte ich demselben noch am Vormittag, daß ich durch Familienangelegenheiten gezwungen sei, meine Studien abzubrechen und nach Hause zu reisen. Ich bezahlte natürlich meine Miethe, soweit dies ohne vorangegangene Kündigung nothwendig war, und empfahl mich dann mit der Ueberzeugung, daß es dem alten Herrn leid that, mich so bald scheiden zu sehen.

Aber noch ein anderes Gefühl nahm ich mit mir, als ich nach dem Bahnhof schritt, und Daniel meine Malutensilien und meinen Koffer hinter mir her trug, und das war die Gewißheit, daß ein Mädchenherz, welches ich über Alles verehrte, sich für mich interessire. Ich hatte nämlich, als ich meine plötzliche Abreise mittheilte, Emma erst erröthen und dann erblassen sehen, und als ich ihr die Hand zum Abschied reichte, merkte ich, daß die ihre zitterte, und daß Thränen in den Augen des jungen Mädchens standen. Ich hatte mit ihr viel und lebhaft

in den letzten Tagen verkehrt. Unsere Gespräche waren oft mehr als gewöhnliche Redensarten gewesen, aber ich hatte doch nicht geglaubt, daß sie Eindruck auf Emma gemacht hatten. Jetzt aber hatte ich das volle Bewußtsein, daß Emma mich nur ungern scheiden sah, daß sie lieber gesehen hätte, ich wäre noch geblieben.

Die freundlichen Gefühle, die mich erfüllten, erlitten allerdings eine jähe Abkühlung, als Daniel sich von mir verabschiedete. Er nahm ein reichliches Trinkgeld mit seiner ganzen Unterwürfigkeit entgegen. Als sich aber der Zug in Bewegung setzte und er sich noch einmal vor der Coupéthür verbeugte,. sah ich aus seinen Augen wieder jenen lauernden und, wie es mir schien, höhnischen Blick auf mich schießen, welcher mir ihn so widerwärtig gemacht hatte.

Ich wiegte mich auf der Fahrt nach meinem neuen Bestimmungsort in allerlei Träumereien, die natürlich durchaus nicht kriminalistischer Natur waren, und hatte die nächsten zwei Tage so viel zu thun, daß ich kaum noch an S. denken konnte. Aber in den Abendstunden, wenn ich allein war, tauchten regelmäßig vor meiner Seele zwei braune, mit Thränen gefüllte Augen auf, die mich so wehmüthig ansahen und die mir so flehentlich zuzurufen schienen, zurückzukehren. Es lag auch in meiner festen Absicht, bei der Rückreise nach der Residenz noch einmal in S. Station zu machen, um es zu ermöglichen, Emma wiederzusehen.

2.

Der Himmel schien offenbar Mitleid mit meinen Gefühlen zu haben. Nach kaum sechstägigem Aufenthalt in meinem neuen Bestimmungsort erhielt ich eine kurze Depesche meines Chefs, welche lautete: „Augenblicklich nach S. zurück, alte Ordre ausführen."

Man war in der Residenz dahinter gekommen, daß man in eine Falle gegangen war, und daß die Möglichkeit noch vorhanden, in S. den Mitgliedern der internationalen Gaunerbande dennoch auf die Spur zu kommen. Niemand war froher als ich, daß ich wieder meinen Koffer packen und nach S. zurückkehren konnte. Natürlich ging ich sofort nach der Villa des alten Liebig und meldete mich an. Ich hatte ja das Recht dazu, wieder meine alte Wohnung zu beziehen, da dieselbe noch für mehrere Wochen bezahlt war.

Der alte Herr schien freudig überrascht, als er mich wiedersah, und meine erste Begegnung mit Emma machte es mir klar, daß ich mich in der That nicht geirrt hatte, als ich bei ihr Interesse für meine Persönlichkeit vermuthete. Sie war so freudig überrascht, als sie erfuhr, daß ich wieder meinen Aufenthalt dort nehmen wolle, und wurde so wenig Herrin ihrer Bewegung, daß ich in diesem Augenblick wohl einer der glücklichsten Männer schien, wenn auch einer der am wenigsten für sein Handwerk geschickten Kriminalbeamten war.

Am nächsten Abend hielt ich mich lange auf dem Bahnhof auf, kehrte erst um ein Uhr Nachts nach meiner Woh-

nung zurück, und da ich ziemlich ermüdet war, schlief ich sehr bald ein. Ich wurde am Morgen dadurch geweckt, daß unten in der Villa mehr Geräusch als sonst, mehr Laufen und Rufen zu hören war. Auch kam es mir vor, als hörte ich eine Frauenstimme laut jammern. Ich zog mich hastig an und eilte hinunter, da ich jetzt ganz deutlich die weinende Stimme der alten Wirthschafterin hörte. Ich war nicht wenig erschreckt, als ich erfuhr, daß über Nacht der Tod Einkehr in die Villa gehalten hatte, daß der alte Liebig plötzlich gestorben sei.

Der alte Herr, der, wie bereits erwähnt, an Schlaflosigkeit litt, pflegte sehr früh aufzustehen, und so hatte es Aufsehen hervorgerufen, als er um sieben Uhr noch nicht sein Zimmer verlassen hatte. Er schlief allein in einem der Parterregemächer und pflegte sich, wohl einer Gewohnheit folgend, die er auf seinen Reisen angenommen hatte, des Nachts einzuschließen. Daniel hatte erst der Wirthschafterin und dann Emma davon Mittheilung gemacht, daß der alte Herr noch nicht erschienen sei. Man hatte an seine Thüre gepocht, und als keine Antwort erfolgte, hatte man so viel Geräusch gemacht, daß der Schlafende davon auf jeden Fall hätte erwachen müssen. Als auch dies nichts half, wurde ein Schlosser geholt, der die Thür öffnete. Man fand den alten Herrn todt und kalt in seinem Bette liegen.

Gerade als ich hinunter kam, erschien der Arzt, ein noch junger Mann, der den Todten untersuchte und feststellte, daß derselbe wohl schon seit mehreren Stunden gestorben sei, und daß ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende

gemacht haben müsse. Ich war mit in das Zimmer getreten, was man mir ja als Hausbewohner nicht wohl verwehren konnte, und unwillkürlich sah ich mir die Situation, in welcher der Todte gefunden wurde, genau an. Die Fenster waren geschlossen und durch eiserne Rollläden von außen gesichert. Auf dem Nachttisch stand ein verkorktes Fläschchen mit einer weißen Flüssigkeit, dessen Inhalt der Arzt sofort als Chloralhydrat bezeichnete. Der alte Liebig hatte jeden Abend, um überhaupt schlafen zu können, eine große Quantität dieses gefährlichen Schlafmittels eingenommen, und hatte natürlich die Dosis fortwährend steigern müssen, da der Körper bei längerem Gebrauch mehr und mehr gegen dieses Narkotikum sich abstumpfte. Der Arzt sprach sofort die Vermuthung aus, daß die Dosis, die der Kranke genommen habe, wohl eine zu große gewesen sei, und daß wahrscheinlich infolge dessen der Schlaganfall eingetreten sei.

Auf dem Gesicht des Todten war nicht der geringste Kampf und nicht die geringste Entstellung oder Verzerrung zu bemerken; nur zeigten sich an den Schläfen und in den Handflächen bläuliche Flecke.

Auf Anrathen des Arztes, der mit großer Sicherheit auftrat, wurde sofort die Ortspolizei von dem Vorfall in Kenntniß gesetzt und noch ein zweiter Arzt zugezogen.

Ich mußte das Zimmer verlassen, wenn ich nicht Aufsehen erregen wollte, und spähte eine Zeitlang nach einer Gelegenheit aus, um Emma ein Wort des Trostes zukommen zu lassen. Da mir aber vor Allem daran lag, mich nicht neugierigen Fragen der Ortspolizei auszusetzen,

begab ich mich nach meinem Zimmer und sah bald darauf zwei Polizeibeamte und einen älteren Herrn, den ich für den zweiten Arzt hielt, die Villa betreten.

Jeder plötzliche Todesfall, selbst von Menschen, die uns nicht sehr nahe stehen, hat etwas Erschreckendes. Ich war durch das Unglück, das in der Nacht gewissermaßen unter meinen Füßen eingezogen war, in großer Aufregung und hatte das peinigende Gefühl, daß irgend welches Dunkel über dem Tode des Hausherrn lagerte. Es schien ja eigentlich ganz natürlich, daß der alte Herr, schon durch seine Körperkonstitution zu Schlagflüssen geneigt, einem solchen Anfall erlegen war, um so mehr, wenn er jene starke Dosis Chloralhydrat zu sich genommen hatte, und doch gab es in meiner Brust ein unerklärliches Etwas, das mir fortwährend zurief: hier ist etwas Fürchterliches geschehen, hier ist etwas vor sich gegangen, das aufgeklärt werden muß.

Der Kriminalist hat oft solche Anwandlungen, und er thut oft gut, sie nicht zu mißachten.

Ich wartete bis zum Mittag und begab mich dann wieder hinunter, wo ich in dem Zimmer, in dem der Todte noch immer auf dem Bette lag, Emma antraf. Sie brach in erneutes Schluchzen aus, und das plötzliche Unglück hatte sie so sehr aller Fassung beraubt, daß sie sich an meine Brust warf, weil ich ihr eben als der einzige Helfer und Beschützer in der Noth erschien.

So traurig die Veranlassung war, so erfüllte mich doch die augenblickliche Situation mit inniger Freude, denn ich sah, daß das liebliche Mädchen mir in Wirklichkeit

von Herzen zugethan war. Wir waren allein in Gegenwart des Todten, und mit einer gewissen Andacht und Feierlichkeit küßte ich Emma's Lippen zum ersten Male und flüsterte ihr so viel Trostesworte zu, als ich nur hervorzustammeln vermochte. Unsere Herzen hatten sich gefunden in einem so traurigen Augenblick, daß selbst bei mir, der ich ja weniger durch den Tod des alten Herrn erschüttert war, die Freude nicht zur Geltung gelangen konnte. Ich beruhigte Emma und empfahl sie schließlich der Obhut der alten Wirthschafterin, die auch durch den Vorfall außerordentlich angegriffen schien.

Auch Daniel zeigte eine Trauer und einen Schmerz, die mich fast bestochen hätten, wenn mir nicht wiederum jener eigenthümliche Blick des Mannes aufgefallen wäre, ein Blick, den er auf Emma richtete, als diese davon sprach, daß wohl Zeugen zugezogen werden müßten, um die Papiere ihres verstorbenen väterlichen Freundes zu versiegeln oder zu eröffnen.

Auf meine Frage, ob denn keine Verwandten des alten Herrn vorhanden seien, erfuhr ich, daß als nächster Verwandter ein Neffe von ihm lebe, der jedoch seit vielen Jahren sich im Hause des Oheims nicht hatte sehen lassen. Die Wirthschafterin theilte mir mit, daß dieser junge Mann sich früher großer Freundschaft und reicher Unterstützungen des Verstorbenen zu erfreuen gehabt hätte, daß dieser aber seine Hand von ihm abgezogen hätte, als der Neffe sich als ein liederlicher Thunichtgut erwies, der von ernster Arbeit nichts wissen wollte und die Absicht zu haben schien, nur aus der Tasche des Oheims zu leben.

Der alte Herr war aber selbst zu sehr an Thätigkeit in seinem Leben gewöhnt gewesen, als daß er geduldet hätte, daß sein nächster Verwandter sich dem Müßiggang in die Arme würfe.

Es war zu heftigen Scenen zwischen Onkel und Neffe gekommen, und schließlich hatte dieser das Haus des Onkels verlassen müssen.

Nach seinem Weggange erst hatte der alte Herr, der nicht allein sein wollte, Emma zu sich genommen. Alle Annäherungsversuche seines Neffen hatte er zurückgewiesen, und Briefe, die derselbe an ihn geschrieben hatte, waren uneröffnet zurückgegangen. Daniel theilte mir mit, daß er den Aufenthaltsort dieses einzigen Verwandten zu wissen glaube, und daß er bereits ein Telegramm an ihn abgesandt habe.

Am Nachmittag schon begab sich Daniel nach dem Bahnhof, um den Neffen seines Herrn abzuholen, und ich benützte die Gelegenheit, um noch rasch mit Emma mich zu besprechen, da es mir schwer werden mußte, wenn erst der wirkliche Verwandte des Verstorbenen da war, mit ihr ungestört zusammenzukommen.

Der Tod Liebig's hatte für das Mädchen insofern außerordentlich viel zu bedeuten, als diese nun ohne Stütze und ohne alle Mittel in der Welt dastand. Ich mußte also trotz der Trauer, welche auf Emma lag, sie fragen, ob ein Testament vorhanden sei, in dem der Verstorbene ihre Zukunft sichergestellt habe.

Emma erzählte mir kopfschüttelnd, sie glaube nicht, daß ein solches existire, da Liebig, wie die meisten Leute

in vorgerückten Jahren, eine große Abneigung dagegen gezeigt habe, seinen letzten Willen aufzusetzen. Sie verhehlte mir auch nicht, daß sie um ihre Zukunft außerordentlich besorgt sei, und war außer sich vor Dank, als ich sie bat, mich als ihren Beschützer und Helfer zu betrachten, und ihr anbot, zu meiner Mutter zu gehen und dort zu bleiben, so lange es ihr gefalle. Ich sagte ihr nicht, daß es meine Absicht sei, sie aus dem Hause meiner Mutter als mein Weib davonzuführen; denn es war dies wohl eigentlich selbstverständlich, und in jenem Augenblick schien mir ein Heirathsantrag übel angebracht.

Ich mußte mich mit Gewalt von Emma trennen, denn ich hatte mich meiner Dienstpflicht zu erinnern. Gerade jetzt konnte jeden Tag der erwartete Agent der Falschmünzerbande in S. eintreffen, und ich begab mich in den Abendstunden wieder nach dem Bahnhofe, wo ich zunächst genugsam zu thun hatte, um dem Restaurateur und dessen Familie einen möglichst getreuen Bericht über das Ableben des in der ganzen Stadt allgemein bekannten alten Herrn abzustatten.

Eine gewisse Ungeduld bemächtigte sich meiner, als der Nachtkurierzug in Sicht war. Ich eilte auf den Perron hinaus und erlebte eine Enttäuschung außerordentlichster Art: kein einziger der Passagiere blieb in S. Nachdem der Zug abgefahren war, stand ich allein mit dem Bahnhofinspektor auf dem Perron. Ich kehrte wiederum unverrichteter Sache nach der Villa zurück.

Nach unruhig verbrachter Nacht stand ich des Morgens am Fenster und blickte hinab in den Garten, unwillkürlich

daran denkend, wie ich früher in den Morgenstunden den nunmehr verstorbenen Herrn zwischen seinen Blumenbeeten hatte auf und ab wandern sehen. Plötzlich fuhr ich zurück, denn ich hatte da unten eine Gestalt erblickt, die meine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. In demselben Augenblick sah der junge Mann mit dem ziemlich starken Schnurrbart nach dem Fenster hinauf, von dem ich unwillkürlich zurücktrat, und ich hatte mich nicht getäuscht; ich sah dieselbe Persönlichkeit vor mir, mit welcher Daniel vor einigen Tagen die Unterredung auf dem Bahnhof gehabt hatte.

War das der erwartete Neffe? In der That schien er es zu sein; denn wer sollte sonst jetzt in dem Trauerhause sich wie ein Angehöriger betragen und schon in so früher Stunde in dem Garten spazieren gehen?

Wenn dies aber jener Mann war, den der Onkel verstoßen hatte und der seit Jahren das Haus desselben nicht mehr betreten durfte, wie kam dann der Diener dazu, in heimlicher Verbindung mit dem Erben zu stehen?

Wiederum dachte ich an den plötzlichen Tod des alten Herrn und ziemlich unvorsichtig begab ich mich hinab, um festzustellen, wer denn jene fremde, für mich so interessante Persönlichkeit sei. Ich erkundigte mich auch nach dem Befinden Emma's und erfuhr von der Wirthschafterin, daß dieselbe so erschüttert sei, daß sie an diesem Tage wohl kaum ihr Zimmer verlassen würde.

Als ich noch mit der alten Frau sprach, kam jener Fremde dazu, und wurde mir in der That als Eduard Mildner, der erwartete Neffe des Verstorbenen, vorgestellt.

Ich warf einen prüfenden Blick auf das Gesicht, das mir nicht mehr unbekannt war, und ich entdeckte jetzt in demselben einen Zug von Verlebtheit, der mir bei der unsicheren Beleuchtung auf dem Bahnhof, als ich das erste Mal den Mann beobachtet hatte, nicht aufgefallen war. Auch gefiel mir die zurückhaltende Art und Weise des jungen Mannes nicht, der mich fragend anblickte und von mir eine Erklärung wegen meiner Anwesenheit zu fordern schien.

Ich theilte ihm in kurzen Worten mit, wer ich sei.

„Ah, Sie sind Künstler," sagte er, wie es mir schien mit einer gewissen Erleichterung. Dann wurde er plötzlich gesprächig und theilte mir mit großem Wortschwall mit, daß er natürlich über den Hintritt des geliebten Oheims außerordentlich betroffen sei, daß er es um so mehr bedauere, ihn nicht mehr gesprochen zu haben, als er infolge einer kleinen Differenz mit dem Verstorbenen jahrelang ihn nicht mehr gesehen habe, ja seit lange nicht einmal mehr in diese Stadt gekommen sei.

Er schien mir die letztere Behauptung, die in direktem Widerspruch mit seiner Anwesenheit in den letzten Tagen stand, zu betonen. Auch schien mir seine Traurigkeit ziemlich gemacht; denn schon nach wenigen Augenblicken plauderte er ziemlich heiter mit mir über gleichgiltige Gegenstände.

Da ich doch wohl an jenem Vormittag darauf verzichten mußte, Emma zu sehen, so begab ich mich nach meinem Zimmer, um einen Bericht an meinen Chef abzufassen, in welchem ich ihm mittheilte, daß die Mission

vorläufig noch erfolglos geblieben sei. Ich meldete gleichzeitig, daß ich noch einige Tage in S. bleiben wolle, da es ja immerhin möglich sei, daß der Erwartete sich verspätet habe. Ich that damit nichts als meine Pflicht, natürlich aber blieb ich sehr gerne und sehnte mich gar nicht besonders darnach, S. zu verlassen.

3.

Der nächste Morgen brachte für mich wieder einmal eine Ueberraschung, und zwar eine sehr unangenehme. Ich stand am Fenster, nicht nur um in den herbstlich gefärbten Garten hinaus zu sehen, sondern vor Allem, um Emma zu beobachten, die, wie ich sah, eine kleine Promenade machte. Ich wagte es nicht, ihr zu folgen, weil ich fürchtete, Mildner oder der herumspähende Daniel könnte mich sehen, und für das Mädchen könnten Unannehmlichkeiten durch das Zusammensein mit mir erwachsen.

Ich sah auch bald ein, daß diese Vorsicht keine übertriebene war, denn Mildner erschien, aus dem Hause tretend, im Garten und ging offenbar in der Absicht auf und ab, Emma zu begegnen.

Ich zog mich noch mehr vom Fenster zurück, um nicht gesehen zu werden, obgleich ich offen gestehen muß, daß ich wieder einen Anfall der unmotivirtesten Eifersucht hatte; aber Liebende sind nun einmal so und sehen in jedem Menschen, der mit dem geliebten Gegenstand spricht, sofort einen Nebenbuhler.

Als Emma von ihrem Spaziergange nach dem Hause

zurückkehrte, trat ihr Mildner sofort entgegen, und ich vermißte in der That bei seinem Auftreten ihr gegenüber den Grad von Achtung, den er nach meinen Begriffen der jungen Dame schuldig war.

Aber ich sollte bald erfahren, daß es sich bei Mildner gar nicht darum handelte, liebenswürdig gegen Emma zu sein, sondern daß er die Gelegenheit zu einem Bruch mit aller Gewalt herbeiführen wollte. Die immer lauter werdende Stimme Mildner's veranlaßte mich, näher an das Fenster zu treten, um zu hören, was da unten vorging. Ich hörte zuerst nur Emma schluchzen und, wie es schien, in großer Erregung, aber nur halblaut antworten, und so konnte ich nicht verstehen, was sie sprach. Um so heftiger wurde die Stimme Mildner's, und ich hörte deutlich, wie er ihr ohne alle Rücksicht zuschrie: „Und ich werde nicht dulden, daß Sie Erbschleicherin in dem Hause meines Onkels bleiben! Ich habe Sie vorhin in dem Zimmer des Todten getroffen, augenscheinlich wollten Sie aus dem Schreibtisch des Verstorbenen Papiere entwenden.“

Ich hörte, wie Emma schluchzend gegen diese infame Verdächtigung protestirte.

Mildner aber fuhr fort, indem er fast schrie: „Wer sich zur Erbschleicherei hergibt und andere Menschen um ihre Rechte bringen will, der ist zu Allem fähig, auch zum Diebstahl, und ich werde eventuell die Hilfe des Gerichts gegen Sie in Anspruch nehmen. Ich gebe Ihnen Frist bis zum Tage des Begräbnisses, also bis übermorgen; wenn Sie dann das Haus nicht verlassen, werde ich Sie mit Gewalt dazu zwingen. Hüten Sie sich, etwas zu thun,

was den Verdacht gegen Sie bei mir vermehren könnte, sonst nehme ich ohne Gnade die Polizei in Anspruch."

Wiederum erwiederte Emma irgend etwas Unverständliches und Mildner schrie: „So, meinen Sie nicht, daß das Erbschleicherei war? Welchen Grund hatten Sie denn, sich so sehr um den alten Herrn zu kümmern und ihn mit Ihrer liebedienerischen Pflege zu umgarnen?"

Diese neue Infamie beraubte mich fast der Vernunft. Die ganze Art und Weise, wie Mildner mit Gewalt einen Streit mit dem wehrlosen Mädchen herbeizuführen sich bestrebte, um sie dann in schmachvoller Weise aus dem Hause zu weisen, hatte mein Innerstes schon genügend in Aufregung versetzt; jetzt eilte ich, so rasch ich konnte, in den Garten hinab, trat zur Ueberraschung der nichts Ahnenden zwischen Emma und ihren Peiniger, und der Letztere erblaßte, als er mich sah. Ich hielt mich nicht mit Vorreden auf, sondern erhob drohend die Hand und rief ihm zu: „Ich werde Sie züchtigen, Elender, wenn Sie es wagen, dieses wehrlose Mädchen noch weiter zu beleidigen!"

Vor meinen zornfunkelnden Augen und erhobener Hand war Mildner zuerst zurückgewichen; dann aber machte die Blässe in seinem Gesicht der Röthe des Zornes Platz, und wüthend schrie er mich an: „Was erfrechen Sie sich, sich in meine Familienangelegenheiten zu mischen! Ich kündige Ihnen hiermit die Wohnung, die Sie inne haben und verlange, daß Sie dieselbe augenblicklich räumen, und wenn Sie nicht gutwillig ausziehen wollen, werde ich meine Maßregeln zu treffen wissen."

„Ich werde nicht ausziehen," erklärte ich; „denn es muß mir in vorschriftsmäßiger Weise gekündigt werden. Zum Mindesten habe ich das Recht, noch zwei Wochen hier zu bleiben."

„Der Tod bricht alle Kontrakte," entgegnete Mildner, „und Sie werden ausziehen, oder ich werde Sie mit polizeilicher Gewalt aus meinem Hause bringen. Ich verbiete Ihnen aber vorläufig jede Einmischung."

„Sie haben es ja sehr eilig mit der Polizei," rief ich dem Unverschämten zu, denn das thränenüberströmte Gesicht Emma's, die schluchzend und sich wie hilfesuchend neben mich gestellt hatte, regte mich auf's Neue auf. „Es ist merkwürdig, welche Vorliebe Sie für die Polizei haben."

Selbst in meiner großen Aufregung war ich über die Wirkung überrascht, welche diese Worte bei dem wüthenden Gegner hervorbrachten. Sein Gesicht verzerrte sich zuerst zu einem Grinsen, dann erschien ein niederträchtiges Lächeln auf demselben, und er sagte, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend: „Mein Herr, jedenfalls sind wir Beide im Unrecht, Sie, indem Sie sich in eine Angelegenheit einmischen, die Sie doch eigentlich nichts angeht, und ich, indem ich Ihnen mit solcher Heftigkeit begegnete. Entschuldigen Sie den Vorfall. Wohnen Sie hier, so lange es Ihnen paßt, aber ich bitte Sie dringend, sich nicht weiter in meine Angelegenheiten zu mischen."

Er zog seinen Hut und verschwand im Hause. Emma nahm meinen Arm und wir gingen zusammen durch den Garten, wobei ich mit ihr berieth, was zu thun sei. Ich brauchte mich jetzt nicht zu geniren, mit einer gewissen

nung zurück, und da ich ziemlich ermüdet war, schlief ich sehr bald ein. Ich wurde am Morgen dadurch geweckt, daß unten in der Villa mehr Geräusch als sonst, mehr Laufen und Rufen zu hören war. Auch kam es mir vor, als hörte ich eine Frauenstimme laut jammern. Ich zog mich hastig an und eilte hinunter, da ich jetzt ganz deutlich die weinende Stimme der alten Wirthschafterin hörte. Ich war nicht wenig erschreckt, als ich erfuhr, daß über Nacht der Tod Einkehr in die Villa gehalten hatte, daß der alte Liebig plötzlich gestorben sei.

Der alte Herr, der, wie bereits erwähnt, an Schlaflosigkeit litt, pflegte sehr früh aufzustehen, und so hatte es Aufsehen hervorgerufen, als er um sieben Uhr noch nicht sein Zimmer verlassen hatte. Er schlief allein in einem der Parterregemächer und pflegte sich, wohl einer Gewohnheit folgend, die er auf seinen Reisen angenommen hatte, des Nachts einzuschließen. Daniel hatte erst der Wirthschafterin und dann Emma davon Mittheilung gemacht, daß der alte Herr noch nicht erschienen sei. Man hatte an seine Thüre gepocht, und als keine Antwort erfolgte, hatte man so viel Geräusch gemacht, daß der Schlafende davon auf jeden Fall hätte erwachen müssen. Als auch dies nichts half, wurde ein Schlosser geholt, der die Thür öffnete. Man fand den alten Herrn todt und kalt in seinem Bette liegen.

Gerade als ich hinunter kam, erschien der Arzt, ein noch junger Mann, der den Todten untersuchte und feststellte, daß derselbe wohl schon seit mehreren Stunden gestorben sei, und daß ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende

gemacht haben müsse. Ich war mit in das Zimmer getreten, was man mir ja als Hausbewohner nicht wohl verwehren konnte, und unwillkürlich sah ich mir die Situation, in welcher der Todte gefunden wurde, genau an. Die Fenster waren geschlossen und durch eiserne Rollläden von außen gesichert. Auf dem Nachttisch stand ein verkorktes Fläschchen mit einer weißen Flüssigkeit, dessen Inhalt der Arzt sofort als Chloralhydrat bezeichnete. Der alte Liebig hatte jeden Abend, um überhaupt schlafen zu können, eine große Quantität dieses gefährlichen Schlafmittels eingenommen, und hatte natürlich die Dosis fortwährend steigern müssen, da der Körper bei längerem Gebrauch mehr und mehr gegen dieses Narkotikum sich abstumpfte. Der Arzt sprach sofort die Vermuthung aus, daß die Dosis, die der Kranke genommen habe, wohl eine zu große gewesen sei, und daß wahrscheinlich infolge dessen der Schlaganfall eingetreten sei.

Auf dem Gesicht des Todten war nicht der geringste Kampf und nicht die geringste Entstellung oder Verzerrung zu bemerken; nur zeigten sich an den Schläfen und in den Handflächen bläuliche Flecke.

Auf Anrathen des Arztes, der mit großer Sicherheit auftrat, wurde sofort die Ortspolizei von dem Vorfall in Kenntniß gesetzt und noch ein zweiter Arzt zugezogen.

Ich mußte das Zimmer verlassen, wenn ich nicht Aufsehen erregen wollte, und spähte eine Zeitlang nach einer Gelegenheit aus, um Emma ein Wort des Trostes zukommen zu lassen. Da mir aber vor Allem daran lag, mich nicht neugierigen Fragen der Ortspolizei auszusetzen,

begab ich mich nach meinem Zimmer und sah bald darauf zwei Polizeibeamte und einen älteren Herrn, den ich für den zweiten Arzt hielt, die Villa betreten.

Jeder plötzliche Todesfall, selbst von Menschen, die uns nicht sehr nahe stehen, hat etwas Erschreckendes. Ich war durch das Unglück, das in der Nacht gewissermaßen unter meinen Füßen eingezogen war, in großer Aufregung und hatte das peinigende Gefühl, daß irgend welches Dunkel über dem Tode des Hausherrn lagerte. Es schien ja eigentlich ganz natürlich, daß der alte Herr, schon durch seine Körperkonstitution zu Schlagflüssen geneigt, einem solchen Anfall erlegen war, um so mehr, wenn er jene starke Dosis Chloralhydrat zu sich genommen hatte, und doch gab es in meiner Brust ein unerklärliches Etwas, das mir fortwährend zurief: hier ist etwas Fürchterliches geschehen, hier ist etwas vor sich gegangen, das aufgeklärt werden muß.

Der Kriminalist hat oft solche Anwandlungen, und er thut oft gut, sie nicht zu mißachten.

Ich wartete bis zum Mittag und begab mich dann wieder hinunter, wo ich in dem Zimmer, in dem der Todte noch immer auf dem Bette lag, Emma antraf. Sie brach in erneutes Schluchzen aus, und das plötzliche Unglück hatte sie so sehr aller Fassung beraubt, daß sie sich an meine Brust warf, weil ich ihr eben als der einzige Helfer und Beschützer in der Noth erschien.

So traurig die Veranlassung war, so erfüllte mich doch die augenblickliche Situation mit inniger Freude, denn ich sah, daß das liebliche Mädchen mir in Wirklichkeit

von Herzen zugethan war. Wir waren allein in Gegenwart des Todten, und mit einer gewissen Andacht und Feierlichkeit küßte ich Emma's Lippen zum ersten Male und flüsterte ihr so viel Trostesworte zu, als ich nur hervorzustammeln vermochte. Unsere Herzen hatten sich gefunden in einem so traurigen Augenblick, daß selbst bei mir, der ich ja weniger durch den Tod des alten Herrn erschüttert war, die Freude nicht zur Geltung gelangen konnte. Ich beruhigte Emma und empfahl sie schließlich der Obhut der alten Wirthschafterin, die auch durch den Vorfall außerordentlich angegriffen schien.

Auch Daniel zeigte eine Trauer und einen Schmerz, die mich fast bestochen hätten, wenn mir nicht wiederum jener eigenthümliche Blick des Mannes aufgefallen wäre, ein Blick, den er auf Emma richtete, als diese davon sprach, daß wohl Zeugen zugezogen werden müßten, um die Papiere ihres verstorbenen väterlichen Freundes zu versiegeln oder zu eröffnen.

Auf meine Frage, ob denn keine Verwandten des alten Herrn vorhanden seien, erfuhr ich, daß als nächster Verwandter ein Neffe von ihm lebe, der jedoch seit vielen Jahren sich im Hause des Oheims nicht hatte sehen lassen. Die Wirthschafterin theilte mir mit, daß dieser junge Mann sich früher großer Freundschaft und reicher Unterstützungen des Verstorbenen zu erfreuen gehabt hätte, daß dieser aber seine Hand von ihm abgezogen hätte, als der Neffe sich als ein liederlicher Thunichtgut erwies, der von ernster Arbeit nichts wissen wollte und die Absicht zu haben schien, nur aus der Tasche des Oheims zu leben.

Der alte Herr war aber selbst zu sehr an Thätigkeit in seinem Leben gewöhnt gewesen, als daß er geduldet hätte, daß sein nächster Verwandter sich dem Müßiggang in die Arme würfe.

Es war zu heftigen Scenen zwischen Onkel und Neffe gekommen, und schließlich hatte dieser das Haus des Onkels verlassen müssen.

Nach seinem Weggange erst hatte der alte Herr, der nicht allein sein wollte, Emma zu sich genommen. Alle Annäherungsversuche seines Neffen hatte er zurückgewiesen, und Briefe, die derselbe an ihn geschrieben hatte, waren uneröffnet zurückgegangen. Daniel theilte mir mit, daß er den Aufenthaltsort dieses einzigen Verwandten zu wissen glaube, und daß er bereits ein Telegramm an ihn abgesandt habe.

Am Nachmittag schon begab sich Daniel nach dem Bahnhof, um den Neffen seines Herrn abzuholen, und ich benützte die Gelegenheit, um noch rasch mit Emma mich zu besprechen, da es mir schwer werden mußte, wenn erst der wirkliche Verwandte des Verstorbenen da war, mit ihr ungestört zusammenzukommen.

Der Tod Liebig's hatte für das Mädchen insofern außerordentlich viel zu bedeuten, als diese nun ohne Stütze und ohne alle Mittel in der Welt dastand. Ich mußte also trotz der Trauer, welche auf Emma lag, sie fragen, ob ein Testament vorhanden sei, in dem der Verstorbene ihre Zukunft sichergestellt habe.

Emma erzählte mir kopfschüttelnd, sie glaube nicht, daß ein solches existire, da Liebig, wie die meisten Leute

in vorgerückten Jahren, eine große Abneigung dagegen gezeigt habe, seinen letzten Willen aufzusetzen. Sie verhehlte mir auch nicht, daß sie um ihre Zukunft außerordentlich besorgt sei, und war außer sich vor Dank, als ich sie bat, mich als ihren Beschützer und Helfer zu betrachten, und ihr anbot, zu meiner Mutter zu gehen und dort zu bleiben, so lange es ihr gefalle. Ich sagte ihr nicht, daß es meine Absicht sei, sie aus dem Hause meiner Mutter als mein Weib davonzuführen; denn es war dies wohl eigentlich selbstverständlich, und in jenem Augenblick schien mir ein Heirathsantrag übel angebracht.

Ich mußte mich mit Gewalt von Emma trennen, denn ich hatte mich meiner Dienstpflicht zu erinnern. Gerade jetzt konnte jeden Tag der erwartete Agent der Falschmünzerbande in S. eintreffen, und ich begab mich in den Abendstunden wieder nach dem Bahnhofe, wo ich zunächst genugsam zu thun hatte, um dem Restaurateur und dessen Familie einen möglichst getreuen Bericht über das Ableben des in der ganzen Stadt allgemein bekannten alten Herrn abzustatten.

Eine gewisse Ungeduld bemächtigte sich meiner, als der Nachtkurierzug in Sicht war. Ich eilte auf den Perron hinaus und erlebte eine Enttäuschung außerordentlichster Art: kein einziger der Passagiere blieb in S. Nachdem der Zug abgefahren war, stand ich allein mit dem Bahnhofinspektor auf dem Perron. Ich kehrte wiederum unverrichteter Sache nach der Villa zurück.

Nach unruhig verbrachter Nacht stand ich des Morgens am Fenster und blickte hinab in den Garten, unwillkürlich

daran denkend, wie ich früher in den Morgenstunden den nunmehr verstorbenen Herrn zwischen seinen Blumenbeeten hatte auf und ab wandern sehen. Plötzlich fuhr ich zurück, denn ich hatte da unten eine Gestalt erblickt, die meine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. In demselben Augenblick sah der junge Mann mit dem ziemlich starken Schnurrbart nach dem Fenster hinauf, von dem ich unwillkürlich zurücktrat, und ich hatte mich nicht getäuscht; ich sah dieselbe Persönlichkeit vor mir, mit welcher Daniel vor einigen Tagen die Unterredung auf dem Bahnhof gehabt hatte.

War das der erwartete Neffe? In der That schien er es zu sein; denn wer sollte sonst jetzt in dem Trauerhause sich wie ein Angehöriger betragen und schon in so früher Stunde in dem Garten spazieren gehen?

Wenn dies aber jener Mann war, den der Onkel verstoßen hatte und der seit Jahren das Haus desselben nicht mehr betreten durfte, wie kam dann der Diener dazu, in heimlicher Verbindung mit dem Erben zu stehen?

Wiederum dachte ich an den plötzlichen Tod des alten Herrn und ziemlich unvorsichtig begab ich mich hinab, um festzustellen, wer denn jene fremde, für mich so interessante Persönlichkeit sei. Ich erkundigte mich auch nach dem Befinden Emma's und erfuhr von der Wirthschafterin, daß dieselbe so erschüttert sei, daß sie an diesem Tage wohl kaum ihr Zimmer verlassen würde.

Als ich noch mit der alten Frau sprach, kam jener Fremde dazu, und wurde mir in der That als Eduard Mildner, der erwartete Neffe des Verstorbenen, vorgestellt.

Ich warf einen prüfenden Blick auf das Gesicht, das mir nicht mehr unbekannt war, und ich entdeckte jetzt in demselben einen Zug von Verlebtheit, der mir bei der unsicheren Beleuchtung auf dem Bahnhof, als ich das erste Mal den Mann beobachtet hatte, nicht aufgefallen war. Auch gefiel mir die zurückhaltende Art und Weise des jungen Mannes nicht, der mich fragend anblickte und von mir eine Erklärung wegen meiner Anwesenheit zu fordern schien.

Ich theilte ihm in kurzen Worten mit, wer ich sei.

„Ah, Sie sind Künstler," sagte er, wie es mir schien mit einer gewissen Erleichterung. Dann wurde er plötzlich gesprächig und theilte mir mit großem Wortschwall mit, daß er natürlich über den Hintritt des geliebten Oheims außerordentlich betroffen sei, daß er es um so mehr bedauere, ihn nicht mehr gesprochen zu haben, als er infolge einer kleinen Differenz mit dem Verstorbenen jahrelang ihn nicht mehr gesehen habe, ja seit lange nicht einmal mehr in diese Stadt gekommen sei.

Er schien mir die letztere Behauptung, die in direktem Widerspruch mit seiner Anwesenheit in den letzten Tagen stand, zu betonen. Auch schien mir seine Traurigkeit ziemlich gemacht; denn schon nach wenigen Augenblicken plauderte er ziemlich heiter mit mir über gleichgiltige Gegenstände.

Da ich doch wohl an jenem Vormittag darauf verzichten mußte, Emma zu sehen, so begab ich mich nach meinem Zimmer, um einen Bericht an meinen Chef abzufassen, in welchem ich ihm mittheilte, daß die Mission

vorläufig noch erfolglos geblieben sei. Ich meldete gleichzeitig, daß ich noch einige Tage in S. bleiben wolle, da es ja immerhin möglich sei, daß der Erwartete sich verspätet habe. Ich that damit nichts als meine Pflicht, natürlich aber blieb ich sehr gerne und sehnte mich gar nicht besonders darnach, S. zu verlassen.

3.

Der nächste Morgen brachte für mich wieder einmal eine Ueberraschung, und zwar eine sehr unangenehme. Ich stand am Fenster, nicht nur um in den herbstlich gefärbten Garten hinaus zu sehen, sondern vor Allem, um Emma zu beobachten, die, wie ich sah, eine kleine Promenade machte. Ich wagte es nicht, ihr zu folgen, weil ich fürchtete, Mildner oder der herumspähende Daniel könnte mich sehen, und für das Mädchen könnten Unannehmlichkeiten durch das Zusammensein mit mir erwachsen.

Ich sah auch bald ein, daß diese Vorsicht keine übertriebene war, denn Mildner erschien, aus dem Hause tretend, im Garten und ging offenbar in der Absicht auf und ab, Emma zu begegnen.

Ich zog mich noch mehr vom Fenster zurück, um nicht gesehen zu werden, obgleich ich offen gestehen muß, daß ich wieder einen Anfall der unmotivirtesten Eifersucht hatte; aber Liebende sind nun einmal so und sehen in jedem Menschen, der mit dem geliebten Gegenstand spricht, sofort einen Nebenbuhler.

Als Emma von ihrem Spaziergange nach dem Hause

zurückkehrte, trat ihr Mildner sofort entgegen, und ich vermißte in der That bei seinem Auftreten ihr gegenüber den Grad von Achtung, den er nach meinen Begriffen der jungen Dame schuldig war.

Aber ich sollte bald erfahren, daß es sich bei Mildner gar nicht darum handelte, liebenswürdig gegen Emma zu sein, sondern daß er die Gelegenheit zu einem Bruch mit aller Gewalt herbeiführen wollte. Die immer lauter werdende Stimme Mildner's veranlaßte mich, näher an das Fenster zu treten, um zu hören, was da unten vorging. Ich hörte zuerst nur Emma schluchzen und, wie es schien, in großer Erregung, aber nur halblaut antworten, und so konnte ich nicht verstehen, was sie sprach. Um so heftiger wurde die Stimme Mildner's, und ich hörte deutlich, wie er ihr ohne alle Rücksicht zuschrie: „Und ich werde nicht dulden, daß Sie Erbschleicherin in dem Hause meines Onkels bleiben! Ich habe Sie vorhin in dem Zimmer des Todten getroffen, augenscheinlich wollten Sie aus dem Schreibtisch des Verstorbenen Papiere entwenden.“

Ich hörte, wie Emma schluchzend gegen diese infame Verdächtigung protestirte.

Mildner aber fuhr fort, indem er fast schrie: „Wer sich zur Erbschleicherei hergibt und andere Menschen um ihre Rechte bringen will, der ist zu Allem fähig, auch zum Diebstahl, und ich werde eventuell die Hilfe des Gerichts gegen Sie in Anspruch nehmen. Ich gebe Ihnen Frist bis zum Tage des Begräbnisses, also bis übermorgen; wenn Sie dann das Haus nicht verlassen, werde ich Sie mit Gewalt dazu zwingen. Hüten Sie sich, etwas zu thun,

was den Verdacht gegen Sie bei mir vermehren könnte, sonst nehme ich ohne Gnade die Polizei in Anspruch."

Wiederum erwiederte Emma irgend etwas Unverständliches und Mildner schrie: „So, meinen Sie nicht, daß das Erbschleicherei war? Welchen Grund hatten Sie denn, sich so sehr um den alten Herrn zu kümmern und ihn mit Ihrer liebedienerischen Pflege zu umgarnen?"

Diese neue Infamie beraubte mich fast der Vernunft. Die ganze Art und Weise, wie Mildner mit Gewalt einen Streit mit dem wehrlosen Mädchen herbeizuführen sich bestrebte, um sie dann in schmachvoller Weise aus dem Hause zu weisen, hatte mein Innerstes schon genügend in Aufregung versetzt; jetzt eilte ich, so rasch ich konnte, in den Garten hinab, trat zur Ueberraschung der nichts Ahnenden zwischen Emma und ihren Peiniger, und der Letztere erblaßte, als er mich sah. Ich hielt mich nicht mit Vorreden auf, sondern erhob drohend die Hand und rief ihm zu: „Ich werde Sie züchtigen, Elender, wenn Sie es wagen, dieses wehrlose Mädchen noch weiter zu beleidigen!"

Vor meinen zornfunkelnden Augen und erhobener Hand war Mildner zuerst zurückgewichen; dann aber machte die Blässe in seinem Gesicht der Röthe des Zornes Platz, und wüthend schrie er mich an: „Was erfrechen Sie sich, sich in meine Familienangelegenheiten zu mischen! Ich kündige Ihnen hiermit die Wohnung, die Sie inne haben und verlange, daß Sie dieselbe augenblicklich räumen, und wenn Sie nicht gutwillig ausziehen wollen, werde ich meine Maßregeln zu treffen wissen."

„Ich werde nicht ausziehen," erklärte ich; „denn es muß mir in vorschriftsmäßiger Weise gekündigt werden. Zum Mindesten habe ich das Recht, noch zwei Wochen hier zu bleiben."

„Der Tod bricht alle Kontrakte," entgegnete Mildner, „und Sie werden ausziehen, oder ich werde Sie mit polizeilicher Gewalt aus meinem Hause bringen. Ich verbiete Ihnen aber vorläufig jede Einmischung."

„Sie haben es ja sehr eilig mit der Polizei," rief ich dem Unverschämten zu, denn das thränenüberströmte Gesicht Emma's, die schluchzend und sich wie hilfesuchend neben mich gestellt hatte, regte mich auf's Neue auf. „Es ist merkwürdig, welche Vorliebe Sie für die Polizei haben."

Selbst in meiner großen Aufregung war ich über die Wirkung überrascht, welche diese Worte bei dem wüthenden Gegner hervorbrachten. Sein Gesicht verzerrte sich zuerst zu einem Grinsen, dann erschien ein niederträchtiges Lächeln auf demselben, und er sagte, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend: „Mein Herr, jedenfalls sind wir Beide im Unrecht, Sie, indem Sie sich in eine Angelegenheit einmischen, die Sie doch eigentlich nichts angeht, und ich, indem ich Ihnen mit solcher Heftigkeit begegnete. Entschuldigen Sie den Vorfall. Wohnen Sie hier, so lange es Ihnen paßt, aber ich bitte Sie dringend, sich nicht weiter in meine Angelegenheiten zu mischen."

Er zog seinen Hut und verschwand im Hause. Emma nahm meinen Arm und wir gingen zusammen durch den Garten, wobei ich mit ihr berieth, was zu thun sei. Ich brauchte mich jetzt nicht zu geniren, mit einer gewissen

einmal ein Depotschein von einer Bank, eine Quittung oder sonst etwas, und Alles, was gefunden wurde, waren einige hundert Thaler in Münze, die natürlich nur den winzigsten Theil des hinterlassenen Vermögens repräsentiren konnten.

Wie mir die Wirthschafterin erzählte, war sie bei dieser Untersuchung und bei der Aufnahme des Inventars mit zugegen gewesen, da sie als Mitglied des Haushalts ja auch zur Zeugenschaft und Unterschrift des Protokolls herangezogen wurde. Sie theilte mir vertraulich mit, daß Mildner's Antlitz sich mehr und mehr aufgehellt habe, als es sich zeigte, daß kein Testament vorhanden sei, und daß er sich sofort der Gerichtskommission als den einzigen Erben des Verstorbenen vorstellte und auch legitimirte. Selbst dieser einfachen Frau fiel es auf, wie genau die Papiere sich in Ordnung befanden, die Mildner vorwies, und sie fügte hinzu: „Mein Gott, wenn es nicht Unsinn wäre, daran zu glauben, hätte man denken müssen, daß dieser Herr auf den Tod seines Onkels vorbereitet war und vorher alle Papiere beschafft hatte, denn für gewöhnlich führt man das Alles doch nicht so bei sich. Ach, und das arme Fräulein Emma; die ist natürlich jetzt auf die Güte des jungen Herrn angewiesen, und von dem hat sie gewiß nichts zu erhoffen. Ihnen wäre sicher auch das Herz gesprungen, wenn Sie gesehen hätten, was er mit dem armen Kinde für eine Scene machte, als die Kommission sich entfernt hatte, ohne einen Ausweis über das Vermögen des Verstorbenen zu finden. Er suchte Fräulein Emma in ihrem Zimmer auf und beschuldigte sie

geradezu des Diebstahls und behauptete, sie müsse wissen, wo das Geld geblieben sei. Als sie händeringend und schluchzend erklärte, daß sie von nichts wisse, wurde er so zornig, daß er auf sie zutrat und sie geschlagen hätte, wenn ich nicht dazwischen getreten wäre. Er hat dem Fräulein Frist bis morgen gegeben, um Papiere oder einen Ausweis über das Vermögen herbeizuschaffen oder Geständnisse zu machen, und er hat geschworen, sie der Polizei wegen Diebstahlsverdacht und Erbschleicherei zu übergeben, wenn sie nicht die Wahrheit sagen wolle."

Wie sehr mich die Mittheilungen der Frau aufregten, kann man sich wohl denken. Wäre ich dem Zorn, der in mir erwacht war, gefolgt, so wäre ich wahrscheinlich direkt in das Schlafzimmer dieses Schurken gestürmt und hätte ihn aus dem Bett gezogen und gezüchtigt. Aber die Vernunft gewann doch bei mir die Oberhand, und als ich von der Wirthschafterin erfuhr, daß im Hause schon Alles schlafe, bat ich sie, mir die Hinterthür der Villa offen zu lassen, da ich noch einmal in den Garten hinaus wolle, um in der kühlen Nachtluft mein Gemüth zu beruhigen.

Ich empfand es wie eine Wohlthat, als ich durch die halbdunklen Gänge des Gartens dahinstürmte und meinem Zorn in sehr unkriminalistischer Weise durch Lufthiebe und durch gemurmelte Drohungen Luft verschaffte. Erst nach einer Stunde kehrte ich nach der Villa zurück und bemerkte hier zu meinem Erstaunen an der unteren Kante eines Parterrefensters einen schmalen Lichtstreifen. Sämmtliche Fenster des untersten Geschosses waren nämlich durch eiserne Rollläden von außen verschlossen; einer dieser Läden

Vertraulichkeit mit ihr zu verkehren; denn dadurch, daß ich als ihr Beschützer aufgetreten war, hatte ich zu deutlich mein Interesse an ihr bekundet. Es kam jetzt auch gar nicht darauf an, was Mildner oder die anderen Leute in der Villa über unser Verhältniß dachten, sondern darauf, die nächste Zukunft Emma's sicherzustellen. Ich erklärte ihr rundweg, daß sie unmittelbar nach der Beerdigung Liebig's das Haus meiner Mutter aufsuchen und es der Verabredung gemäß als ihren ferneren Zufluchtsort betrachten sollte, und gab ihr die Versicherung, daß ich sofort um Urlaub nachsuchen wolle, um sie selbst in meine Heimathsstadt zu bringen und in die Arme meiner Mutter zu führen. Ich warnte sie davor, Mildner irgendwelche Veranlassung zum Streit zu geben und ihm lieber auszuweichen.

Es mußte peinlich genug für das liebe Mädchen sein, während noch die Leiche des von ihr so verehrten Mannes im Hause war, in solch' widerwärtigen Streit verwickelt zu werden. Aber Emma hatte nicht nur ein liebes und gutes Herz, sondern auch einen durch allerlei Unannehmlichkeiten des Lebens gestählten Charakter. Sie drückte mir die Hand und versprach sich allen meinen Wünschen zu fügen; ich war Liebender genug, um die augenblickliche Abgeschiedenheit des Gartenweges, in dem wir uns befanden, und das Alleinsein zu benutzen, um dem lieben Mädchen die Thränen aus den Augen zu küssen und sie nach Möglichkeit zu trösten. —

Am Nachmittag streifte ich in der Stadt umher, indem ich, soweit es überhaupt anging, heimlich und unauf-

fällig in den Hotels Nachforschungen darüber anstellte, ob Fremde in den letzten Tagen angekommen seien. Der Dienst nahm mich so sehr in Anspruch, daß ich kaum Zeit hatte, an meinen Chef in der Residenz die Mittheilung zu machen, daß immer noch nichts gefunden sei, daß ich aber noch zwei Tage aushalten wollte, und ihn dann um einen kurzen Urlaub in meine Heimath in Familienangelegenheiten bat.

Als ich am Abend nach der Villa zurückkehrte, traf ich die alte Wirthschafterin noch auf mich wartend. Sie war eine gute Frau, die auch schon im Leben viel Böses erfahren hatte und sich, soweit es in ihren schwachen Kräften stand, herzlich und helfend Emma's annahm. Sie hatte wohl auch mit dem weiblichen Instinkt herausgefühlt, daß zwischen mir und Emma ein intimeres Verhältniß bestehe oder sich wenigstens anbahne. So wartete die freundliche Matrone noch in später Nacht auf mich, um mir mitzutheilen, was während des Tages im Hause geschehen war.

Auf Antrag Mildner's war nämlich Nachmittags eine gerichtliche Kommission erschienen, welche den Schreibtisch des Verstorbenen öffnete und alle Papiere untersuchte. Es war kein Testament oder irgend etwas gefunden worden, was Vermögensdispositionen betraf; ebensowenig aber hatte man entdeckt, wo der Verstorbene, der für außerordentlich reich galt, seine Werthpapiere oder sein Baargeld aufbewahre. In den Fächern des Schreibtisches, den man auch darauf untersucht hatte, ob er nicht etwa geheime Schubfächer enthalte, fand sich nichts vor, nicht

einmal ein Depotschein von einer Bank, eine Quittung oder sonst etwas, und Alles, was gefunden wurde, waren einige hundert Thaler in Münze, die natürlich nur den winzigsten Theil des hinterlassenen Vermögens repräsentiren konnten.

Wie mir die Wirthschafterin erzählte, war sie bei dieser Untersuchung und bei der Aufnahme des Inventars mit zugegen gewesen, da sie als Mitglied des Haushalts ja auch zur Zeugenschaft und Unterschrift des Protokolls herangezogen wurde. Sie theilte mir vertraulich mit, daß Mildner's Antlitz sich mehr und mehr aufgehellt habe, als es sich zeigte, daß kein Testament vorhanden sei, und daß er sich sofort der Gerichtskommission als den einzigen Erben des Verstorbenen vorstellte und auch legitimirte. Selbst dieser einfachen Frau fiel es auf, wie genau die Papiere sich in Ordnung befanden, die Mildner vorwies, und sie fügte hinzu: „Mein Gott, wenn es nicht Unsinn wäre, daran zu glauben, hätte man denken müssen, daß dieser Herr auf den Tod seines Onkels vorbereitet war und vorher alle Papiere beschafft hatte, denn für gewöhnlich führt man das Alles doch nicht so bei sich. Ach, und das arme Fräulein Emma; die ist natürlich jetzt auf die Güte des jungen Herrn angewiesen, und von dem hat sie gewiß nichts zu erhoffen. Ihnen wäre sicher auch das Herz gesprungen, wenn Sie gesehen hätten, was er mit dem armen Kinde für eine Scene machte, als die Kommission sich entfernt hatte, ohne einen Ausweis über das Vermögen des Verstorbenen zu finden. Er suchte Fräulein Emma in ihrem Zimmer auf und beschuldigte sie

geradezu des Diebstahls und behauptete, sie müsse wissen, wo das Geld geblieben sei. Als sie händeringend und schluchzend erklärte, daß sie von nichts wisse, wurde er so zornig, daß er auf sie zutrat und sie geschlagen hätte, wenn ich nicht dazwischen getreten wäre. Er hat dem Fräulein Frist bis morgen gegeben, um Papiere oder einen Ausweis über das Vermögen herbeizuschaffen oder Geständnisse zu machen, und er hat geschworen, sie der Polizei wegen Diebstahlsverdacht und Erbschleicherei zu übergeben, wenn sie nicht die Wahrheit sagen wolle."

Wie sehr mich die Mittheilungen der Frau aufregten, kann man sich wohl denken. Wäre ich dem Zorn, der in mir erwacht war, gefolgt, so wäre ich wahrscheinlich direkt in das Schlafzimmer dieses Schurken gestürmt und hätte ihn aus dem Bett gezogen und gezüchtigt. Aber die Vernunft gewann doch bei mir die Oberhand, und als ich von der Wirthschafterin erfuhr, daß im Hause schon Alles schlafe, bat ich sie, mir die Hinterthür der Villa offen zu lassen, da ich noch einmal in den Garten hinaus wolle, um in der kühlen Nachtluft mein Gemüth zu beruhigen.

Ich empfand es wie eine Wohlthat, als ich durch die halbdunklen Gänge des Gartens dahinstürmte und meinem Zorn in sehr unkriminalistischer Weise durch Lufthiebe und durch gemurmelte Drohungen Luft verschaffte. Erst nach einer Stunde kehrte ich nach der Villa zurück und bemerkte hier zu meinem Erstaunen an der unteren Kante eines Parterrefensters einen schmalen Lichtstreifen. Sämmtliche Fenster des untersten Geschosses waren nämlich durch eiserne Rollläden von außen verschlossen; einer dieser Läden

war aber wohl nicht ganz heruntergelassen worden, oder die Zapfen, die sie an ihrem unteren Ende hatten, waren nicht richtig in die Vertiefungen eingedrungen. Es blieb ein Spalt von vielleicht zwei oder drei Millimeter, durch welchen ich deutlich Licht schimmern sah. Dies fiel mir auf, da mir die Wirthschafterin gesagt hatte, daß im Hause bereits Alles schlafe.

Leise und vorsichtig, damit der unter meinen Füßen knirschende Kies mich nicht verrathe, schlich ich mich bis an den Spalt, durch den ich jedoch nicht ohne Weiteres hindurchsehen konnte. Ich war vielmehr gezwungen, mit den Händen nach der Brüstung des Fensters zu fassen und mich, indem ich die Kniee gegen die Mauer stemmte, hinaufzuziehen, bis ich meine Augen in gleiche Höhe mit dem Spalt gebracht hatte.

Ich sah Mildner mit Daniel zusammen an einem Tische sitzen und, wie es schien, in höchst kordialer Weise verkehren. Sie hatten eine Flasche Wein zwischen sich stehen, und soeben stießen sie an, um zu trinken. Auf jeden Fall mußte ein sehr herzliches Einverständniß zwischen dem Diener und dem neuen Erben obwalten, und wiederum stieg, jetzt allerdings mit mehr Recht als früher, der Verdacht in mir auf, daß Mildner und Daniel schon seit langer Zeit in einem geheimnißvollen Bündniß stünden, in einem Bündniß, das verbrecherische Zwecke habe oder bereits gehabt hatte.

Trotzdem sich im Nebenzimmer die Leiche des alten Liebig befand, schienen die Beiden da drinnen in sehr heiterer Stimmung, und wenn ich auch ihre Unterhaltung

nicht verstand, um so mehr, als sie im Flüstertone sprachen, sah ich doch an ihren heiteren Gesichtern, daß es sich keineswegs um traurige Betrachtungen handelte. Ich belauschte die Beiden so lange, bis meine Hände und Kniee der Krampf befiel, und ich heruntergleiten mußte, weil ich nicht mehr im Stande war, mich festzuhalten.

Ich schlich mich leise fort und hinauf nach meinem Zimmer, wo ich mich im Finstern auf den Bettrand niedersetzte und noch lange über das am Abend Gehörte und soeben Gesehene nachdachte.

Was konnte denn die beiden so sehr an Alter und Lebensstellung verschiedenen Männer, wie den Diener Daniel und den jungen Mildner, zu gemeinsamen Zwecken zusammengeführt haben? Doch wohl nur eine Intrigue gegen den alten Herrn Liebig. Vielleicht war Daniel ein alter Bekannter Mildner's, den dieser durch allerlei Kniffe als Diener in das Haus des Onkels gebracht hatte, um dort einen Spion und Helfershelfer zu haben. War es nun nicht möglich, daß Daniel schon bei Lebzeiten Liebig's oder unmittelbar nach dessen Tode die vorhandenen Werthpapiere beiseite geschafft hatte, um Mildner das Vermögen zu retten, auch wenn ein Testament vorhanden gewesen wäre, das vielleicht Emma zur Erbin einsetzte? Gewiß, dieser Gedanke war nicht ohne Weiteres von der Hand zu weisen! Und paßte denn dazu nicht die brutale Absicht Mildner's, mit aller Gewalt einen Verdacht auf Emma zu lenken? War die Absichtlichkeit, mit der er schon am Morgen, bevor die gerichtliche Inventaraufnahme stattfand, Emma des Diebstahls beschuldigt hatte, nicht vielmehr ein Beweis für seine Schuld?

Als ich mir nach langer Ueberlegung das Alles so in Gedanken aufgebaut hatte, beinahe Gefallen an meinem eigenen Werke fand und mir fortwährend sagte: „So ist es, wie Du Dir es denkst und nicht anders" — überkam mich ein gewisses Gefühl der Freudigkeit. Dieses wich jedoch augenblicklich dem unangenehmen Bewußtsein, daß ich ganz und gar nicht in der Lage sei, irgend etwas zu Gunsten Emma's oder gegen Mildner zu thun.

Was konnte ich denn auch vorbringen gegen Mildner, der in der Stadt gewiß als der Erbe des alten Herrn mehr Gewicht genießen mußte als ich, der gänzlich Fremde? Wenn ich auch erzählte, wie Mildner sich heimlich mit Daniel schon vor Tagen auf dem Bahnhofe getroffen, wenn ich auch erzählte, daß ich jetzt soeben wieder Beide in Vertraulichkeit zusammen gesehen hätte, so hatte ich doch keine Zeugen dafür, und was galten diese Indizien, was konnte aus ihnen geschlossen werden? Nicht das Geringste! Es galt also für mich, ruhig zu bleiben und es dem Zufall oder sagen wir vielmehr der Vorsehung zu überlassen, mit ihrem starken und mächtigen Arm einzugreifen, wenn es sich hier in der That um ein Verbrechen handelte, das entweder schon begangen war oder erst begangen werden sollte.

4.

Der nächste Vormittag brachte das Begräbniß des alten Liebig. Ich war nach kurzem Schlummer in das Erdgeschoß der Villa hinabgestiegen, und als ich von der

weinenden Wirthschafterin erfuhr, daß Mildner noch nicht wach sei, bat ich sie, mich in das Zimmer zu führen, in dem die Leiche lag.

Die gute, ehrliche Frau brachte mich unter Thränen an den Sarg, der noch offen war, und neben dem der reich verzierte metallene Sargdeckel lag, und dann schluchzte sie leise weiter, während ich das Gesicht des alten Herrn betrachtete, in dem in der That gar keine Spur von einem Todeskampf zu finden war.

Aber ich war nicht hierher gekommen, um mich wehmüthigen Gefühlen hinzugeben, sondern um einer neuen Idee, die in mir Platz gegriffen hatte, zu folgen. Am frühen Morgen war in mir mit erneuter Kraft der Gedanke lebendig geworden, daß der alte Herr eines gewaltsamen Todes gestorben sein könne. Das Betragen des Neffen und noch mehr das des Dieners, der mit Mildner in so inniger Verbindung stand, hatte in mir auf's Neue den Kriminalisten rege gemacht. Ich betrachtete aufmerksam das Gesicht und auch die Hände des Todten, weil man an diesen vielleicht irgend wie Kratzwunden oder Verletzungen hätte sehen müssen, wenn ein Kampf stattgefunden hätte. Aber nichts war zu erblicken, keine Spur von einer Verletzung oder Abschürfung.

Es war mir leicht, die Wirthschafterin noch einmal zu veranlassen, mir zu erzählen, wie am Morgen die Leiche aufgefunden worden war. Als auf wiederholtes Klopfen Liebig nicht geöffnet hatte, war rasch zum Schlosser geschickt worden, und dieser hatte die Thür von außen geöffnet. Der alte Herr pflegte sich ja am Abend einzu-

schließen, den Schlüssel abzuziehen und neben sich auf den Nachttisch zu legen. Dieser Schlüssel hatte auch wirklich, als man in das Zimmer kam, auf dem Nachttisch gelegen, und durch eine Handbewegung deutete mir die Wirthschafterin an, daß er sich auch jetzt noch dort befinde. Ich nahm ihn wie zufällig in die Hand und sah, daß es ein wirklich ganz gewöhnlicher Stubenschlüssel war.

Durch eine Frage, die ich an die Wirthschafterin stellte, überzeugte ich mich, daß in der That in der Nacht die eisernen Rollläden des Fensters geschlossen waren, und als ich noch einen Augenblick nachgedacht und einen letzten Abschiedsblick auf das Gesicht des Todten geworfen hatte, ging ich hinaus mit dem Bewußtsein, daß es recht thöricht von mir gewesen war, hier an einen gewaltsamen Tod zu glauben. Die Aerzte hatten ja übereinstimmend als Todesursache einen Schlaganfall angegeben, an den zu glauben so sehr viele Gründe vorhanden waren.

Als ich das Zimmer verlassen wollte, begegnete ich in der Thür Mildner, der mir einen fragenden und dann, wie es schien, einen erschrockenen Blick zuwarf. Ich hielt es für nothwendig, mich bei ihm zu entschuldigen, indem ich ihm mittheilte, wie mich nur die Erinnerung an den Todten, den ich sehr geschätzt habe, noch einmal an seinen Sarg geführt hätte, und Mildner schien erleichtert aufzuathmen, um dann mit affektirter Traurigkeit zu sagen: „Ja, ja, es war ein lieber und guter Herr; aber nun wird es nothwendig sein, den Sargdeckel zu schließen, denn die Träger werden bald erscheinen."

Eine Stunde später setzte sich von der Villa aus ein

Leichenzug in Bewegung, der sehr wohl bewies, welch' allgemeine Achtung nicht nur in den verschiedenen Kreisen der Stadtbewohner, sondern vor Allem, welch' großer Verehrung sich der Verstorbene bei den Armen erfreute, denen er jahrelang ein Wohlthäter gewesen war.

Es wurden an seinem Grabe viele aufrichtige Thränen vergossen, und nicht zum Wenigsten war erschüttert das liebliche Mädchen, deren Anblick und thränenüberströmtes Gesicht schmerzliche Gefühle auch in mir hervorriefen.

Ich hatte Gelegenheit, auch hin und wieder nach Mildner zu sehen, der allerdings manchmal das Gesicht in seinem Taschentuch verbarg, aber, wenn er sich unbemerkt glaubte, ziemlich gleichgiltig dreinsah. Empört aber war ich über das Betragen des Dieners; denn dieser affektirte eine solch' ungeheuerliche Traurigkeit und einen solch' rasenden Schmerz, daß diese Uebertreibung auf das Deutlichste die Unwahrheit der Gefühle bewies.

Die Hände voll Erde als letzte Grüße von dieser Welt waren dumpfrollend auf den Sarg Liebig's gefallen. Der Prediger trat an die Hinterbliebenen heran, um sie zu trösten, und das Trauergefolge verlief sich. Mildner forderte mich auf, mit ihm gemeinsam in einem Wagen nach Hause zu fahren, und ich lehnte dies nicht ab, da ich ja wußte, daß in einem anderen Wagen Emma mit der Wirthschafterin folgen würde. Daniel blieb noch auf dem Kirchhof zurück und schien sich immer noch nicht von seiner Trauer erholen zu können.

Jedenfalls wäre es mir auch heute noch schwer zu beschreiben, welches Gefühl mich beschlich, als mich Mildner

aufforderte, mit ihm zusammen nach dem Trauerhause zurückzufahren. Es war das anscheinend eine Art von Freundlichkeit, die er dem Gaste des Hauses erwies, aber ich konnte mir nicht helfen, mir erschien diese Einladung wie ein Hohn. Ich hatte das Gefühl, als wolle der mir so sehr unsympathische Mann deutlich zeigen, wie wenig er mich fürchte, und wie gleichgiltig ich ihm sei. Ich fühlte es, er wollte mir auch zeigen, daß er den Streit, der am Tage vorher zwischen uns stattgefunden, ganz vergessen habe.

Und doch machte ich eine eigenartige Entdeckung in der Trauerkutsche, als wir den gar nicht so weiten Weg nach der Villa zurücklegten. Mildner war in einer Weise gesprächig und erregt, daß fast vermuthet werden konnte, er fühle sich jetzt, seitdem die Leiche in der Erde lag, bedeutend erleichtert. Ich hatte zwar, als ich in der Nacht ihn zusammen mit Daniel durch den Spalt des eisernen Rollladens belauschte, gesehen, daß er nicht besonders trübe gestimmt war, aber doch lag damals in dem ganzen Wesen des Mannes eine gewisse Gedrücktheit, die jetzt vollständig gewichen war.

In dem Trauerhause angekommen, forderte mich Mildner auf, in die unteren Zimmer einzutreten und als Trauergast ein Glas Wein und eine kleine Erfrischung zu mir zu nehmen. Ich folgte dieser Einladung schon deshalb, weil mir daran lag, noch im Laufe des Tages das Nothwendigste mit Emma zu besprechen, da ich sie spätestens am nächsten Tage bei meiner Mutter unterbringen wollte. Ich fand auch zu meiner Freude eine Depesche meines Chefs vor,

die das einzige Wort enthielt: „Einverstanden", und durch welche mir der erbetene Urlaub bewilligt wurde.

Einige Minuten nach uns trafen auch Emma und die Wirthschafterin ein, und Letztere versorgte den Tisch des besten Zimmers mit einem Gabelfrühstück, zu dem auch Emma erschien, die sich, nachdem die Trauerfeier vorüber war, wieder einigermaßen gefaßt hatte.

Das Frühstück verlief natürlich sehr stumm; es wurde fast gar nichts gesprochen, und wenn eine Bemerkung fiel, so bezog sie sich auf das Trauergefolge und auf das Begräbniß. Die Wirthschafterin hatte sich zu uns an den Tisch gesetzt, Daniel aber, der auch wieder erschienen war und serviren wollte, wurde von Mildner mit dem Auftrage hinausgeschickt, sich von der gehabten schmerzlichen Erregung zu erholen. Das war mir unangenehm; denn ich hätte recht gern gesehen, wie sich der Diener und der jetzige Erbe betrugen, wenn sie zusammen waren und sich vor Fremden hüten mußten, die ihr Einverständniß hätten verrathen können.

Es war mir gelungen, während des Frühstücks Emma zuzuraunen, daß ich sie dringend gegen zwei Uhr Mittags im Garten sprechen müsse, als ein Wagen vor der Thür vorfuhr und diesem ein dunkel gekleideter älterer Herr entstieg. Derselbe betrat die Villa, und unmittelbar darauf meldete Daniel, daß der Justizrath Distel die Hinterbliebenen des Herrn Liebig zu sprechen wünsche.

Mildner befahl, den Angemeldeten einzulassen, und bald darauf stand in dem Zimmer ein freundlich aussehender, aber ernst dreinblickender Herr, der sich mit den

Worten einführte: „Entschuldigen Sie, wenn ich in diesem Augenblicke störe. Aber ich komme als Testamentsvollstrecker.“

Die Wirkung dieser Worte auf Mildner war eine geradezu zauberhafte. Ich sah ihn erbleichen und sein Gesicht fast eine grünliche Färbung annehmen. Dann griff er nach der Lehne des zunächst stehenden Stuhles und stützte sich auf denselben, während seine Brust tief athmete.

„Es ist also ein Testament vorhanden?“ fragte er.

„Ja,“ entgegnete der Justizrath. „Der Verstorbene hat vor ungefähr vier Wochen ein Testament vor mir als Notar und vor zwei Zeugen gemacht und dasselbe bei mir deponirt. Laut Verfügung dieses Testamentes sollte von dem Vorhandensein desselben erst Nachricht gegeben werden, nachdem der Testator in die Erde gesenkt war. Ich bin jetzt hier erschienen, um das Testament Ihnen mitzutheilen, indem ich gleichzeitig bemerke, daß sich auch in meiner Verwahrung das Vermögen des Verstorbenen befindet.“

Das war eine überraschende Lösung der bisherigen Verwickelungen und unaufgeklärten Umstände. Unwillkürlich bat ich in meinem Innern all’ den thörichten Verdacht dem armen Neffen ab, der durch die Nachricht, daß ein Testament vorhanden sei, schwer erschüttert schien, weil er ahnte, daß er in dem Testament nicht allzu gut fortkommen würde. Da sich das Vermögen in den Händen des Justizraths befand, hatte natürlich weder Mildner noch Daniel jemals daran denken können, sich dasselbe

anzueignen, und alle meine Ideen während der letzten Nacht waren recht thöricht gewesen. Es überfiel mich jetzt sogar eine Art Mitleid mit dem Unglücklichen, der gewiß schon in Gedanken darüber disponirt hatte, was er mit seiner Erbschaft anfangen sollte, und der jetzt vor der Aussicht stand, sie zu verlieren.

Der Justizrath wandte sich zu uns und sagte: „Diese Dame hier ist wohl Fräulein Emma, die Pflegetochter des Verstorbenen?“

Emma bejahte. Ich hielt es für nothwendig, vorzutreten und dem Justizrath meinen Namen zu nennen, um dann hinzuzufügen: „Sie gestatten wohl, daß ich mich entferne, denn es handelt sich um eine Familienangelegenheit, bei der ich nichts zu thun habe.“

„Ich wollte Sie,“ entgegnete der Justizrath, „im Gegentheil bitten, hier zu bleiben. Es handelt sich um einen notariellen Akt, und es wäre mir angenehm, wenn Sie als Zeuge fungiren wollten. Ebenso kann diese ältere Dame, in der ich die Wirthschafterin des Verstorbenen wiedererkenne, hier bleiben, um den zweiten Zeugen zu machen.“

Der Justizrath ließ sich an dem Tisch nieder, auf dem noch die Reste des Mahles standen, und forderte durch eine Handbewegung die Anwesenden auf, sich niederzusetzen. Dies that indes merkwürdigerweise Niemand; eine gewaltige Erregung hatte sich aller Anwesenden bemächtigt; die Nachricht, daß ein Testament vorhanden sei, hatte überraschend selbst auf die alte Wirthschafterin gewirkt.

Der Justizrath zog aus einer Ledermappe ein großes

versiegeltes Couvert hervor, bat die Wirthschafterin und mich, uns davon zu überzeugen, daß die Siegel des Testaments unverletzt seien, erbrach dieselben und entzog das Dokument seinem Umschlage, um es nunmehr vorzulesen. Nach den einleitenden Worten und nach den vom Gesetz vorgeschriebenen formellen Phrasen erfuhren wir, daß sich das Vermögen des Verstorbenen auf etwa hunderttausend Thaler belaufe, abgesehen von dem Grundstück und einem kleinen Gute, das sich in der Heimathsgegend des Verstorbenen befand.

Das Testament bestimmte, daß zur Universalerbin Emma eingesetzt sei, daß dieselbe aber eine jährliche Rente von sechshundert Thalern an Mildner abzugeben habe. Die Hälfte dieser Summe war der Wirthschafterin ausgesetzt, die außerdem auf dem Gute, wenn sie es wünschte, freie Wohnung haben sollte. Daniel stellte das Testament die Wahl, entweder ein Legat von eintausend Thalern sofort anzunehmen, oder für den Rest seines Lebens ebenfalls auf jenem Gute freie Wohnung und Verpflegung zu haben. Es folgten dann noch einige Mittheilungen betreffend kleinere Legate. Dann erhob sich der Justizrath, um Emma zu gratuliren.

Das Mädchen zeigte sein gutes und liebes Herz wiederum in diesem Augenblick deutlich. Die Liebenswürdigkeit und Herzensgüte des alten Herrn hatte sie auf das Tiefste erschüttert. Ihr Schluchzen war ein aufrichtiges, und in leidenschaftlicher Erregung rief sie aus: „Was gäbe ich darum, wenn der Gute uns nicht so plötzlich entrissen worden wäre!“

Mein Herz drängte mich, fortwährend meine Blicke

auf Emma zu richten, aber unwillkürlich sah ich auch zu Mildner hinüber, für den das Testament jedenfalls eine ungeheure Enttäuschung gebracht hatte. Ich sah ihn mit aschgrauer Gesichtsfarbe, mit stieren, weit aufgerissenen Augen unbeweglich neben dem Stuhle stehen, an dem er sich festhielt. Sein Gesicht hatte geradezu einen steinernen Ausdruck angenommen, und die Muskeln desselben schienen ganz und gar nicht mehr seinem Willen unterworfen zu sein. Der Unterkiefer sank herab, so daß der Mund weit offen stand, und plötzlich stieß Mildner einen dumpfen Schrei aus und brach ohnmächtig zusammen.

Daniel eilte herein, und ich sah an seinem verstörten Gesicht, daß er draußen gehorcht hatte. Er beschäftigte sich um den zu Boden Gesunkenen, welcher regungslos dalag, und aus dessen Brust ein unheimliches Röcheln hervordrang. Ich fühlte Mitleid mit dem so schwer Enttäuschten und half noch mit Hand anlegen, um ihn in das Nebenzimmer zu bringen und dort auf das Sopha niederzulegen. Dann rief mich der Justizrath zurück, um den Akt, betreffend die Veröffentlichung des Testaments, aufzusetzen, welch' notarielle Handlung die Wirthschafterin und ich durch unsere Namensunterschrift beglaubigten.

Er erklärte dann Emma, daß sie natürlich sofort die Verfügung über das ganze bewegliche und unbewegliche Vermögen des Verstorbenen habe und bot ihr in seinem Hause für einige Wochen Aufenthalt an, wenn es ihr unangenehm sein sollte, unmittelbar nach dem Tode ihres Wohlthäters allein in der Villa zu wohnen.

„Meine Frau und meine beiden erwachsenen Töchter,“

sagte er, „werden es sich gewiß zur Ehre anrechnen, Sie bei sich aufzunehmen und Ihnen über die ersten unangenehmen Wochen hinweg zu helfen. Ich möchte Ihnen ernstlich anrathen, von unserer Einladung, die von Herzen kommt, Gebrauch zu machen. Sie sehen, welch' furchtbare Enttäuschung das Testament an gewisser Stelle hervorgerufen hat, und es ist für eine einzelnstehende junge Dame vielleicht nicht gut, sich auf Auseindersetzungen mit einem so schwer Enttäuschten einlassen zu müssen. Ich würde Ihnen sogar empfehlen, sofort mit mir nach meiner Wohnung zu kommen, um den Aufenthalt in meiner Familie zu nehmen."

Emma warf einen fragenden Blick auf mich, und da ich ihr kurz und verstohlen zunickte, erklärte sie sich sofort bereit, dem Justizrath zu folgen. Sie verabschiedete sich von mir, und nur der Druck der Hand mußte, durch einen gleichen Druck der meinigen erwiedert, uns zum Austausch unserer Gefühle dienen.

Wenige Minuten später hatte der Wagen des Justizraths das geliebte Mädchen aus der Villa entführt.

5.

Ich hatte eigentlich Zeit, mich an jenem Tage mit mir selbst zu beschäftigen, denn ich war ja beurlaubt. Da ich aber diesen Urlaub nicht in beabsichtigter Weise benützen konnte, beschloß ich, etwas im Interesse des Dienstes zu thun. Mein eigenes Gewissen sagte mir wohl, daß ich in den letzten Tagen meinen kriminalistischen Pflich-

ten nicht so genau nachgekommen sei, als dies hätte sein müssen. Ich hatte mich viel zu sehr mit meiner Person und Emma und mit den Verhältnissen, die uns Beide betrafen, beschäftigt.

Ich streifte daher Nachmittags wieder in den Hotels und auch auf dem Bahnhofe herum und kehrte erst in den Abendstunden wieder zurück, um mich bei der Wirthschafterin nach dem Befinden Mildner's zu erkundigen. Ich erfuhr, daß derselbe immer noch bewußtlos sei, und daß der Arzt, der geholt worden war, schwere Besorgnisse über den Zustand des Kranken geäußert habe. Ich erfuhr ferner, daß Daniel das Haus verlassen habe, um eine nothwendige Besorgung zu machen, und daß die Wirthschafterin nun mit dem Dienstmädchen allein sei.

Sie bat mich, in das Zimmer zu treten, das sich neben demjenigen befand, in welchem der Kranke lag. Dort sagte mir die alte Frau im Flüstertone: „Es wird wohl das Beste sein, wenn ich Sie jetzt, so lange Sie noch hier bleiben, als Hausherrn betrachte, denn ich muß doch irgend Jemand haben, an den ich mich wenden kann. Ich wollte Sie deshalb bitten, dies an sich zu nehmen.“

Sie überreichte mir eine lederne Brieftasche und setzte als Erklärungsgrund hinzu: „Als wir den Kranken auszogen und in das Bett brachten, fiel aus seiner Rocktasche dies Portefeuille. Ich nahm es an mich, weil ich, offen gesagt, Daniel nicht traue. Sie wissen ja, wie er ist, und ich wollte Sie bitten, das Portefeuille an sich zu nehmen und zu öffnen.“

„Warum soll ich das aber gerade thun?“ fragte ich.

schließen, den Schlüssel abzuziehen und neben sich auf den Nachttisch zu legen. Dieser Schlüssel hatte auch wirklich, als man in das Zimmer kam, auf dem Nachttisch gelegen, und durch eine Handbewegung deutete mir die Wirthschafterin an, daß er sich auch jetzt noch dort befinde. Ich nahm ihn wie zufällig in die Hand und sah, daß es ein wirklich ganz gewöhnlicher Stubenschlüssel war.

Durch eine Frage, die ich an die Wirthschafterin stellte, überzeugte ich mich, daß in der That in der Nacht die eisernen Rollläden des Fensters geschlossen waren, und als ich noch einen Augenblick nachgedacht und einen letzten Abschiedsblick auf das Gesicht des Todten geworfen hatte, ging ich hinaus mit dem Bewußtsein, daß es recht thöricht von mir gewesen war, hier an einen gewaltsamen Tod zu glauben. Die Aerzte hatten ja übereinstimmend als Todesursache einen Schlaganfall angegeben, an den zu glauben so sehr viele Gründe vorhanden waren.

Als ich das Zimmer verlassen wollte, begegnete ich in der Thür Mildner, der mir einen fragenden und dann, wie es schien, einen erschrockenen Blick zuwarf. Ich hielt es für nothwendig, mich bei ihm zu entschuldigen, indem ich ihm mittheilte, wie mich nur die Erinnerung an den Todten, den ich sehr geschätzt habe, noch einmal an seinen Sarg geführt hätte, und Mildner schien erleichtert aufzuathmen, um dann mit affektirter Traurigkeit zu sagen: „Ja, ja, es war ein lieber und guter Herr; aber nun wird es nothwendig sein, den Sargdeckel zu schließen, denn die Träger werden bald erscheinen."

Eine Stunde später setzte sich von der Villa aus ein

Leichenzug in Bewegung, der sehr wohl bewies, welch' allgemeine Achtung nicht nur in den verschiedenen Kreisen der Stadtbewohner, sondern vor Allem, welch' großer Verehrung sich der Verstorbene bei den Armen erfreute, denen er jahrelang ein Wohlthäter gewesen war.

Es wurden an seinem Grabe viele aufrichtige Thränen vergossen, und nicht zum Wenigsten war erschüttert das liebliche Mädchen, deren Anblick und thränenüberströmtes Gesicht schmerzliche Gefühle auch in mir hervorriefen.

Ich hatte Gelegenheit, auch hin und wieder nach Mildner zu sehen, der allerdings manchmal das Gesicht in seinem Taschentuch verbarg, aber, wenn er sich unbemerkt glaubte, ziemlich gleichgiltig dreinsah. Empört aber war ich über das Betragen des Dieners; denn dieser affektirte eine solch' ungeheuerliche Traurigkeit und einen solch' rasenden Schmerz, daß diese Uebertreibung auf das Deutlichste die Unwahrheit der Gefühle bewies.

Die Hände voll Erde als letzte Grüße von dieser Welt waren dumpfrollend auf den Sarg Liebig's gefallen. Der Prediger trat an die Hinterbliebenen heran, um sie zu trösten, und das Trauergefolge verlief sich. Mildner forderte mich auf, mit ihm gemeinsam in einem Wagen nach Hause zu fahren, und ich lehnte dies nicht ab, da ich ja wußte, daß in einem anderen Wagen Emma mit der Wirthschafterin folgen würde. Daniel blieb noch auf dem Kirchhof zurück und schien sich immer noch nicht von seiner Trauer erholen zu können.

Jedenfalls wäre es mir auch heute noch schwer zu beschreiben, welches Gefühl mich beschlich, als mich Mildner

aufforderte, mit ihm zusammen nach dem Trauerhause zurückzufahren. Es war das anscheinend eine Art von Freundlichkeit, die er dem Gaste des Hauses erwies, aber ich konnte mir nicht helfen, mir erschien diese Einladung wie ein Hohn. Ich hatte das Gefühl, als wolle der mir so sehr unsympathische Mann deutlich zeigen, wie wenig er mich fürchte, und wie gleichgiltig ich ihm sei. Ich fühlte es, er wollte mir auch zeigen, daß er den Streit, der am Tage vorher zwischen uns stattgefunden, ganz vergessen habe.

Und doch machte ich eine eigenartige Entdeckung in der Trauerkutsche, als wir den gar nicht so weiten Weg nach der Villa zurücklegten. Mildner war in einer Weise gesprächig und erregt, daß fast vermuthet werden konnte, er fühle sich jetzt, seitdem die Leiche in der Erde lag, bedeutend erleichtert. Ich hatte zwar, als ich in der Nacht ihn zusammen mit Daniel durch den Spalt des eisernen Rollladens belauschte, gesehen, daß er nicht besonders trübe gestimmt war, aber doch lag damals in dem ganzen Wesen des Mannes eine gewisse Gedrücktheit, die jetzt vollständig gewichen war.

In dem Trauerhause angekommen, forderte mich Mildner auf, in die unteren Zimmer einzutreten und als Trauergast ein Glas Wein und eine kleine Erfrischung zu mir zu nehmen. Ich folgte dieser Einladung schon deshalb, weil mir daran lag, noch im Laufe des Tages das Nothwendigste mit Emma zu besprechen, da ich sie spätestens am nächsten Tage bei meiner Mutter unterbringen wollte. Ich fand auch zu meiner Freude eine Depesche meines Chefs vor,

die das einzige Wort enthielt: „Einverstanden", und durch welche mir der erbetene Urlaub bewilligt wurde.

Einige Minuten nach uns trafen auch Emma und die Wirthschafterin ein, und Letztere versorgte den Tisch des besten Zimmers mit einem Gabelfrühstück, zu dem auch Emma erschien, die sich, nachdem die Trauerfeier vorüber war, wieder einigermaßen gefaßt hatte.

Das Frühstück verlief natürlich sehr stumm; es wurde fast gar nichts gesprochen, und wenn eine Bemerkung fiel, so bezog sie sich auf das Trauergefolge und auf das Begräbniß. Die Wirthschafterin hatte sich zu uns an den Tisch gesetzt, Daniel aber, der auch wieder erschienen war und serviren wollte, wurde von Mildner mit dem Auftrage hinausgeschickt, sich von der gehabten schmerzlichen Erregung zu erholen. Das war mir unangenehm; denn ich hätte recht gern gesehen, wie sich der Diener und der jetzige Erbe betrugen, wenn sie zusammen waren und sich vor Fremden hüten mußten, die ihr Einverständniß hätten verrathen können.

Es war mir gelungen, während des Frühstücks Emma zuzuraunen, daß ich sie dringend gegen zwei Uhr Mittags im Garten sprechen müsse, als ein Wagen vor der Thür vorfuhr und diesem ein dunkel gekleideter älterer Herr entstieg. Derselbe betrat die Villa, und unmittelbar darauf meldete Daniel, daß der Justizrath Distel die Hinterbliebenen des Herrn Liebig zu sprechen wünsche.

Mildner befahl, den Angemeldeten einzulassen, und bald darauf stand in dem Zimmer ein freundlich aussehender, aber ernst dreinblickender Herr, der sich mit den

Worten einführte: „Entschuldigen Sie, wenn ich in diesem Augenblicke störe. Aber ich komme als Testamentsvollstrecker.“

Die Wirkung dieser Worte auf Mildner war eine geradezu zauberhafte. Ich sah ihn erbleichen und sein Gesicht fast eine grünliche Färbung annehmen. Dann griff er nach der Lehne des zunächst stehenden Stuhles und stützte sich auf denselben, während seine Brust tief athmete.

„Es ist also ein Testament vorhanden?“ fragte er.

„Ja,“ entgegnete der Justizrath. „Der Verstorbene hat vor ungefähr vier Wochen ein Testament vor mir als Notar und vor zwei Zeugen gemacht und dasselbe bei mir deponirt. Laut Verfügung dieses Testamentes sollte von dem Vorhandensein desselben erst Nachricht gegeben werden, nachdem der Testator in die Erde gesenkt war. Ich bin jetzt hier erschienen, um das Testament Ihnen mitzutheilen, indem ich gleichzeitig bemerke, daß sich auch in meiner Verwahrung das Vermögen des Verstorbenen befindet.“

Das war eine überraschende Lösung der bisherigen Verwickelungen und unaufgeklärten Umstände. Unwillkürlich bat ich in meinem Innern all' den thörichten Verdacht dem armen Neffen ab, der durch die Nachricht, daß ein Testament vorhanden sei, schwer erschüttert schien, weil er ahnte, daß er in dem Testament nicht allzu gut fortkommen würde. Da sich das Vermögen in den Händen des Justizraths befand, hatte natürlich weder Mildner noch Daniel jemals daran denken können, sich dasselbe

anzueignen, und alle meine Ideen während der letzten Nacht waren recht thöricht gewesen. Es überfiel mich jetzt sogar eine Art Mitleid mit dem Unglücklichen, der gewiß schon in Gedanken darüber disponirt hatte, was er mit seiner Erbschaft anfangen sollte, und der jetzt vor der Aussicht stand, sie zu verlieren.

Der Justizrath wandte sich zu uns und sagte: „Diese Dame hier ist wohl Fräulein Emma, die Pflegetochter des Verstorbenen?"

Emma bejahte. Ich hielt es für nothwendig, vorzutreten und dem Justizrath meinen Namen zu nennen, um dann hinzuzufügen: „Sie gestatten wohl, daß ich mich entferne, denn es handelt sich um eine Familienangelegenheit, bei der ich nichts zu thun habe."

„Ich wollte Sie," entgegnete der Justizrath, „im Gegentheil bitten, hier zu bleiben. Es handelt sich um einen notariellen Akt, und es wäre mir angenehm, wenn Sie als Zeuge fungiren wollten. Ebenso kann diese ältere Dame, in der ich die Wirthschafterin des Verstorbenen wiedererkenne, hier bleiben, um den zweiten Zeugen zu machen."

Der Justizrath ließ sich an dem Tisch nieder, auf dem noch die Reste des Mahles standen, und forderte durch eine Handbewegung die Anwesenden auf, sich niederzusetzen. Dies that indes merkwürdigerweise Niemand; eine gewaltige Erregung hatte sich aller Anwesenden bemächtigt; die Nachricht, daß ein Testament vorhanden sei, hatte überraschend selbst auf die alte Wirthschafterin gewirkt.

Der Justizrath zog aus einer Ledermappe ein großes

versiegeltes Couvert hervor, bat die Wirthschafterin und mich, uns davon zu überzeugen, daß die Siegel des Testaments unverletzt seien, erbrach dieselben und entzog das Dokument seinem Umschlage, um es nunmehr vorzulesen. Nach den einleitenden Worten und nach den vom Gesetz vorgeschriebenen formellen Phrasen erfuhren wir, daß sich das Vermögen des Verstorbenen auf etwa hunderttausend Thaler belaufe, abgesehen von dem Grundstück und einem kleinen Gute, das sich in der Heimathsgegend des Verstorbenen befand.

Das Testament bestimmte, daß zur Universalerbin Emma eingesetzt sei, daß dieselbe aber eine jährliche Rente von sechshundert Thalern an Mildner abzugeben habe. Die Hälfte dieser Summe war der Wirthschafterin ausgesetzt, die außerdem auf dem Gute, wenn sie es wünschte, freie Wohnung haben sollte. Daniel stellte das Testament die Wahl, entweder ein Legat von eintausend Thalern sofort anzunehmen, oder für den Rest seines Lebens ebenfalls auf jenem Gute freie Wohnung und Verpflegung zu haben. Es folgten dann noch einige Mittheilungen betreffend kleinere Legate. Dann erhob sich der Justizrath, um Emma zu gratuliren.

Das Mädchen zeigte sein gutes und liebes Herz wiederum in diesem Augenblick deutlich. Die Liebenswürdigkeit und Herzensgüte des alten Herrn hatte sie auf das Tiefste erschüttert. Ihr Schluchzen war ein aufrichtiges, und in leidenschaftlicher Erregung rief sie aus: „Was gäbe ich darum, wenn der Gute uns nicht so plötzlich entrissen worden wäre!“

Mein Herz drängte mich, fortwährend meine Blicke

auf Emma zu richten, aber unwillkürlich sah ich auch zu Mildner hinüber, für den das Testament jedenfalls eine ungeheure Enttäuschung gebracht hatte. Ich sah ihn mit aschgrauer Gesichtsfarbe, mit stieren, weit aufgerissenen Augen unbeweglich neben dem Stuhle stehen, an dem er sich festhielt. Sein Gesicht hatte geradezu einen steinernen Ausdruck angenommen, und die Muskeln desselben schienen ganz und gar nicht mehr seinem Willen unterworfen zu sein. Der Unterkiefer sank herab, so daß der Mund weit offen stand, und plötzlich stieß Mildner einen dumpfen Schrei aus und brach ohnmächtig zusammen.

Daniel eilte herein, und ich sah an seinem verstörten Gesicht, daß er draußen gehorcht hatte. Er beschäftigte sich um den zu Boden Gesunkenen, welcher regungslos dalag, und aus dessen Brust ein unheimliches Röcheln hervordrang. Ich fühlte Mitleid mit dem so schwer Enttäuschten und half noch mit Hand anlegen, um ihn in das Nebenzimmer zu bringen und dort auf das Sopha niederzulegen. Dann rief mich der Justizrath zurück, um den Akt, betreffend die Veröffentlichung des Testaments, aufzusetzen, welch' notarielle Handlung die Wirthschafterin und ich durch unsere Namensunterschrift beglaubigten.

Er erklärte dann Emma, daß sie natürlich sofort die Verfügung über das ganze bewegliche und unbewegliche Vermögen des Verstorbenen habe und bot ihr in seinem Hause für einige Wochen Aufenthalt an, wenn es ihr unangenehm sein sollte, unmittelbar nach dem Tode ihres Wohlthäters allein in der Villa zu wohnen.

„Meine Frau und meine beiden erwachsenen Töchter,“

sagte er, „werden es sich gewiß zur Ehre anrechnen, Sie bei sich aufzunehmen und Ihnen über die ersten unangenehmen Wochen hinweg zu helfen. Ich möchte Ihnen ernstlich anrathen, von unserer Einladung, die von Herzen kommt, Gebrauch zu machen. Sie sehen, welch' furchtbare Enttäuschung das Testament an gewisser Stelle hervorgerufen hat, und es ist für eine einzelnstehende junge Dame vielleicht nicht gut, sich auf Auseinandersetzungen mit einem so schwer Enttäuschten einlassen zu müssen. Ich würde Ihnen sogar empfehlen, sofort mit mir nach meiner Wohnung zu kommen, um den Aufenthalt in meiner Familie zu nehmen."

Emma warf einen fragenden Blick auf mich, und da ich ihr kurz und verstohlen zunickte, erklärte sie sich sofort bereit, dem Justizrath zu folgen. Sie verabschiedete sich von mir, und nur der Druck der Hand mußte, durch einen gleichen Druck der meinigen erwiedert, uns zum Austausch unserer Gefühle dienen.

Wenige Minuten später hatte der Wagen des Justizraths das geliebte Mädchen aus der Villa entführt.

5.

Ich hatte eigentlich Zeit, mich an jenem Tage mit mir selbst zu beschäftigen, denn ich war ja beurlaubt. Da ich aber diesen Urlaub nicht in beabsichtigter Weise benützen konnte, beschloß ich, etwas im Interesse des Dienstes zu thun. Mein eigenes Gewissen sagte mir wohl, daß ich in den letzten Tagen meinen kriminalistischen Pflich-

ten nicht so genau nachgekommen sei, als dies hätte sein müssen. Ich hatte mich viel zu sehr mit meiner Person und Emma und mit den Verhältnissen, die uns Beide betrafen, beschäftigt.

Ich streifte daher Nachmittags wieder in den Hotels und auch auf dem Bahnhofe herum und kehrte erst in den Abendstunden wieder zurück, um mich bei der Wirthschafterin nach dem Befinden Mildner's zu erkundigen. Ich erfuhr, daß derselbe immer noch bewußtlos sei, und daß der Arzt, der geholt worden war, schwere Besorgnisse über den Zustand des Kranken geäußert habe. Ich erfuhr ferner, daß Daniel das Haus verlassen habe, um eine nothwendige Besorgung zu machen, und daß die Wirthschafterin nun mit dem Dienstmädchen allein sei.

Sie bat mich, in das Zimmer zu treten, das sich neben demjenigen befand, in welchem der Kranke lag. Dort sagte mir die alte Frau im Flüstertone: „Es wird wohl das Beste sein, wenn ich Sie jetzt, so lange Sie noch hier bleiben, als Hausherrn betrachte, denn ich muß doch irgend Jemand haben, an den ich mich wenden kann. Ich wollte Sie deshalb bitten, dies an sich zu nehmen."

Sie überreichte mir eine lederne Brieftasche und setzte als Erklärungsgrund hinzu: „Als wir den Kranken auszogen und in das Bett brachten, fiel aus seiner Rocktasche dies Portefeuille. Ich nahm es an mich, weil ich, offen gesagt, Daniel nicht traue. Sie wissen ja, wie er ist, und ich wollte Sie bitten, das Portefeuille an sich zu nehmen und zu öffnen."

„Warum soll ich das aber gerade thun?" fragte ich.

„Was gehen mich die Geheimnisse eines Fremden, noch dazu eines kranken Mannes an?“

„Ich habe einen ganz bestimmten Grund dazu,“ entgegnete die Wirthschafterin. „Es kann vielleicht Geld in der Tasche enthalten sein, und ich möchte, daß Jemand nachsieht, wie viel es ist, damit nicht etwa gar noch der Verdacht des Diebstahls oder der Unterschlagung auf mich fällt. Dann habe ich ja auch gesagt, daß ich Sie für den eigentlichen Hausherrn augenblicklich halten will, bis ich andere Instruktionen von unserem Fräulein bekomme.“

Die alte Frau lächelte dabei so vielsagend, daß ich wohl merkte, daß ihr die Beziehungen zwischen mir und Emma nicht unbekannt geblieben seien. So nahm ich denn die Tasche an mich und öffnete sie in Gegenwart der Frau, indem ich sagte: „Es wird sich empfehlen, wenn wir das Portefeuille gemeinsam nachsehen.“

Ich zog die Klappe des aus schwarzem Glanzleder bestehenden Portefeuilles in die Höhe und entdeckte sofort, daß sich eine große Anzahl von Kassenscheinen in demselben befand. Ich zog einen derselben hervor und entdeckte, daß es ein ganz neuer Schein zu fünfundzwanzig Rubeln war.

In diesem Augenblicke begann ich so heftig zu zittern, daß ich meine Erregtheit kaum vor der Frau verbergen konnte. Vor meine Augen legte es sich wie ein Schleier, und als ich mit hastigem Griff mindestens dreißig oder vierzig verschiedene Rubelscheine aus der Tasche zog, mußte ich mich mühsam bemeistern, um zu erkennen, daß sie

sämmtlich durchaus neu und noch gar nicht in Umlauf gewesen waren.

Ich murmelte etwas Unverständliches und stürzte hinauf nach meinem Zimmer. Dort wühlte ich hastig weiter in dem Portefeuille, fand aber, daß dasselbe nichts als ungefähr in Summa fünfundsechzig neue Rubelnoten enthalte. Ich zog aus meinem eigenen Portefeuille eine der gefälschten Rubelscheine hervor, die von London her beständig in Deutschland in Kurs gebracht wurden, holte aus meinem Gepäck die Lupe, und trotzdem meine Brust keuchte und es vor meinen Augen flimmerte, begann ich durch die Lupe die mir wohlbekannten gravirendsten Stellen des Falsifikats und der in Mildner's Portefeuille gefundenen Scheine zu vergleichen.

Eine Viertelstunde genügte, um mir die Ueberzeugung davon zu verschaffen, daß die fünfundsechzig Kassenscheine gefälscht seien. Natürlich wußte ich in demselben Augenblick, daß Mildner, der Neffe des verstorbenen alten Herrn, einer der erwarteten Agenten der internationalen Rubelfälschergesellschaft sei.

Diese Entdeckung hatte etwas Erfreuliches und gleichzeitig etwas Bestürzendes für mich. Ich zitterte vor Erregung, den Gesuchten doch gefunden zu haben, und gleichzeitig sagte ich mir, wie groß die Gefahr für mich gewesen war, gegen eine Entdeckung blind zu sein, die sich mir gewissermaßen aufdrängte und die ich wahrscheinlich nur nicht beachtet hatte, weil ich so sehr mit meinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt gewesen war.

Aber in diesem Augenblick wurde auch mein Pflicht-

bewußtsein wieder in mir rege. Ich zog den Revolver aus meinem Gepäck, lud ihn und hing ihn mit der Ledertasche hinten an meinen Hosengurt. Ich steckte die Falsifikate zu mir und begab mich hinab zu der Wirthschafterin, die ich fragte, wo Daniel sei.

„Ich weiß es nicht genau," entgegnete diese, „aber er wollte nach dem Bahnhof gehen, er behauptete, er müsse dort Jemand sprechen."

Sofort ahnte ich, daß jetzt auf dem Bahnhof Daniel mit den deutschen Agenten der Fälscher sitze, um diesen im Auftrage oder vielmehr in der Vertretung des erkrankten Mildner die Falsifikate zuzustellen. Ich mußte Alles aufbieten, um ihn zugleich mit jenen Leuten zu verhaften. Konnte ich aber so ohne Weiteres Mildner, der doch der Hauptschuldige war, hier allein zurücklassen?

„Wie befindet sich der Kranke?" fragte ich hastig, und die Wirthschafterin zuckte die Achseln und wies auf das Krankenzimmer, in das ich sofort und ohne jede Rücksicht eintrat. Ich fand Mildner mit rothem Gesicht und, wie es schien, im Fieber bewußtlos im Bette liegen, und so inhuman dies klingen mag, ich muß doch gestehen, daß ich außerordentlich befriedigt war, als ich den Verbrecher in diesem Zustande sah, in dem er kaum an eine Flucht hätte denken können.

Nun galt es hinaus nach dem Bahnhof zu eilen, wo mir der Hauptfang gelingen sollte. Droschken gab es in dem kleinen S. nicht, und ich mußte den Weg zu Fuß zurücklegen.

Der Bahnhof hatte um diese Zeit fast gar keinen Ver-

kehr. Der Nachtkurierzug war noch nicht eingetroffen, und da noch mindestens zwei Stunden Zeit waren, bis er von S. abging, war in den Wartezimmern der dritten und zweiten Klasse noch gar keine fremde Persönlichkeit vorhanden. Ich fand, als ich eintrat, nur den Bahnhofsinspektor, der mit dem Assistenten zusammen sein Bier trank und mit dem Bahnhofsrestaurateur würfelte. Ich überzeugte mich, daß außer diesen Dreien Niemand vorhanden sei und sagte ziemlich enttäuscht zu den mir sämmtlich bekannten Leuten: „Nun, das nenne ich aber eine einsame Sitzung!"

Der Restaurateur wies mit dem Daumen über die Schulter und sagte: „Da drinnen sitzt Gesellschaft; suchen Sie die vielleicht?"

„Wie so?" fragte ich erstaunt.

„Ich glaubte," entgegnete er, „daß es Trauergäste seien. Da hinten im Wartesaal erster Klasse sitzt ja der Diener Daniel mit drei Herren, die ich nicht kenne. Ich dachte, sie wären zum Begräbniß gekommen."

Jedenfalls war der Wirth sehr erstaunt, als ich, anstatt zu antworten fragte: „Wie viel Fenster hat dieses Zimmer und wie viel Ausgänge?"

„Nur ein Fenster," entgegnete der Wirth, der mich erstaunt ansah, „und eine Thür, die da drüben in den Saal zweiter Klasse führt. Sonst hat das Zimmer keinen anderen Ausgang."

Mein Gesicht muß bei der Erregung, die mich beherrschte, einen wirklich unheimlichen Ausdruck gehabt haben, denn die drei anwesenden Männer zeigten Alle

Spuren des Erschreckens und Erstaunens, als ich dicht an ihren Tisch trat und in halblautem Tone sagte: „Ich bin Kriminalbeamter. Sie Beide fordere ich als königliche Beamte auf, mir Hilfe zu leisten, und ebenso mache ich Sie, Herr Wirth, als Inhaber des Lokals dafür verantwortlich, daß die vier Menschen, die dort im Zimmer der ersten Klasse sitzen, nicht ohne meine Erlaubniß diesen Raum verlassen."

Ich hatte aus der Brusttasche meine Generallegitimation gezogen und sie dem Bahnhofsinspektor überreicht, der einen flüchtigen Blick darauf warf und dann mit allen Zeichen des Erstaunens sagte: „Das hätte allerdings Keiner von uns geahnt. Ich weiß nicht, um was es sich handelt, aber ich stehe natürlich zu Ihrer Verfügung."

„Schaffen Sie mir," sagte ich, „augenblicklich so viel zuverlässiges Personal, als Sie können, es seien Bahnwärter, Telegraphisten, Arbeiter oder was immer. Sagen Sie den Leuten natürlich nicht, um was es sich handelt, aber stellen Sie schleunigst vor das Fenster des Wartesaals erster Klasse einige handfeste Leute, welche um jeden Preis verhindern, daß die im Zimmer Befindlichen den Weg durch's Fenster nehmen. Den Rest Ihres Personals bringen Sie sofort hierher. Jede Sekunde ist kostbar; bitte, eilen Sie!"

Der Bahnhofsinspektor ging hinaus, und ich wandte mich an den Assistenten und den Wirth, welche Beide sich noch nicht von ihrem Erstaunen erholt hatten; besonders der Letztere schien zu glauben, daß durch den Vorfall für ihn irgend welche Unannehmlichkeiten entstehen könnten.

Ich beruhigte ihn aber mit den Worten: „Fürchten Sie nichts für sich. Es handelt sich um auswärtige, höchst gefährliche Gauner, und die Behörde wird Ihnen dankbar sein, wenn Sie das Ihrige thun, um dieselben fest zu machen.“

Ich hatte mich in den Wartesaal zweiter Klasse dicht vor die Thür begeben, hinter welcher Daniel mit den drei Personen sitzen sollte, und war entschlossen, mit dem Revolver in der Hand Jedem den Austritt zu verwehren.

In einer Frist von kaum zwei Minuten hörte ich auf dem Kies des Perrons draußen Tritte knirschen, und der Bahnhofsinspektor erschien mit noch vier uniformirten Beamten, so daß wir jetzt mit dem Assistenten und dem Bahnhofsrestaurateur im Ganzen acht Personen waren.

Einige halblaut gegebene Anweisungen orientirten meine kleine Macht über das, was sie zu thun hatte, dann öffnete ich, den Revolver unter dem Rockschoß verborgen haltend, die Thür des Wartesaals erster Klasse und bot den darin Sitzenden einen guten Abend.

Ich fand Daniel mit drei anständig gekleideten Leuten, Alle mittleren Alters, zusammen an einem Tische sitzend und Bier trinkend, und allerdings schienen sie durch meinen Eintritt etwas überrascht zu sein. Ich ließ ihnen aber keine Zeit, irgend etwas zu äußern, sondern sagte rasch: „Daniel, wollen Sie einmal herkommen, ich habe Ihnen etwas mitzutheilen.“

Daniel erhob sich erbleichend, und im nächsten Augenblick drangen die Bahnhofsbeamten ein, und je zwei von ihnen warfen sich auf einen der am Tische sitzenden Frem-

den, während ich selbst Daniel am Kragen faßte und ihn für verhaftet erklärte.

Es bedurfte nur einiger Zurufe von mir, und die Taschen der drei Fremden waren ihres Inhaltes entleert, der in der That zumeist aus Rubelnotenfalsifikaten bestand. Ich entsendete einen der draußen stehenden Arbeiter, da der Posten vor dem Fenster nicht mehr nöthig war, in die Utensilienkammer nach Stricken und ließ die Gefangenen, die keinen Laut von sich gaben, fesseln. Nur Daniel warf mir einen Blick grimmigsten Hasses zu und sagte: „Ich ahnte es, daß Sie unser Verderben seien. O, wäre ich dem Verdacht doch gefolgt, der mich befiel, als ich Sie zum ersten Male sah, Sie sollten heute nicht in der Lage sein, uns hier zu überraschen."

Ich requirirte die Bahnbeamten, soweit sie überhaupt abkömmlich waren, sofort dazu, um die Gefangenen nach der Stadt zu schaffen, was trotz der Dunkelheit ohne alles Hinderniß abging.

Die Ortspolizei war nicht wenig erstaunt, als ich in dem Rathhause, in dessen Parterregeschoß sich das Polizeigefängniß befand, mit meinen Gefangenen erschien und dann den Bürgermeister als Polizeiverwalter aus seiner Wohnung holen ließ, um ihm mitzutheilen, um was es sich handle. Ich sandte voll freudiger Erregung eine Depesche an meinen Chef in der Residenz, dem ich mittheilte, daß ich vier Mitglieder jener internationalen Bande verhaftet und bei ihnen mehrere hundert Falsifikate, so wie auch Geld und echte Kassenscheine gefunden hätte. Ich theilte ihm auch mit, daß der erwartete Hauptagent krank

in S. liege und erbat auf telegraphischem Wege Hilfe, um die Untersuchung zu führen.

Als ich diese Depesche absandte, mußte ich auch an Mildner denken, der noch, wie ich hoffte, in der Villa lag, und der natürlich von jetzt ab mein Gefangener war. Ich dachte auch unwillkürlich an Emma und wie peinlich es ihr sein mußte, wenn sie erfuhr, daß der Neffe des Mannes, den sie so sehr verehrte, ein Verbrecher sei. Ich dachte aber auch daran, welch' großer Schmerz dem Dahingeschiedenen erspart worden war dadurch, daß er starb, bevor er erfuhr, daß sein Neffe so tief gesunken sei.

Ich nahm einen Polizeidiener mit mir und ging nach der Villa zurück, wo die alte Wirthschafterin fast in Ohnmacht fiel, als sie mich mit polizeilicher Macht anrücken sah. Ich erklärte ihr aber ohne Weiteres, daß der Kranke mein Gefangener sei, und daß der Polizeidiener in dem Hause übernachten solle, um gleichzeitig, wenn es nothwendig wäre, als Krankenpfleger für Mildner zu dienen.

Ich selbst richtete mich wieder in dem oberen Zimmer ein, das mir bisher als Wohnung gedient hatte, und nahm dort hinauf das ganze Gepäck Mildner's, das ich mir von der Wirthschafterin aushändigen ließ. Ich durchsuchte, aber vergeblich, seine beiden Koffer nach irgend welchen verdächtigen Effekten, und schon wollte ich alles weitere Suchen als nutzlos aufgeben, als es mir einfiel, doch einmal die äußere und innere Höhe der beiden Holzkoffer zu messen. Kaum hatte ich die Messung mit einem Stückchen Faden bewirkt, als es mir klar wurde, daß der Unterschied zwischen der inneren und äußeren Höhe das

bestimmte Vorhandensein eines doppelten Bodens im Koffer andeute; und in der That fand ich, mit Gewalt den unteren Kofferboden zertrümmernd, einen solchen doppelten Boden vor, der mit Hunderten von Falsifikaten ausgelegt war. Leider fand ich kein Schriftstück, welches dazu hätte dienen können, noch fernere Mitglieder der Bande in unsere Hände zu liefern.

Bis in die frühen Morgenstunden hinein hatte ich mit der Abfassung des Berichts an meinen Chef zu thun, dem ich doch ausführlich schriftlich mittheilen mußte, was zur Ergänzung der Depesche diente. Ohne mich auszukleiden, warf ich mich dann auf's Bett, um schon bald wieder durch die Nachricht geweckt zu werden, daß der von mir vorher benachrichtigte Arzt gekommen sei. Dieser erklärte, daß der Kranke wohl noch in den nächsten drei Tagen nicht vernehmungsfähig sein würde, weil es gefährlich wäre, ihn aufzuregen, selbst wenn er zum Bewußtsein gelange.

Ich konnte natürlich nicht dulden, daß der Gefangene hier unter mangelhafter Bewachung in der Villa blieb, und erwirkte mir wenigstens vom Arzt die Erlaubniß, Mildner nach der Gefangenenabtheilung des städtischen Hospitals schaffen zu lassen.

Dann begab ich mich in früher Morgenstunde zum Justizrath, um dort Emma persönlich mitzutheilen, was geschehen war. Ich sah, welchen entsetzlichen Eindruck diese Nachrichten auf die Arme machten, und fühlte auch leider, daß sie sehr unangenehm berührt schien, als sie erfuhr, wer ich sei. Zu meiner Entschuldigung theilte ich

ihr mit, daß meine Maske eine Nothwendigkeit gewesen sei, aber Emma schien plötzlich viel kühler und zurückhaltender gegen mich, als dies sonst der Fall gewesen war.

Wir befanden uns allein, und es schien ihr unangenehm zu sein, daß wir allein blieben; sie rief den Justizrath herbei, damit ich ihm Mittheilung von dem Vorgefallenen mache. Derselbe drückte sein Bedauern über den Vorfall aus, und nachdem ich mich ihm in meiner wirklichen Eigenschaft vorgestellt hatte, beglückwünschte er mich zu dem außerordentlichen Erfolge. Ich aber schied von dem Hause mit dem Bewußtsein, daß ich wohl einen großen kriminalistischen Erfolg zu verzeichnen hatte, den ich allerdings lediglich zumeist dem Zufall verdankte, daß aber vielleicht Emma mir gerade durch diesen Zufall entfremdet werden könne.

In diesem Augenblick aber hatte ich mich mehr um meine Gefangenen, als um meine persönlichen Angelegenheiten zu kümmern, und ich begab mich nach dem Rathhause, um dort durch den Bürgermeister und Untersuchungsrichter die erste Vernehmung der Gefangenen zu veranlassen.

Der erste der Vorgeführten war Daniel, welcher sich natürlich schon längst im Laufe der Nacht das Märchen zurechtgemacht hatte, das er uns jetzt auftischte.

Er erzählte, er sei Herrn Mildner von früher her bekannt gewesen, als er bei einem anderen Herrn Diener war, mit welchem Mildner verkehrte. Am Vormittag des Begräbnißtages habe ihm Mildner ein Packet russischer Banknoten übergeben mit dem Auftrage, nach dem Bahnhof zu gehen und dort bei drei Herren, die er treffen

würde, und die ihm gänzlich gegen deutsche Banknoten einzuwechseln gethan und sei dabei verhaftet worden, nicht; er vermuthe aber, durch einen Akt meinerseits.

Es machte mir wirklich Vergnügen, wie darauf ausging, mir Ungelegenheiten zu mich immer noch für einen Maler hielt und kriminalistischen Amte keine Ahnung hatte. bestürzt, als ich ihn darüber aufklärte, daß ich sei und ihn schon lange beobachtet habe, und zeigen, daß er sich gänzlich in meiner Hand klärte ich ihm: „Es muß doch ein sonderbares niß zwischen Ihnen und Herrn Mildner geher da Sie in der Nacht vor dem Begräbniß in Freundschaft und Herzlichkeit in dem Zimmer Leiche zusammen Wein tranken. Sie sehen, ich und noch vieles Nähere, und Sie würden sehr wo ein offenes Geständniß abzulegen; dadurch könn Schicksal vielleicht gemildert werden."

Daniel war während meiner Rede leichenhaft geworden und sagte dann mit gebrochener Stimme: bin unschuldig, ich schwöre es bei Allem, was heilig ich bin unschuldig: ich weiß nicht, wie ich zu der komme."

Ich war überrascht über den Erfolg, den meine W bei einem so alten Verbrecher, wie es nach meiner Daniel war, hervorbrachten. Ich ahnte ja dam nicht, welch' furchtbare Angst meine Bemerkung

hervorrufen mußte und sah ganz befriedigt zu, wie er abgeführt wurde.

Die drei anderen Gefangenen hatten eine andere Taktik im Leugnen, als Daniel. Sie erklärten, einander nicht zu kennen und zufällig auf dem Bahnhofe mit Daniel zusammengetroffen zu sein. Sie wären mit ihm in's Plaudern gerathen, und er hätte ihnen Rubelscheine zum Umwechseln angeboten. Während sie noch mit ihm verhandelten, seien sie verhaftet worden. Was ihre Person anbetrifft, so verweigerten sie ganz entschieden jede Auskunft darüber, und dieser Umstand sprach natürlich für ihre Schuld.

Ihr Leugnen und vor Allem ihr Schweigen über ihre Personalien waren ja im ersten Augenblicke sehr unangenehm und mußten die Untersuchung bedeutend aufhalten; aber der Werth ihrer Gefangennehmung wurde dadurch nicht geschmälert.

Ich hatte auch am nächsten Tage viele Konferenzen mit der Ortspolizei und dem Untersuchungsrichter und wurde am Abend durch den Besuch meines Chefs aus der Residenz überrascht, der bei der Wichtigkeit der Sache persönlich erschienen war, um die Untersuchung und weitere Verfolgung der Angelegenheit selbst in die Hand zu nehmen und mir seine rückhaltlosesten Lobsprüche zu spenden.

6.

Drei Tage waren vergangen und die Untersuchung gegen die Ergriffenen und gegen die etwaigen anderen in Deutschland befindlichen Mitglieder der Bande befand

sich in vollem Gange. Da die drei Fremden noch immer bei ihrem Leugnen verharrten, hatte man ihre Signalements und Skizzen der Gesichter, die während des Verhörs aufgenommen wurden, in aller Geschwindigkeit an alle polizeilichen Centralstellen gesandt und durfte bald auf eine Aufklärung rechnen.

Daniel hatte merkwürdigerweise einen Selbstmordversuch gemacht, und das sprach wohl mehr als alles Andere für seine Schuld, wenn er auch behauptete, daß ihn nur der Schmerz darüber, für einen Verbrecher gehalten worden zu sein, zu dem verzweifelten Schritte getrieben habe.

Ich selbst befand mich keineswegs in günstiger Seelenstimmung, trotzdem ich mit Lobsprüchen und Ehren überhäuft wurde. Ich hatte Emma, seit ich sie im Hause des Justizrathes getroffen hatte, nicht mehr wiedergesehen. Ich wollte ihr einen Besuch im Laufe jener drei Tage machen, wurde aber nicht angenommen, da sie mir durch das Mädchen sagen ließ, sie sei nicht wohl und durch die Ereignisse so erschüttert, daß sie Niemand empfangen könne. Ich fühlte es nur zu gut heraus, daß etwas mehr als Unwohlsein hinter dieser Abweisung lag, und war nicht wenig verzweifelt darüber.

Am vierten Tage erhielt ich die Nachricht von dem dirigirenden Arzte des städtischen Hospitals, Mildner sei soweit hergestellt, daß eine Vernehmung mit ihm vorgenommen werden könne. Ich traf gegen Mittag im Hospital ein und hatte eine Unterredung mit dem Arzte, der mir mittheilte, daß Mildner noch gar nicht wisse, daß er Gefangener sei. Er war erst aus einem heftigen

Fieber vor zwei Tagen erwacht und mußte mit aller Schonung behandelt werden. Indeß glaubte der Arzt nicht an einen Rückfall, wenn der Gefangene auch erführe, um was es sich handle.

Auf meinen Wunsch suchte der Arzt Mildner, der in einem besonderen Zimmer lag, noch einmal auf, und ich begab mich, ungesehen von dem Kranken, ebenfalls in das Zimmer und stellte mich hinter den Bettschirm, um Mildner zu beobachten. Derselbe sah von der Krankheit sehr mitgenommen aus und wandte sich sofort mit der Erklärung an den Arzt: „Ich muß fort! Meine Abreise ist dringend nothwendig. Ich habe Geschäfte, die keinen Aufschub dulden, und kann hier nicht mehr länger bleiben. Ich fühle zwar, ich bin krank gewesen, aber nun bin ich wieder stark genug, um aufzustehen. Vor Allem möchte ich Sie bitten, mir den Diener herzuschicken, der bei meinem verstorbenen Onkel war, und welcher Daniel mit seinem Vornamen heißt. Ich habe diesem etwas mitzutheilen."

In diesem Augenblicke trat ich hinter dem Bettschirm hervor und sagte: „Vielleicht, Herr Mildner, können Sie mir anvertrauen, um was es sich handelt."

„Nein, nein," entgegnete der Kranke, dem mein Anblick keineswegs angenehm zu sein schien. „Ich muß mit Daniel selbst sprechen."

„Das wird kaum möglich sein," entgegnete ich ruhig, „denn Daniel ist verhaftet."

Meine Augen ruhten fest auf dem Gesichte Mildner's, als ich diese Worte sprach, und ich sah, wie er bestürzt über diese Nachricht in seine Kissen zurücksank. Ich winkte

dem Arzt, der noch anwesend war, nach dem Kranken zu sehen, und nachdem er Mildner etwas Wasser gereicht hatte, erhob sich dieser, wie es schien, von tödtlichster Angst gefoltert, und sagte: „Verhaftet! Nun, was geht das mich an. Ich kenne den Mann erst seit wenigen Tagen, und was ich ihm mittheilen wollte, bezog sich lediglich auf die Herbeischaffung meiner Effekten."

„Auch auf die falschen Rubelnoten?" fragte ich, und Mildner starrte mich an, als sei ich eine höllische Erscheinung, so überwältigt hatte ihn der Schreck. „Ich will Ihnen," fuhr ich möglichst ruhig und doch eindringlich fort, „alle unnütze Aufregung ersparen, denn Sie sind krank und bedürfen der Schonung. Aber es wird Ihnen vielleicht auch Erleichterung in Ihrer Seelenqual, aus der Ihr Fieber hervorgeht, gewähren, wenn Sie sich mit der Idee vertraut machten, ein volles Geständniß abzulegen. Daniel hat Alles eingestanden, Alles, und alle Beweise sind in unseren Händen."

Mildner schlug die Hände vor das Gesicht und brach in krampfhaftes Schluchzen aus.

„Umsonst!" schrie er dann, „umsonst, Alles ist umsonst geschehen!"

„Ich mache Sie darauf aufmerksam," fuhr ich fort, als Mildner sich einigermaßen erholt hatte, „daß Sie als der Hauptbelastete in dieser Angelegenheit gelten, und daß Daniel wahrscheinlich mit Recht die Hauptschuld auf Sie schiebt."

Mildner fuhr empor und schrie verzweifelt: „Aber ich habe den M o r d nicht begangen; meine Hände sind rein

von Blut! Er war es, ich habe es nicht gethan und wenn er es zehnmal behauptet!"

Die Reihe, überrascht zu werden, war jetzt an mir. Also um einen Mord handelte es sich? War das, was der Kranke da sagte, die Wahrheit oder hatte ihm die Aufregung einen neuen Fieberanfall zugezogen? Ich gerieth in Verlegenheit, was ich im ersten Augenblick sagen sollte, und deshalb ließ ich Mildner Zeit, sich von der fürchterlichen Erschütterung, die seinen Geist und seine Seele befallen zu haben schien, zu erholen. Dann sagte ich selbst sehr unsicher: „Um so mehr wird es an Ihnen sein, durch ein offenes Geständniß Ihr Herz zu erleichtern."

„Es ist doch Alles aus," sagte Mildner nach einiger Zeit, „denn ich weiß, was mich erwartet! Aber ich schwöre es, der fürchterliche Gedanke, meinen Onkel aus der Welt zu schaffen, ging nicht von mir aus, es war der Plan jenes Elenden, und mich trifft nur die Schuld, daß ich die Hand mit dazu geboten und die Mittel dazu gegeben habe. O, wenn Sie wüßten, was ich litt, bevor die furchtbare That geschah, und was es mich kostete, mich aufrecht zu erhalten, bis die Leiche des Ermordeten unter die Erde kam!"

Mildner war wieder in die Kissen zurückgesunken und lag bewegungslos, während nur ein ruckweises, dumpfes Stöhnen aus seiner Brust andeutete, daß er wach sei. Ich war so erschüttert, daß ich mich selbst für einen Augenblick hinsetzen mußte; dann flüsterte ich dem Arzt zu: „Untersuchen Sie rasch, ob er etwa im Wahnsinn

spricht. Es handelt sich um einen Mord, den ich wohl vermuthet, von dessen Ausführung ich selbst aber noch keine Ahnung habe."

Der Arzt beugte sich über den Kranken und erklärte nach einiger Zeit: „Jedenfalls müssen Sie ihm jetzt eine Pause gönnen; das Fieber scheint zurückzukehren. Fahren Sie mit dem Verhör erst Nachmittags fort, ich werde alles Mögliche aufbieten, um den Kranken bis dahin wieder vernehmungsfähig zu machen."

— — — — — — — — — — — — —

Ich war verzweifelt über die unselige Krankheit des Verbrechers, die es mir unmöglich machte, sofort die Aufklärung eines Geheimnisses zu gewinnen, die mein eigenes Interesse auf das Höchste gespannt hatte. Also doch ein Mord. Aber wie war er verübt worden? Hatte ich nicht selbst die Lokalität und Alles auf das Genaueste untersucht? Wie war es denn möglich, daß der Mann ermordet worden war?

Ich eilte nach dem Untersuchungsgefängniß der Stadt und ließ mir die Zelle öffnen, in welcher Daniel saß. In meiner Erregung war ich vielleicht etwas unvorsichtig, aber ich rief ihm ohne Weiteres zu: „Mildner hat Alles gestanden, auch den Mord, den Sie an Ihrem Herrn verübt haben. Leugnen Sie jetzt noch oder glauben Sie, sich dem irdischen Richter entziehen zu können dadurch, daß Sie auf's Neue Hand an sich selbst legen? Ist Ihnen denn nicht in dem fürchterlichen Augenblick, als Sie vorgestern die Schlinge um Ihren Hals legten, um sich Ihren Gewissensqualen zu entziehen, der Gedanke an ein Jen-

seits gekommen und der Wunsch in Ihnen rege geworden, Ihr Verbrechen dadurch zu sühnen, daß Sie ein reuiges Geständniß ablegen?"

Daniel verharrte in dumpfem Schweigen, und das schien mir ein gutes Zeichen, denn die Kraft seiner Heuchelei war gebrochen. Nach einigem Zögern erklärte er: „Führen Sie mich vor den Untersuchungsrichter, und ich will Alles gestehen, aber machen Sie es kurz. Ja, ich glaube, daß es einen Gott gibt, der das Böse straft und der verhindert, daß man durch Verbrechen seine Zwecke erreicht; umsonst habe ich diese Schuld auf mich geladen, ganz umsonst. Lassen Sie den Untersuchungsrichter kommen!"

Daniel wurde nach dem Zimmer des Untersuchungsrichters geführt, wohin dieser rasch berufen worden war, und hier legte er nach einigem Zögern, und nachdem er zuerst noch manchmal gestockt hatte, folgendes Geständniß ab.

Er war in London mit Mildner dadurch bekannt geworden, daß sie Beide zu der internationalen Falschmünzerbande gehörten. Hier hatte er von Mildner erfahren, daß dieser einen reichen Onkel besitze, der in S. wohne, dessen einziger Erbe er sei und mit dem er augenblicklich in Feindschaft lebe. Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß vielleicht auf verbrecherischem Wege hier etwas zu holen sei, war Daniel auf Wunsch und mit Unterstützung Mildner's nach Deutschland gegangen und hatte es dahin gebracht, als Diener bei dem alten Liebig angestellt zu werden. Hier hatte er sehr bald die Eigenthümlichkeit des alten Herrn entdeckt, daß dieser am Abend starke

Dosen von Chloralhydrat nahm, um sich Schlaf zu verschaffen. Durch mancherlei Beobachtungen war Daniel zu der Ueberzeugung gekommen, daß dieser Schlaf, besonders in den ersten Stunden, ein außerordentlich fester und tiefer war, und daraufhin hatte er sich einen Abdruck vom Schlüssel des Schlafzimmers genommen und sich nach einer Zeichnung, die er anfertigte, von Mildner, der immer wieder nach Deutschland kam, um im Interesse der Falschmünzergesellschaft hier verschiedene Städte zu bereisen, einen Nachschlüssel besorgen lassen.

Er war dann öfters des Nachts, wenn Alles im Hause schlief und wenn er wußte, daß jetzt auch Liebig nichts von dem sah und hörte, was in seinem Schlafzimmer geschah, mit dem Nachschlüssel in dasselbe eingedrungen, was um so leichter möglich war, als, wie bereits erwähnt, Liebig stets den Schlüssel abzuziehen und neben sich auf den Nachttisch zu legen pflegte. Nachdem er gesehen hatte, daß in der That der Schlafende nichts von seinen Besuchen ahnte, war er dreister geworden und hatte sich auch einen Nachschlüssel zu dem Schreibtisch verschafft, der im Schlafzimmer des Verstorbenen stand, hatte ihn öfters von oben bis unten durchsucht und sich dabei die Ueberzeugung verschafft, daß kein Papier oder Dokument vorhanden sei, aus dem hervorging, daß ein Testament etwa zu Gunsten Emma's gemacht sei.

Er hatte darauf Mildner den teuflischen Plan eingegeben, den alten Herrn in möglichst geschickter Weise aus dem Wege zu schaffen. Starb dieser ohne Testament, so war Mildner als der einzige überlebende Verwandte

Erbe ohne jeden Widerspruch und konnte die Erbschaft mit Daniel theilen, wofür dieser sich erbot, das Verbrechen gegen seinen Brodherrn zu begehen.

Dieser Plan war ein halbes Jahr lang zwischen den beiden Elenden auf das Genaueste berathen worden, und schließlich ein bestimmter Zeitpunkt für dessen Ausführung festgesetzt, und zwar derjenige, in welchem Mildner so wie so aus London kam, um mit den Unteragenten für Deutschland, die ihm die falschen Rubel zum Verschleiß abnahmen, zusammenzutreffen.

Daniel gestand zu, den Mord vollführt zu haben, behauptete aber, die Mittel dazu von Mildner empfangen zu haben. Worin diese bestanden, wußte er selbst nicht. Er erklärte, es handle sich um ein Gift, das dem Verstorbenen durch einen Stich beigebracht worden sei. In der Nacht des Verbrechens hatte er sich mit dem Nachschlüssel wieder in das Zimmer Liebig's begeben und ihm eine Nadel, deren einige ihm Mildner wenige Tage vorher (es war in jenem Augenblick, als ich die Beiden auf dem Perron belauschte) übergeben hatte, mit der Spitze nur ein klein wenig unter den Haaren in die Kopfhaut gestoßen. Liebig hatte so fest in dem narkotischen Schlafe gelegen, daß er von diesem Stich, der infolge des Haarwuchses später ganz unsichtbar gewesen sei, nicht erwachte. Das Gift mußte aber ein so furchtbares gewesen sein, daß der Tod sofort erfolgte.

Welcher Art das Gift gewesen, mit welchem die Nadel bestrichen war, wisse er nicht. Mildner habe ihm nur gesagt, daß das Gift ein furchtbares sei, und daß er sich

hüten solle, sich selbst mit einer dieser Nadeln auch nur im Geringsten zu verletzen. Gefragt, wo diese vergifteten Nadeln geblieben seien, erklärte Daniel, daß er dieselben sofort wieder an Mildner zurückgegeben habe, nachdem dieser in S. eingetroffen sei.

Das Geständniß schien ihn außerordentlich erschöpft zu haben, aber wie die Thränen bewiesen, die er nach demselben vergoß, in der That wohl die ersten aufrichtigen seit langer Zeit, war sein Gewissen erleichtert. Der Untersuchungsrichter fragte ihn auch noch darnach, wer die drei mit ihm zugleich auf dem Bahnhof Ergriffenen seien. Darüber verweigerte aber Daniel jede Auskunft, indem er erklärte, er wolle nicht auch andere Leute noch in's Unglück bringen, nachdem er sich selbst um den Kopf geredet habe. Auch kenne er die Leute zu wenig, um bestimmte Angaben über sie zu machen.

Das Verhör wurde darauf geschlossen und ihm das Protokoll vorgelesen, das er mit zitternder Hand unterschrieb, ebenso wie wir Zeugen. Ein fürchterliches Geheimniß war gelöst worden, und die Kriminalistik um die Kenntniß einer neuen Art, Jemand zu morden, bereichert. Wir vermutheten sofort, daß es Schlangen- oder Pflanzengift war, mit dem die Nadel bestrichen wurde, und nun handelte es sich noch um die Frage, ob der soeben erst beerdigte Leichnam des alten Liebig wieder ausgegraben werden sollte, und inwieweit Mildner seine Theilnahme an dem Verbrechen zugestehen werde.

Als ich am Nachmittag zusammen mit meinem Chef bei Mildner erschien, war dieser wach und empfing uns

mit einer Ruhe, die mir unheimlich vorkam. Nachdem uns der Arzt erklärt hatte, daß Mildner wohl vernehmungsfähig sei, las ich ihm das Protokoll der Vernehmung Daniel's vor, und Mildner hörte dasselbe mit gesenktem Haupte, die zitternden Hände auf der Bettdecke gefaltet, ruhig an, bis es zu Ende war. Dann erhob er den Kopf und erklärte: „Es ist so, wie jener Mann aussagt. Er hat mir zuerst den furchtbaren Gedanken eingegeben, meinen Oheim zu tödten, und ich bin nur zu bereitwillig darauf eingegangen. Ich habe ihm allerdings die Mittel zu dem Morde geliefert. Durch Zufall wurde ich in London mit einem alten Seefahrer bekannt, der mir eines Tages unter seinen Raritäten ein kleines Fläschchen mit Curare, dem Pfeilgift der Indianer, zeigte. Ich kannte die furchtbare Wirkung dieses Giftes, von dem man nicht einmal weiß, ob es aus dem Pflanzen- oder aus dem Thierreich stammt, und ein gräßlicher Gedanke schoß mir durch den Kopf, als ich dieses Fläschchen zum ersten Male erblickte. Als ich wieder einmal bei diesem Bekannten war, und er sich auf einen Augenblick entfernte, tauchte ich ein Bündel Nadeln, das ich zu diesem Zweck mitgebracht hatte, in die Flüssigkeit, und ich hatte noch so viel Zeit, um das Gift auf ihnen eintrocknen zu lassen und sie sorgsam verpackt wieder zu mir zu stecken. Diese Nadeln habe ich Daniel übergeben, und ihre vorher an meinem Hunde erprobte Wirkung ist eine nur zu sichere gewesen!"

„Und wo sind diese fürchterlichen Instrumente geblieben?" fragte mein Chef.

„Sie befinden sich in meinem Koffer,“ erklärte Mildner, „und wenn Sie mir ihn zur Stelle schaffen, will ich sie Ihnen gern aushändigen.“

Ich erklärte allerdings sofort, daß ich selbst die Koffer auf das Eingehendste untersucht und wohl die Falsifikate von Rubelscheinen, aber nicht die Nadeln gefunden hätte. Aber Mildner lächelte nur und bat, einen bestimmten Koffer herbeizuschaffen. Er bat auch, ihn jetzt in Ruhe zu lassen, da er sich erschöpft fühle.

Wir verließen den Kranken, der auf das Sorgfältigste beobachtet wurde, und ich eilte fort, um den Koffer, in welchem die Effekten des erkrankten Verbrechers nothdürftig verpackt waren, selbst herbeizuholen. Ein gewisses Gefühl der Unruhe beschlich mich auf dem Wege nach dem Untersuchungsgefängniß, wo sich der Koffer befand, denn die Ruhe Mildner's und besonders das Lächeln, als er erklärte, daß die Untersuchung des Koffers keine gründliche gewesen sei, waren mir geradezu unheimlich und verdächtig erschienen.

Wir begaben uns mit dem Koffer zu dem Kranken, der nunmehr sich, wie es schien, nur mit großer Mühe im Bett aufgesetzt hatte.

„Ah,“ sagte er, „der doppelte Boden ist durchbrochen; aber es gibt in diesem doppelten Boden noch ein besonderes Versteck.“

In der That griff er in die Höhlung zwischen den beiden Böden und zog ein kleines Etui heraus, das er rasch öffnete. Als wir in dasselbe hineinsahen, erblickten wir eine Anzahl dicker Nadeln.

Aber in diesem Augenblick geschah etwas völlig Unerwartetes. Der Kranke zog eine der Nadeln hervor und stieß sie sich in die Brust. Ehe wir hinzuspringen konnten, war die That geschehen. Ein Lächeln der Befriedigung überzog das Gesicht Mildner's und dann sagte er: „Ich sühne mein Verbrechen durch denselben Tod, an dem mein unglückseliger Onkel starb. Ich will Ihnen die Mühe eines Prozesses und einer Hinrichtung ersparen."

Vorsichtig wurde die Nadel aus der Wunde gezogen und die anderen Nadeln auf der Bettdecke aufgesammelt und in das Etui gethan. Jeder von uns war aufmerksam genug bei diesem Werke, um sich nicht mit dem furchtbaren Gift zu verletzen, dessen Wirkung wir bald sehen sollten.

Mildner's Augen begannen zu rollen, seine Gesichtszüge verzerrten sich, dann zuckte der Körper noch ein einziges Mal wie im Krampf und nun dehnte er sich lang und starr aus. Er war todt. Der Todeskampf hatte nur wenige Minuten gedauert.

— — — — — — — — — — — —

Wochen verflossen nach jenen ereignißreichen Tagen, die Kummer und Sorgen genug über mich brachten. Emma war durch die Nachricht, daß Liebig durch Mörderhand gefallen sei, und daß man mit dem Plane umging, seine Leiche wieder auszugraben, so erschüttert worden, daß sie in ein Nervenfieber fiel und viele Wochen lang zwischen Tod und Leben schwebte. Ich selbst hatte mit der Untersuchung viel zu thun, aber der Kummer um das Schicksal des Mädchens, an dessen Krankenbett ich

dem Arzt, der noch anwesend war, nach dem Kranken zu sehen, und nachdem er Mildner etwas Wasser gereicht hatte, erhob sich dieser, wie es schien, von tödtlichster Angst gefoltert, und sagte: „Verhaftet! Nun, was geht das mich an. Ich kenne den Mann erst seit wenigen Tagen, und was ich ihm mittheilen wollte, bezog sich lediglich auf die Herbeischaffung meiner Effekten."

„Auch auf die falschen Rubelnoten?" fragte ich, und Mildner starrte mich an, als sei ich eine höllische Erscheinung, so überwältigt hatte ihn der Schreck. „Ich will Ihnen," fuhr ich möglichst ruhig und doch eindringlich fort, „alle unnütze Aufregung ersparen, denn Sie sind krank und bedürfen der Schonung. Aber es wird Ihnen vielleicht auch Erleichterung in Ihrer Seelenqual, aus der Ihr Fieber hervorgeht, gewähren, wenn Sie sich mit der Idee vertraut machten, ein volles Geständniß abzulegen. Daniel hat Alles eingestanden, Alles, und alle Beweise sind in unseren Händen."

Mildner schlug die Hände vor das Gesicht und brach in krampfhaftes Schluchzen aus.

„Umsonst!" schrie er dann, „umsonst, Alles ist umsonst geschehen!"

„Ich mache Sie darauf aufmerksam," fuhr ich fort, als Mildner sich einigermaßen erholt hatte, „daß Sie als der Hauptbelastete in dieser Angelegenheit gelten, und daß Daniel wahrscheinlich mit Recht die Hauptschuld auf Sie schiebt."

Mildner fuhr empor und schrie verzweifelt: „Aber ich habe den Mord nicht begangen; meine Hände sind rein

von Blut! Er war es, ich habe es nicht gethan und wenn er es zehnmal behauptet!"

Die Reihe, überrascht zu werden, war jetzt an mir. Also um einen Mord handelte es sich? War das, was der Kranke da sagte, die Wahrheit oder hatte ihm die Aufregung einen neuen Fieberanfall zugezogen? Ich gerieth in Verlegenheit, was ich im ersten Augenblick sagen sollte, und deshalb ließ ich Mildner Zeit, sich von der fürchterlichen Erschütterung, die seinen Geist und seine Seele befallen zu haben schien, zu erholen. Dann sagte ich selbst sehr unsicher: „Um so mehr wird es an Ihnen sein, durch ein offenes Geständniß Ihr Herz zu erleichtern."

„Es ist doch Alles aus," sagte Mildner nach einiger Zeit, „denn ich weiß, was mich erwartet! Aber ich schwöre es, der fürchterliche Gedanke, meinen Onkel aus der Welt zu schaffen, ging nicht von mir aus, es war der Plan jenes Elenden, und mich trifft nur die Schuld, daß ich die Hand mit dazu geboten und die Mittel dazu gegeben habe. O, wenn Sie wüßten, was ich litt, bevor die furchtbare That geschah, und was es mich kostete, mich aufrecht zu erhalten, bis die Leiche des Ermordeten unter die Erde kam!"

Mildner war wieder in die Kissen zurückgesunken und lag bewegungslos, während nur ein ruckweises, dumpfes Stöhnen aus seiner Brust andeutete, daß er wach sei. Ich war so erschüttert, daß ich mich selbst für einen Augenblick hinsetzen mußte; dann flüsterte ich dem Arzt zu: „Untersuchen Sie rasch, ob er etwa im Wahnsinn

spricht. Es handelt sich um einen Mord, den ich wohl vermuthet, von dessen Ausführung ich selbst aber noch keine Ahnung habe."

Der Arzt beugte sich über den Kranken und erklärte nach einiger Zeit: „Jedenfalls müssen Sie ihm jetzt eine Pause gönnen; das Fieber scheint zurückzukehren. Fahren Sie mit dem Verhör erst Nachmittags fort, ich werde alles Mögliche aufbieten, um den Kranken bis dahin wieder vernehmungsfähig zu machen."

— — — — — — — — — — — — —

Ich war verzweifelt über die unselige Krankheit des Verbrechers, die es mir unmöglich machte, sofort die Aufklärung eines Geheimnisses zu gewinnen, die mein eigenes Interesse auf das Höchste gespannt hatte. Also doch ein Mord. Aber wie war er verübt worden? Hatte ich nicht selbst die Lokalität und Alles auf das Genaueste untersucht? Wie war es denn möglich, daß der Mann ermordet worden war?

Ich eilte nach dem Untersuchungsgefängniß der Stadt und ließ mir die Zelle öffnen, in welcher Daniel saß. In meiner Erregung war ich vielleicht etwas unvorsichtig, aber ich rief ihm ohne Weiteres zu: „Mildner hat Alles gestanden, auch den Mord, den Sie an Ihrem Herrn verübt haben. Leugnen Sie jetzt noch oder glauben Sie, sich dem irdischen Richter entziehen zu können dadurch, daß Sie auf's Neue Hand an sich selbst legen? Ist Ihnen denn nicht in dem fürchterlichen Augenblick, als Sie vorgestern die Schlinge um Ihren Hals legten, um sich Ihren Gewissensqualen zu entziehen, der Gedanke an ein Jen-

seits gekommen und der Wunsch in Ihnen rege geworden, Ihr Verbrechen dadurch zu sühnen, daß Sie ein reuiges Geständniß ablegen?“

Daniel verharrte in dumpfem Schweigen, und das schien mir ein gutes Zeichen, denn die Kraft seiner Heuchelei war gebrochen. Nach einigem Zögern erklärte er: „Führen Sie mich vor den Untersuchungsrichter, und ich will Alles gestehen, aber machen Sie es kurz. Ja, ich glaube, daß es einen Gott gibt, der das Böse straft und der verhindert, daß man durch Verbrechen seine Zwecke erreicht; umsonst habe ich diese Schuld auf mich geladen, ganz umsonst. Lassen Sie den Untersuchungsrichter kommen!“

Daniel wurde nach dem Zimmer des Untersuchungsrichters geführt, wohin dieser rasch berufen worden war, und hier legte er nach einigem Zögern, und nachdem er zuerst noch manchmal gestockt hatte, folgendes Geständniß ab.

Er war in London mit Mildner dadurch bekannt geworden, daß sie Beide zu der internationalen Falschmünzerbande gehörten. Hier hatte er von Mildner erfahren, daß dieser einen reichen Onkel besitze, der in S. wohne, dessen einziger Erbe er sei und mit dem er augenblicklich in Feindschaft lebe. Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß vielleicht auf verbrecherischem Wege hier etwas zu holen sei, war Daniel auf Wunsch und mit Unterstützung Mildner's nach Deutschland gegangen und hatte es dahin gebracht, als Diener bei dem alten Liebig angestellt zu werden. Hier hatte er sehr bald die Eigenthümlichkeit des alten Herrn entdeckt, daß dieser am Abend starke

Dosen von Chloralhydrat nahm, um sich Schlaf zu verschaffen. Durch mancherlei Beobachtungen war Daniel zu der Ueberzeugung gekommen, daß dieser Schlaf, besonders in den ersten Stunden, ein außerordentlich fester und tiefer war, und daraufhin hatte er sich einen Abdruck vom Schlüssel des Schlafzimmers genommen und sich nach einer Zeichnung, die er anfertigte, von Mildner, der immer wieder nach Deutschland kam, um im Interesse der Falschmünzergesellschaft hier verschiedene Städte zu bereisen, einen Nachschlüssel besorgen lassen.

Er war dann öfters des Nachts, wenn Alles im Hause schlief und wenn er wußte, daß jetzt auch Liebig nichts von dem sah und hörte, was in seinem Schlafzimmer geschah, mit dem Nachschlüssel in dasselbe eingedrungen, was um so leichter möglich war, als, wie bereits erwähnt, Liebig stets den Schlüssel abzuziehen und neben sich auf den Nachttisch zu legen pflegte. Nachdem er gesehen hatte, daß in der That der Schlafende nichts von seinen Besuchen ahnte, war er dreister geworden und hatte sich auch einen Nachschlüssel zu dem Schreibtisch verschafft, der im Schlafzimmer des Verstorbenen stand, hatte ihn öfters von oben bis unten durchsucht und sich dabei die Ueberzeugung verschafft, daß kein Papier oder Dokument vorhanden sei, aus dem hervorging, daß ein Testament etwa zu Gunsten Emma's gemacht sei.

Er hatte darauf Mildner den teuflischen Plan eingegeben, den alten Herrn in möglichst geschickter Weise aus dem Wege zu schaffen. Starb dieser ohne Testament, so war Mildner als der einzige überlebende Verwandte

Erbe ohne jeden Widerspruch und konnte die Erbschaft mit Daniel theilen, wofür dieser sich erbot, das Verbrechen gegen seinen Brodherrn zu begehen.

Dieser Plan war ein halbes Jahr lang zwischen den beiden Elenden auf das Genaueste berathen worden, und schließlich ein bestimmter Zeitpunkt für dessen Ausführung festgesetzt, und zwar derjenige, in welchem Mildner so wie so aus London kam, um mit den Unteragenten für Deutschland, die ihm die falschen Rubel zum Verschleiß abnahmen, zusammenzutreffen.

Daniel gestand zu, den Mord vollführt zu haben, behauptete aber, die Mittel dazu von Mildner empfangen zu haben. Worin diese bestanden, wußte er selbst nicht. Er erklärte, es handle sich um ein Gift, das dem Verstorbenen durch einen Stich beigebracht worden sei. In der Nacht des Verbrechens hatte er sich mit dem Nachschlüssel wieder in das Zimmer Liebig's begeben und ihm eine Nadel, deren einige ihm Mildner wenige Tage vorher (es war in jenem Augenblick, als ich die Beiden auf dem Perron belauschte) übergeben hatte, mit der Spitze nur ein klein wenig unter den Haaren in die Kopfhaut gestoßen. Liebig hatte so fest in dem narkotischen Schlafe gelegen, daß er von diesem Stich, der infolge des Haarwuchses später ganz unsichtbar gewesen sei, nicht erwachte. Das Gift mußte aber ein so furchtbares gewesen sein, daß der Tod sofort erfolgte.

Welcher Art das Gift gewesen, mit welchem die Nadel bestrichen war, wisse er nicht. Mildner habe ihm nur gesagt, daß das Gift ein furchtbares sei, und daß er sich

hüten solle, sich selbst mit einer dieser Nadeln auch nur im Geringsten zu verletzen. Gefragt, wo diese vergifteten Nadeln geblieben seien, erklärte Daniel, daß er dieselben sofort wieder an Mildner zurückgegeben habe, nachdem dieser in S. eingetroffen sei.

Das Geständniß schien ihn außerordentlich erschöpft zu haben, aber wie die Thränen bewiesen, die er nach demselben vergoß, in der That wohl die ersten aufrichtigen seit langer Zeit, war sein Gewissen erleichtert. Der Untersuchungsrichter fragte ihn auch noch darnach, wer die drei mit ihm zugleich auf dem Bahnhof Ergriffenen seien. Darüber verweigerte aber Daniel jede Auskunft, indem er erklärte, er wolle nicht auch andere Leute noch in's Unglück bringen, nachdem er sich selbst um den Kopf geredet habe. Auch kenne er die Leute zu wenig, um bestimmte Angaben über sie zu machen.

Das Verhör wurde darauf geschlossen und ihm das Protokoll vorgelesen, das er mit zitternder Hand unterschrieb, ebenso wie wir Zeugen. Ein fürchterliches Geheimniß war gelöst worden, und die Kriminalistik um die Kenntniß einer neuen Art, Jemand zu morden, bereichert. Wir vermutheten sofort, daß es Schlangen- oder Pflanzengift war, mit dem die Nadel bestrichen wurde, und nun handelte es sich noch um die Frage, ob der soeben erst beerdigte Leichnam des alten Liebig wieder ausgegraben werden sollte, und inwieweit Mildner seine Theilnahme an dem Verbrechen zugestehen werde.

Als ich am Nachmittag zusammen mit meinem Chef bei Mildner erschien, war dieser wach und empfing uns

mit einer Ruhe, die mir unheimlich vorkam. Nachdem uns der Arzt erklärt hatte, daß Mildner wohl vernehmungsfähig sei, las ich ihm das Protokoll der Vernehmung Daniel's vor, und Mildner hörte dasselbe mit gesenktem Haupte, die zitternden Hände auf der Bettdecke gefaltet, ruhig an, bis es zu Ende war. Dann erhob er den Kopf und erklärte: „Es ist so, wie jener Mann aussagt. Er hat mir zuerst den furchtbaren Gedanken eingegeben, meinen Oheim zu tödten, und ich bin nur zu bereitwillig darauf eingegangen. Ich habe ihm allerdings die Mittel zu dem Morde geliefert. Durch Zufall wurde ich in London mit einem alten Seefahrer bekannt, der mir eines Tages unter seinen Raritäten ein kleines Fläschchen mit Curare, dem Pfeilgift der Indianer, zeigte. Ich kannte die furchtbare Wirkung dieses Giftes, von dem man nicht einmal weiß, ob es aus dem Pflanzen- oder aus dem Thierreich stammt, und ein gräßlicher Gedanke schoß mir durch den Kopf, als ich dieses Fläschchen zum ersten Male erblickte. Als ich wieder einmal bei diesem Bekannten war, und er sich auf einen Augenblick entfernte, tauchte ich ein Bündel Nadeln, das ich zu diesem Zweck mitgebracht hatte, in die Flüssigkeit, und ich hatte noch so viel Zeit, um das Gift auf ihnen eintrocknen zu lassen und sie sorgsam verpackt wieder zu mir zu stecken. Diese Nadeln habe ich Daniel übergeben, und ihre vorher an meinem Hunde erprobte Wirkung ist eine nur zu sichere gewesen!"

„Und wo sind diese fürchterlichen Instrumente geblieben?" fragte mein Chef.

„Sie befinden sich in meinem Koffer," erklärte Mildner, „und wenn Sie mir ihn zur Stelle schaffen, will ich sie Ihnen gern aushändigen."

Ich erklärte allerdings sofort, daß ich selbst die Koffer auf das Eingehendste untersucht und wohl die Falsifikate von Rubelscheinen, aber nicht die Nadeln gefunden hätte. Aber Mildner lächelte nur und bat, einen bestimmten Koffer herbeizuschaffen. Er bat auch, ihn jetzt in Ruhe zu lassen, da er sich erschöpft fühle.

Wir verließen den Kranken, der auf das Sorgfältigste beobachtet wurde, und ich eilte fort, um den Koffer, in welchem die Effekten des erkrankten Verbrechers nothdürftig verpackt waren, selbst herbeizuholen. Ein gewisses Gefühl der Unruhe beschlich mich auf dem Wege nach dem Untersuchungsgefängniß, wo sich der Koffer befand, denn die Ruhe Mildner's und besonders das Lächeln, als er erklärte, daß die Untersuchung des Koffers keine gründliche gewesen sei, waren mir geradezu unheimlich und verdächtig erschienen.

Wir begaben uns mit dem Koffer zu dem Kranken, der nunmehr sich, wie es schien, nur mit großer Mühe im Bett aufgesetzt hatte.

„Ah," sagte er, „der doppelte Boden ist durchbrochen; aber es gibt in diesem doppelten Boden noch ein besonderes Versteck."

In der That griff er in die Höhlung zwischen den beiden Böden und zog ein kleines Etui heraus, das er rasch öffnete. Als wir in dasselbe hineinsahen, erblickten wir eine Anzahl dicker Nadeln.

Aber in diesem Augenblick geschah etwas völlig Unerwartetes. Der Kranke zog eine der Nadeln hervor und stieß sie sich in die Brust. Ehe wir hinzuspringen konnten, war die That geschehen. Ein Lächeln der Befriedigung überzog das Gesicht Mildner's und dann sagte er: „Ich sühne mein Verbrechen durch denselben Tod, an dem mein unglückseliger Onkel starb. Ich will Ihnen die Mühe eines Prozesses und einer Hinrichtung ersparen.“

Vorsichtig wurde die Nadel aus der Wunde gezogen und die anderen Nadeln auf der Bettdecke aufgesammelt und in das Etui gethan. Jeder von uns war aufmerksam genug bei diesem Werke, um sich nicht mit dem furchtbaren Gift zu verletzen, dessen Wirkung wir bald sehen sollten.

Mildner's Augen begannen zu rollen, seine Gesichtszüge verzerrten sich, dann zuckte der Körper noch ein einziges Mal wie im Krampf und nun dehnte er sich lang und starr aus. Er war todt. Der Todeskampf hatte nur wenige Minuten gedauert.

— — — — — — — — — — — —

Wochen verflossen nach jenen ereignißreichen Tagen, die Kummer und Sorgen genug über mich brachten. Emma war durch die Nachricht, daß Liebig durch Mörderhand gefallen sei, und daß man mit dem Plane umging, seine Leiche wieder auszugraben, so erschüttert worden, daß sie in ein Nervenfieber fiel und viele Wochen lang zwischen Tod und Leben schwebte. Ich selbst hatte mit der Untersuchung viel zu thun, aber der Kummer um das Schicksal des Mädchens, an dessen Krankenbett ich

geeilt war, nur um zu meinem Entsetzen zu hören, daß sie meinen Namen unter Flüchen und Verwünschungen nannte, ließ mich oftmals nur mit äußerster Anstrengung meiner Kräfte meine Berufspflicht erfüllen.

Mildner war bestattet worden. Daniel hielt sein Geständniß aufrecht, und auch die drei Agenten waren mit Hilfe der Porträtskizzen, die von ihnen verschickt wurden, schließlich als vielfach vorbestrafte, verdächtige Subjekte rekognoszirt worden; es gelang indeß nicht, weitere Mitglieder der internationalen Falschmünzerbande zu verhaften, und eines Tages mußten wir mit unseren sicher verwahrten Gefangenen nach der Residenz übersiedeln.

Bevor ich von S. schied, machte ich dem Justizrath meine Aufwartung, um ihm mitzutheilen, welches Interesse ich an Emma nahm, und um ihn zu bitten, mir Nachricht über das Befinden der jungen Dame zu geben, indem ich ihm gleichzeitig versicherte, daß meinerseits nicht eine Annäherung an das arme Mädchen, selbst wenn es genesen würde, stattfinden solle, schon deshalb nicht, damit ich nicht in den Verdacht käme, auf das Vermögen, das sie geerbt hätte, zu spekuliren.

Ich schied von S. reich an kriminalistischen Erfolgen, aber mit einem Herzen voll Verzweiflung. Ich fürchtete, daß Emma für mich verloren sei. Ich ging nach der Residenz und empfing dort bald Berichte des Justizraths über das Befinden Emma's, die günstiger lauteten. Nachdem er mir zum letzten Mal gemeldet hatte, daß Emma ganz genesen sei, hörten diese Nachrichten auf, und wohl

ein halbes Jahr verging, während dessen ich nichts mehr von S. und seinen Bewohnern hörte.

Ich war zu stolz, um den ersten Schritt bei Emma zu thun, und ich glaubte fast, mein Herz habe sich beruhigt und die Liebe vergessen, die ihm so viel Qual bereitet hatte, als ich eines Tages ein Briefchen erhielt, das lautete:

„Als ich ohne Beschützer und Helfer in höchster Noth in der Welt dastand, boten Sie mir Ihre Hand an, um mich durch das Leben zu leiten und zu beschützen. Ich nahm damals dankbar Ihren Edelmuth an, nicht ahnend, daß ich vor einer Katastrophe stand, die meine Gefühle tiefer erregen sollten, als dies schon durch den Tod meines väterlichen Freundes geschehen war. Ich frage jetzt, nachdem ich von schwerer Krankheit des Körpers und der Seele genesen bin, bei Ihnen an, ob Sie mir diese Ihre Hand noch einmal reichen wollen, um mich durch das Leben zu geleiten. Sie werden dadurch erst wahrhaft glücklich machen Ihre Emma.“

Daß ich mich wenige Stunden nach Empfang dieses Briefes in S. befand, ist selbstverständlich, und nach den ersten stürmischen Begrüßungen genügte eine halbe Stunde der Unterhaltung, um mich darüber aufzuklären, daß Emma nicht etwa einer Frauenlaune gefolgt war, als sie mich, den sie in der That schon damals liebte, plötzlich zu meiden begann, sondern daß es psychologisch wohl erklärbar war, wenn in ihrer durch die Aufregung gepeinigten Seele der Gedanke entstand, daß die Liebe zu mir, die gewissermaßen aus dem Sarge des Ermordeten emporgeblüht

war, eine verbrecherische sei, und daß ihr der Himmel einen Wink gab, mich zu meiden, indem ich mich als der Mann entpuppte, der dazu berufen war, jene furchtbare Mordthat zu entdecken. Auch nach ihrer Krankheit und als sie klarer zu denken begann, hatten sie jene Zweifel so lange gepeinigt, bis die Liebe mächtiger geworden war als alle Zweifel, und ich hoffe, daß jetzt noch nach Jahren meine Gemahlin nicht bedauert, daß die Liebe damals diese Macht gewann.

— — — — — — — — — — — —

Daniel war zum Tode verurtheilt worden, wurde aber zu lebenslänglichem Zuchthause begnadigt; in der Anstalt zu M. ist er nach Jahren reuig gestorben. Seine Mitschuldigen kamen mit längeren Gefängnißstrafen davon und wurden, weil sie Ausländer waren, an Rußland ausgeliefert.

Die Hoffeste am deutschen Kaiserhofe.

Skizze aus der Reichshauptstadt.

Von

Eugen Schmitt.

Nur wenige Herrscher Preußens waren prachtliebend, wie z. B. der erste König Preußens, Friedrich I., und später Friedrich Wilhelm II., aber auch diejenigen Fürsten aus dem Hohenzollernhause, die sich durch besondere Sparsamkeit und Einfachheit auszeichneten, hielten doch auf eine würdige äußere Repräsentation des Königthums, der zuliebe wenigstens an einzelnen Tagen des Jahres von der sonst gewohnten Einfachheit abgegangen wurde, um den ganzen Glanz zu entfalten, mit dem sich der Herrscher eines großen Landes umgeben kann. So ist bis heute, wo der König von Preußen gleichzeitig der deutsche Kaiser ist, eine Anzahl von Hoffesten feststehend geblieben, welche die sonstige Einfachheit des Lebens am Berliner Hofe alljährlich zu unterbrechen pflegen.

Sämmtliche Hoffeste werden in Berlin in den Räumen des königlichen Schlosses begangen, und dürften gerade in dem gegenwärtigen Winter um so glänzender ausfallen,

als ja im vergangenen Jahre durch die Trauer um die beiden dahingeschiedenen Kaiser selbstverständlich von rauschenden Festlichkeiten abgesehen werden mußte.

Zur Erhöhung des Eindruckes dieser Feste trägt nicht zum Mindesten die außerordentliche Schönheit und großartige Dekoration der Räume bei, in denen sämmtliche Feierlichkeiten stattfinden. Ein Berliner Kunstkritiker schreibt über diese Räumlichkeiten:

„Kein Fürstensitz Europa's, nicht einmal das Winterpalais in Petersburg oder der Kreml in Moskau, in welchem grandiose Reichthümer aufgehäuft sind, kann sich rühmen, so vom Standpunkte der Kunst dekorirte und zu einem einheitlichen Ganzen verbundene Festgemächer zu besitzen, als das königliche Schloß zu Berlin. Der Genius eines großen Künstlers drückt diesen Sälen seinen Stempel auf, und wenn auch manches gelegentlich der in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts erfolgten Renovation verändert worden ist, so ist der Geist eines Schlüter doch nicht zu verwischen gewesen. Die trefflich geschnitzten Thüren mit ihren figuralen Supraporten, die wunderbar geschnitzten und eingelegten Laibungen der Fenster, die prachtvollen, mit Ornamenten reich geschmückten buntfarbigen Marmorkamine und endlich die mit allem Raffinement der Perspektive gemalten und von Stukkofiguren umrahmten Decken sind in des Wortes wahrster Bedeutung Kunstwerke, bei welchen die sonst so übermäßige Fülle der Barockfiguren zu feineren und edleren Gebilden gemäßigt ist. Die weise Zurückhaltung in den Formen zeigt sich auch in den Farben. Dunkelroth, mit mäßiger

Verwendung von Gold und Silber, ist vorherrschend. Dunkelrothe Sammet- und Brokattapeten, meist mit eingewirkten Adlern, decken die Wandflächen, und von ihnen heben sich die breiten barockgeschnitzten Goldrahmen der Bilder, meist Porträts, welche von Pesne gemalt sind, vornehm ab. Die Farben der Decken sind gedämpft durch die Patina des Alters, wodurch die Ruhe und Vornehmheit des Ganzen gesteigert wird. Kostbare Erinnerungszeichen, welche Armee und Volk aus verschiedenen Anlässen gespendet, sind hier und dort zu bemerken, an Möbeln nur wenig zu finden — was wirkt, ist einzig und allein die architektonische Gliederung und dekorative Behandlung der Decken und Wandflächen, sowie die Bilder. Die Sessel und Stühle, welche besonders in der Bildergallerie in langen Reihen stehen, sind vergoldet und mit rothem Sammet oder Seide überzogen. Die mächtigen Spiegel zwischen den Pfeilern haben zumeist massiv silberne Umrahmungen. Auch die vor denselben stehenden Konsoltische sind mit Ausnahme der Marmorplatten von Silber. Und von gleichem Metall stehen in verschiedenen Sälen Kandelaber von kostbarster Ausführung. Den glänzendsten Schmuck aber bilden die Beleuchtungskörper, welche aus Krystall, meist sogar aus Bergkrystall bestehen und ausgezeichnet gearbeitet sind. Jede dieser mächtigen Kronen besitzt hundert bis zweihundert Kerzen, zu welchen neuerdings noch vierzig oder fünfzig Glühlichtkerzen hinzugekommen sind. Die kostbarste ist jene im Rittersaal, welche einst im Reichstagssaale zu Worms hing."

Man denke sich in diesen Festräumlichkeiten noch De-

korationen, bestehend aus Blumen, Vasen und herrlichen Bildern, die Treppenhäuser, Gänge und Vorzimmer schmücken; man denke sich die prächtigen Gestalten der Schloßgarde, Alles altgediente Unteroffiziere und Feldwebel in der Grenadiertracht Friedrich's des Großen; endlich als Posten vor den Zimmern die kolossalen Gestalten der Gardes-du-Corps, welche über ihren schwarzen Kürassen noch die rothen Supraweſten tragen, die auf Brust und Rücken mit dem Stern des schwarzen Adlerordens in weißer Seide gestickt sind; man denke sich endlich diese Räumlichkeiten gefüllt von Militärs in glitzernden Uniformen, bedeckt mit Orden, mit breiten Ordensbändern, mit silbernen Schärpen und goldenen Stickereien, mit dem wehenden Federbusch auf den Helmen, die auf dem Arm getragen werden; man denke sich die reichgestickten Uniformen der Civil- und Verwaltungsbeamten, die prachtvollen, bunten Toiletten der Damen und das Glitzern und Blitzen von vielen Tausenden von Diamanten und Edelsteinen, und man wird sich ungefähr ein schwaches Gesammtbild davon machen können, wie ein solches Hoffest Denjenigen, der es zum ersten Male sieht, und sei es nur von der Gallerie des Weißen Saales aus, berauscht.

Den Reigen der Festlichkeiten eröffnet am ersten Tage des Jahres der Neujahrsempfang, welcher, wenn auch nicht direkt zu den sogenannten Hoffesten, so doch zu den Hoffeierlichkeiten gehört. In früher Morgenstunde empfängt Kaiser Wilhelm II. am Neujahrstage die Glückwünsche seiner Familie. Dann folgt die Dienerschaft und dieser das sogenannte „militärische Haus" des Kaisers,

d. h. die persönlichen Adjutanten und das unmittelbare Gefolge, das den Kaiser stets umgibt. Dann kommen von den Hofchargen diejenigen, die sich ebenfalls in der unmittelbaren Umgebung des Herrschers befinden. Von zehn Uhr Vormittags ab beginnt für das neugierige Berlin das großartige Schauspiel der Auffahrt vor dem Königsschlosse, welche alle die Persönlichkeiten bringt, die heute berechtigt und verpflichtet sind, persönlich dem Kaiser die Glückwünsche für das neue Jahr abzustatten. Es erscheinen zuerst die obersten Hof- und Oberhofchargen und versammeln sich in besonderen Zimmern, um gemeinsam dann nach dem Weißen Saal geführt zu werden, wo der Kaiser die Gratulationen nicht der einzelnen Personen, sondern der ganzen Körperschaften entgegennimmt. Der Thronhimmel und der Thron selbst sind heute geschmückt mit den goldgelben Vorhängen und Decken, die den Reichsadler eingestickt zeigen, denn diese Glückwünsche empfängt Preußens König zugleich als Kaiser von Deutschland. Nach den Hofchargen erscheinen die kommandirenden Generale sämmtlicher Armeecorps, die sich an diesem Tage in Berlin zusammengefunden haben, um unter Führung des ältesten und höchsten Offiziers des Heeres dem Kaiser ihre Glückwünsche zu übermitteln. Die Antwortrede, die der Kaiser bei dieser Gelegenheit hält, ist stets politisch hochwichtig und entscheidet für das nächste Jahr fast über Krieg und Frieden. Nach den Generalen kommen die Botschafter und Gesandten sämmtlicher fremden Mächte, und auch die Worte, die der Kaiser auf ihren Glückwunsch erwiedert, sind politisch wichtig und werden noch in der-

selben Stunde durch den Telegraphen nach allen Richtungen der Welt hin gemeldet. Endlich gegen Mittag fahren die außerhalb des Schlosses wohnenden Mitglieder des Herrscherhauses vor, die Prinzen und Prinzessinnen, um dem Regenten als Oberhaupt der Familie und gleichzeitig als Herrscher ihre Huldigungen darzubringen.

An den Neujahrsempfang aber schließt sich am Nachmittage ein großes Festmahl, zu welchem alle Diejenigen eingeladen sind, welche im Laufe des Tages dem Kaiser ihre Glückwünsche übermitteln durften. Am Abend findet dann eine große Festvorstellung im Opernhause statt, zu welcher nur Eingeladene Zutritt haben und bei der das Haus in vollster Gala erscheint und einen wahrhaft wunderbaren Anblick darbietet.

Am 17. Januar findet ein sehr großes und feierliches Hoffest statt, nämlich die Investitur der im Laufe des Jahres ernannten Ritter des Schwarzen Adlerordens. Das Fest ist gleichzeitig gewidmet der Erinnerung an die Begründung des preußischen Königthums, die bekanntlich am 18. Januar 1701 durch Friedrich I. in Königsberg erfolgte. Am Tage, bevor er sich die Krone auf's Haupt setzte, gründete Friedrich I. den Orden vom Schwarzen Adler, und zur Erinnerung an diesen Tag wird alljährlich die Investitur der neuernannten Ritter dieses Ordens abgehalten, und zwar findet diese Feier zuerst im Rittersaale, dann in dem sogenannten Kapitelsaale, der früheren Kapelle des Schlosses statt, welche für kirchliche Feierlichkeiten diente, bevor die jetzige Kapelle im Kuppelbau errichtet wurde. Die Ritter versammeln sich in der aller-

dings jetzt sehr vereinfachten Tracht des Ordens vom Schwarzen Adler. Dieselbe besteht in einem rothen Sammetmantel mit Stern und Kette, welcher über der gewöhnlichen Galauniform getragen wird. Immerhin macht dieser lang herabwallende Mantel mit seiner Stickerei einen außerordentlich feierlichen Eindruck.

Der Kapitelsaal liegt nach dem Lustgarten hinaus und ist ein Prachtstück der Architektur. Zwischen den mit vergoldeten Füßen und Kapitälen versehenen glatten korinthischen Säulen von rothem Marmor und den Wänden zieht sich ein Umgang hin. Oben tragen die Säulen ein Kranzgesims, in dessen vergoldetem Fries die Wappen aller Ritter des Schwarzen Adlerordens eingelassen sind. Von dem Gesims schwingt sich die durch Malerei und farbigen Stuck verzierte Decke zur Laternenöffnung empor, die wie ein Schacht aus der Mitte emporsteigt, um gedämpftes blaues Licht von oben in den Raum einfallen zu lassen. In den seitlichen Laibungsflächen der Fenster sind die Namen aller derjenigen Mitglieder des Königshauses eingelassen, welche in dieser Kapelle einst getauft oder getraut worden sind. Die den Fenstern gegenüberliegende Südwand ist mit einem großen Gemälde Anton v. Werner's geschmückt, welches die erste Investitur des von König Friedrich I. neugegründeten Ritterordens am 17. Januar 1701 im Schlosse zu Königsberg darstellt.

Auf einem Podium, das mit rothem Sammet bekleidet ist, steht der vergoldete Thronsessel, dessen Schnitzereien die Insignien des Schwarzen Adlerordens darstellen, und dort nimmt der Kaiser Platz, während vor ihm die Mit-

glieder, welche im Laufe des Jahres die Ordensdekoration erhalten haben, einer nach dem anderen niederknien. Zwei ältere Mitglieder stehen hinter jedem Knienden als Pathen. Der Kniende empfängt darauf den Ritterschlag, es wird ihm der rothsammtene Mantel umgehängt, die Kette des Ordens um seinen Hals gelegt, und er mit Handschlag von dem Kaiser und den anderen Mitgliedern des Ordens begrüßt. An diese Festlichkeit schließt sich ein Mahl, an welchem nur Ritter des Ordens theilnehmen.

Einen viel allgemeineren Charakter trägt das preußische Ordensfest, welches drei Tage später, am 20. Januar jedes Jahres, abgehalten wird. Es ist vom König Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1810 zum ersten Male gefeiert worden und wohl das hervorragendste preußische Fest, das am Kaiserhofe gefeiert wird.

Die Auffahrt, die von neun Uhr früh an bei diesem Feste stattfindet, ist eine originelle. Nicht wie sonst kommen nur die stolzen Gala-Equipagen der Gesandten, des hohen Adels und der ersten Beamten des Staates, sondern eine Unzahl einfacher Miethsgefährte bringt die neu zu dekorirenden Ritter. Gar viele Droschken lassen sich sehen, auch Droschken zweiter Klasse, die sich allerdings nicht recht zu Galakutschen eignen, und mancher Ritter, der neu dekorirt werden soll, kommt sogar schüchtern und einfach zu Fuß.

In verschiedenen Zimmern, welche den offiziellen Namen „Kammern“ führen, versammeln sich nun die Ritter und Inhaber der verschiedenen Orden und Ehrenzeichen, je nach dem Orden und Ehrenzeichen, das sie bekommen

sollen. Vom Minister bis zum letzten Boten einer Behörde, bis zum Feuermann, Briefträger oder Schutzmann ist Alles vertreten; alle militärischen und civilen Rang- und Altersklassen sind hier zu finden, und durch die Säle eilen die Beamten des Hofmarschallamtes und der Generalordenskommission, um an der Brust aller Dekorirten die neuen Orden und Ehrenzeichen zu befestigen. Zuletzt haben sich in besonderen Zimmern die Spitzen der Generalität und der Landesverwaltung, die Prinzen und Prinzessinnen versammelt und erwarten das Erscheinen der Majestäten. Andere Orden als preußische werden heute von Niemandem getragen, selbst der Kaiser und die Kaiserin, welche gegen elf Uhr unter Vorantritt der obersten Hofchargen erscheinen, tragen nur preußische Orden, die Kaiserin das Band des Schwarzen Adlerordens und dessen Stern, und auf der Schulter die große Schleife des Luisenordens. Sind doch auch eine Anzahl von Damen, die das Luisenkreuz oder das Damen-Verdienstkreuz erhalten sollen, eingeladen worden, der Festlichkeit beizuwohnen.

Welche Pracht aber da bei diesem Feste entfaltet wird, kann man daraus entnehmen, daß bei dem letzten Ordensfeste die Kaiserin Augusta Viktoria eine sechs Ellen lange Schleppe hatte, die aus weißer Seide gearbeitet und mit kostbarer Stickerei in Gold und Silber geschmückt war. In einem Berliner Geschäft hatten zwölf junge Mädchen beinahe zwei Monate lang an dieser Schleppe gearbeitet.

Der Kaiser mit der Kaiserin durchschreitet nun die Zimmer, in dem die Dekorirten aufgestellt sind; dann setzt

sich der Zug nach der Schloßkapelle in Bewegung, wo ein feierlicher Gottesdienst stattfindet, dem der gesammte Hof und alle Neudekorirten beiwohnen.

In den prächtigen Festsälen des Schlosses, insbesondere aber im Weißen Saale, sind unterdessen die Tafeln gedeckt worden, welche von Gold, Silber und kostbaren Aufsätzen strahlen. Nach der Rückkehr von der Kirche geht es züm Essen. An der Hoftafel im Weißen Saale nehmen unter dem Thronhimmel der Kaiser und die Kaiserin, und die Prinzen und Prinzessinnen des Hauses Platz, außerdem noch die Minister und Spitzen der Armee; aber auch Vertreter aller Dekorirten bis zum einfachen Briefträger oder Eisenbahnschaffner sitzen an diesem Tische, und zwischen der Uniform des Ministers und des Generals sieht man vielleicht die eines Feuerwehrmanns, dem für seine pflichtgetreuen Dienste das Allgemeine Ehrenzeichen verliehen worden ist. In den anderen Sälen tafeln sämmtliche Dekorirte und zwar, einer alten preußischen Sitte folgend, ohne jeden Unterschied des Ranges und Standes. Bunt durcheinander sitzen sie an den Tafeln und werden ebenso rasch als aufmerksam von den zahlreichen Bedienten mit Speisen und Getränken versehen, ohne daß zwischen dem Gerichtsboten und dem Geheimrath, der neben ihm sitzt, oder zwischen dem Schutzmanne und dem General, die einander gegenüber tafeln, der geringste Unterschied gemacht wird. Gegen die Mitte der Tafel bringt der Kaiser einen Trinkspruch auf sämmtliche Dekorirte aus, macht dann wohl auch einen Rundgang mit der Kaiserin durch sämmtliche Säle, spricht hier und da einen

Bekannten an, und das Fest, das stets einen sehr gemüthlichen Charakter hat, endet damit, daß sämmtliche Anwesende, einem alten Gebrauche folgend, von den in kolossalen Mengen vorhandenen Dessertnäschereien, wie Bonbons, Früchte u. s. w. einstecken, um ihren Angehörigen auch etwas mitzubringen. —

Wenige Wochen später findet eine Festlichkeit statt, die fast noch populärer ist, als das Ordensfest, aber nicht mehr zu den Hoffesten im eigentlichen Sinne des Wortes gehört. Da sie jedoch in's Leben gerufen wurde, um innigere Beziehungen zwischen dem Hofe und der Bürgerschaft herzustellen, und der Hof auch thatsächlich dabei noch immer erscheint, so darf sie hier nicht übergangen werden: wir meinen den großen Subskriptionsball im Opernhause.

Im Opernhause wird dann das Parquet durch eine besondere Vorrichtung so hoch geschraubt, daß es mit der Bühne in gleiche Höhe kommt; sämmtliche Sitze werden hinausgeschafft, und so entsteht ein kolossaler Festsaal, der auf das Reichste mit Blumen, Vasen, Statuetten u. s. w. geschmückt wird. Den Hauptschmuck des Hauses aber bilden die Zuschauer selbst, welche von der ersten Loge bis zur letzten Gallerie das Haus füllen und sämmtlich in voller Balltoilette erscheinen müssen. In den Festsaal selbst kommen nur diejenigen Personen, welchen es gelungen ist, auf vorherige Meldung bei der Generalintendanz der Königlichen Schauspiele ein Billet zu erhalten, und dort unten wimmelt es Kopf an Kopf von Uniformen und Civilkleidern, von alten und jungen

Damen, von Vertretern der Aristokratie des Geistes, des Geldes und der Geburt, kurz von Allem, was die „Gesellschaft von Berlin" heißt, d. h. soweit überhaupt die Wünsche der Kartennachsuchenden berücksichtigt werden konnten. Gewöhnlich herrscht in dem Saale ein fürchterliches Gedränge und eine noch schlimmere Hitze; die Majestäten machen, geführt von dem Generalintendanten der Königlichen Schauspiele und der Oberhofmeisterin, einen Rundgang durch die Menge und ziehen sich dann nach der Loge zurück, von welcher eine Treppe nach dem Saale hinunterführt; es werden schwache Versuche zum Tanzen gemacht, und hier und da werden kleine Kreise frei, innerhalb deren einige Paare tanzen, das Gedränge ist aber gewöhnlich ein so großes, daß das Tanzen immer wieder aufhören muß, und das Hauptvergnügen bei diesem Balle eigentlich die Zuschauer und diejenigen Leute haben, welche die ausführlichen Festberichte am nächsten Tage in den Zeitungen lesen können. Trotzdem sind diese Subskriptionsbälle für die Berliner Gesellschaft, die nicht zum Hofe gehört, das Hauptereigniß der Winterszeit.

Nach dem Subskriptionsballe folgen gewöhnlich noch zwei oder drei eigentliche Hofbälle, welche in den Räumen des Schlosses stattfinden und zu denen die Einladungen durch das Hofmarschallamt ergehen. Vor manchen dieser Festlichkeiten finden noch musikalische Abende statt, bei welchen die Künstler der Hofbühnen mitwirken; im Allgemeinen aber ist das Hauptvergnügen bei diesen Festlichkeiten der Tanz und das Vertilgen von Speisen und Getränken an den Büffets, die überall in den Festräumen

aufgestellt sind und wo die herrlichsten Leckerbissen in unbegrenzter Menge zu haben sind. Zu diesen Festlichkeiten werden auch Persönlichkeiten aus der Bürgerschaft, besonders von den städtischen Behörden, hervorragende Gelehrte, Künstler u. s. w. eingeladen, indeß verschwindet der Civilfrack fast vollständig unter den zahlreichen Uniformen. Nicht unerwähnt bleiben dürfen auch die verschiedenen sogenannten Couren (Defilir-Cour u. s. w.), bei denen die Hofgesellschaft und besonders neu in dieselbe eingeführte Persönlichkeiten den Majestäten ihre Aufwartung machen, was ebenfalls in besonders feierlicher Weise und unter eigenem Ceremoniell geschieht.

Mit einem Fastnachtsballe wird gewissermaßen die Reihe der winterlichen Hoffestlichkeiten geschlossen, und nun folgen nur noch Familienfestlichkeiten, wie besondere Festessen an Geburtstagen. Ein solches findet auch am 27. Januar zur Feier des Geburtstages des Kaisers statt.

Es folgt dann vor Beginn des nächsten Winters eigentlich nur noch ein besonderes Fest, und dieses ist das Festessen nach der großen Herbstparade, die gewöhnlich in den ersten Tagen des September stattfindet. Seitdem die bis zum Jahre 1888 üblich gewesene Frühjahrsparade in Fortfall gekommen ist und nur noch die große Truppenparade im Herbst stattfindet, konzentrirt sich das ganze milit... des Berliners auf diese Haupt-
vor... ...agen, daß kaum eine andere
G... ...ein militärisches Fest
fe... ...welches das ganze
Ge... ...nen

korationen, bestehend aus Blumen, Vasen und herrlichen Bildern, die Treppenhäuser, Gänge und Vorzimmer schmücken; man denke sich die prächtigen Gestalten der Schloßgarde, Alles altgediente Unteroffiziere und Feldwebel in der Grenadiertracht Friedrich's des Großen; endlich als Posten vor den Zimmern die kolossalen Gestalten der Gardes-du-Corps, welche über ihren schwarzen Kürassen noch die rothen Supraweſten tragen, die auf Brust und Rücken mit dem Stern des schwarzen Adlerordens in weißer Seide gestickt sind; man denke sich endlich diese Räumlichkeiten gefüllt von Militärs in glitzernden Uniformen, bedeckt mit Orden, mit breiten Ordensbändern, mit silbernen Schärpen und goldenen Stickereien, mit dem wehenden Federbusch auf den Helmen, die auf dem Arm getragen werden; man denke sich die reichgestickten Uniformen der Civil- und Verwaltungsbeamten, die prachtvollen, bunten Toiletten der Damen und das Glitzern und Blitzen von vielen Tausenden von Diamanten und Edelsteinen, und man wird sich ungefähr ein schwaches Gesammtbild davon machen können, wie ein solches Hoffest Denjenigen, der es zum ersten Male sieht, und sei es nur von der Gallerie des Weißen Saales aus, berauscht.

Den Reigen der Festlichkeiten eröffnet am ersten Tage des Jahres der Neujahrsempfang, welcher, wenn auch nicht direkt zu den sogenannten Hoffesten, so doch zu den Hoffeierlichkeiten gehört. In früher Morgenstunde empfängt Kaiser Wilhelm II. am Neujahrstage die Glückwünsche seiner Familie. Dann folgt die Dienerschaft und dieser das sogenannte „militärische Haus" des Kaisers,

d. h. die persönlichen Adjutanten und das unmittelbare Gefolge, das den Kaiser stets umgibt. Dann kommen von den Hofchargen diejenigen, die sich ebenfalls in der unmittelbaren Umgebung des Herrschers befinden. Von zehn Uhr Vormittags ab beginnt für das neugierige Berlin das großartige Schauspiel der Auffahrt vor dem Königsschlosse, welche alle die Persönlichkeiten bringt, die heute berechtigt und verpflichtet sind, persönlich dem Kaiser die Glückwünsche für das neue Jahr abzustatten. Es erscheinen zuerst die obersten Hof- und Oberhofchargen und versammeln sich in besonderen Zimmern, um gemeinsam dann nach dem Weißen Saal geführt zu werden, wo der Kaiser die Gratulationen nicht der einzelnen Personen, sondern der ganzen Körperschaften entgegennimmt. Der Thronhimmel und der Thron selbst sind heute geschmückt mit den goldgelben Vorhängen und Decken, die den Reichsadler eingestickt zeigen, denn diese Glückwünsche empfängt Preußens König zugleich als Kaiser von Deutschland. Nach den Hofchargen erscheinen die kommandirenden Generale sämmtlicher Armeecorps, die sich an diesem Tage in Berlin zusammengefunden haben, um unter Führung des ältesten und höchsten Offiziers des Heeres dem Kaiser ihre Glückwünsche zu übermitteln. Die Antwortrede, die der Kaiser bei dieser Gelegenheit hält, ist stets politisch hochwichtig und entscheidet für das nächste Jahr fast über Krieg und Frieden. Nach den Generalen kommen die Botschafter und Gesandten sämmtlicher fremden Mächte, und auch die Worte, die der Kaiser auf ihren Glückwunsch erwiedert, sind politisch wichtig und werden noch in der-

selben Stunde durch den Telegraphen nach allen Richtungen der Welt hin gemeldet. Endlich gegen Mittag fahren die außerhalb des Schlosses wohnenden Mitglieder des Herrscherhauses vor, die Prinzen und Prinzessinnen, um dem Regenten als Oberhaupt der Familie und gleichzeitig als Herrscher ihre Huldigungen darzubringen.

An den Neujahrsempfang aber schließt sich am Nachmittage ein großes Festmahl, zu welchem alle Diejenigen eingeladen sind, welche im Laufe des Tages dem Kaiser ihre Glückwünsche übermitteln durften. Am Abend findet dann eine große Festvorstellung im Opernhause statt, zu welcher nur Eingeladene Zutritt haben und bei der das Haus in vollster Gala erscheint und einen wahrhaft wunderbaren Anblick darbietet.

Am 17. Januar findet ein sehr großes und feierliches Hoffest statt, nämlich die Investitur der im Laufe des Jahres ernannten Ritter des Schwarzen Adlerordens. Das Fest ist gleichzeitig gewidmet der Erinnerung an die Begründung des preußischen Königthums, die bekanntlich am 18. Januar 1701 durch Friedrich I. in Königsberg erfolgte. Am Tage, bevor er sich die Krone auf's Haupt setzte, gründete Friedrich I. den Orden vom Schwarzen Adler, und zur Erinnerung an diesen Tag wird alljährlich die Investitur der neuernannten Ritter dieses Ordens abgehalten, und zwar findet diese Feier zuerst im Rittersaale, dann in dem sogenannten Kapitelsaale, der früheren Kapelle des Schlosses statt, welche für kirchliche Feierlichkeiten diente, bevor die jetzige Kapelle im Kuppelbau errichtet wurde. Die Ritter versammeln sich in der aller-

dings jetzt sehr vereinfachten Tracht des Ordens vom Schwarzen Adler. Dieselbe besteht in einem rothen Sammetmantel mit Stern und Kette, welcher über der gewöhnlichen Galauniform getragen wird. Immerhin macht dieser lang herabwallende Mantel mit seiner Stickerei einen außerordentlich feierlichen Eindruck.

Der Kapitelsaal liegt nach dem Lustgarten hinaus und ist ein Prachtstück der Architektur. Zwischen den mit vergoldeten Füßen und Kapitälen versehenen glatten korinthischen Säulen von rothem Marmor und den Wänden zieht sich ein Umgang hin. Oben tragen die Säulen ein Kranzgesims, in dessen vergoldetem Fries die Wappen aller Ritter des Schwarzen Adlerordens eingelassen sind. Von dem Gesims schwingt sich die durch Malerei und farbigen Stuck verzierte Decke zur Laternenöffnung empor, die wie ein Schacht aus der Mitte emporsteigt, um gedämpftes blaues Licht von oben in den Raum einfallen zu lassen. In den seitlichen Laibungsflächen der Fenster sind die Namen aller derjenigen Mitglieder des Königshauses eingelassen, welche in dieser Kapelle einst getauft oder getraut worden sind. Die den Fenstern gegenüberliegende Südwand ist mit einem großen Gemälde Anton v. Werner's geschmückt, welches die erste Investitur des von König Friedrich I. neugegründeten Ritterordens am 17. Januar 1701 im Schlosse zu Königsberg darstellt.

Auf einem Podium, das mit rothem Sammet bekleidet ist, steht der vergoldete Thronsessel, dessen Schnitzereien die Insignien des Schwarzen Adlerordens darstellen, und dort nimmt der Kaiser Platz, während vor ihm die Mit-

glieder, welche im Laufe des Jahres die Ordensdekoration erhalten haben, einer nach dem anderen niederknien. Zwei ältere Mitglieder stehen hinter jedem Knienden als Pathen. Der Kniende empfängt darauf den Ritterschlag, es wird ihm der rothsammtene Mantel umgehängt, die Kette des Ordens um seinen Hals gelegt, und er mit Handschlag von dem Kaiser und den anderen Mitgliedern des Ordens begrüßt. An diese Festlichkeit schließt sich ein Mahl, an welchem nur Ritter des Ordens theilnehmen.

Einen viel allgemeineren Charakter trägt das preußische Ordensfest, welches drei Tage später, am 20. Januar jedes Jahres, abgehalten wird. Es ist vom König Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1810 zum ersten Male gefeiert worden und wohl das hervorragendste preußische Fest, das am Kaiserhofe gefeiert wird.

Die Auffahrt, die von neun Uhr früh an bei diesem Feste stattfindet, ist eine originelle. Nicht wie sonst kommen nur die stolzen Gala-Equipagen der Gesandten, des hohen Adels und der ersten Beamten des Staates, sondern eine Unzahl einfacher Miethsgefährte bringt die neu zu dekorirenden Ritter. Gar viele Droschken lassen sich sehen, auch Droschken zweiter Klasse, die sich allerdings nicht recht zu Galakutschen eignen, und mancher Ritter, der neu dekorirt werden soll, kommt sogar schüchtern und einfach zu Fuß.

In verschiedenen Zimmern, welche den offiziellen Namen „Kammern" führen, versammeln sich nun die Ritter und Inhaber der verschiedenen Orden und Ehrenzeichen, je nach dem Orden und Ehrenzeichen, das sie bekommen

sollen. Vom Minister bis zum letzten Boten einer Behörde, bis zum Feuermann, Briefträger oder Schutzmann ist Alles vertreten; alle militärischen und civilen Rang- und Altersklassen sind hier zu finden, und durch die Säle eilen die Beamten des Hofmarschallamtes und der Generalordenskommission, um an der Brust aller Dekorirten die neuen Orden und Ehrenzeichen zu befestigen. Zuletzt haben sich in besonderen Zimmern die Spitzen der Generalität und der Landesverwaltung, die Prinzen und Prinzessinnen versammelt und erwarten das Erscheinen der Majestäten. Andere Orden als preußische werden heute von Niemandem getragen, selbst der Kaiser und die Kaiserin, welche gegen elf Uhr unter Vorantritt der obersten Hofchargen erscheinen, tragen nur preußische Orden, die Kaiserin das Band des Schwarzen Adlerordens und dessen Stern, und auf der Schulter die große Schleife des Luisenordens. Sind doch auch eine Anzahl von Damen, die das Luisenkreuz oder das Damen-Verdienstkreuz erhalten sollen, eingeladen worden, der Festlichkeit beizuwohnen.

Welche Pracht aber da bei diesem Feste entfaltet wird, kann man daraus entnehmen, daß bei dem letzten Ordensfeste die Kaiserin Augusta Viktoria eine sechs Ellen lange Schleppe hatte, die aus weißer Seide gearbeitet und mit kostbarer Stickerei in Gold und Silber geschmückt war. In einem Berliner Geschäft hatten zwölf junge Mädchen beinahe zwei Monate lang an dieser Schleppe gearbeitet.

Der Kaiser mit der Kaiserin durchschreitet nun die Zimmer, in dem die Dekorirten aufgestellt sind; dann setzt

sich der Zug nach der Schloßkapelle in Bewegung, wo ein feierlicher Gottesdienst stattfindet, dem der gesammte Hof und alle Neudekorirten beiwohnen.

In den prächtigen Festsälen des Schlosses, insbesondere aber im Weißen Saale, sind unterdessen die Tafeln gedeckt worden, welche von Gold, Silber und kostbaren Aufsätzen strahlen. Nach der Rückkehr von der Kirche geht es zum Essen. An der Hoftafel im Weißen Saale nehmen unter dem Thronhimmel der Kaiser und die Kaiserin, und die Prinzen und Prinzessinnen des Hauses Platz, außerdem noch die Minister und Spitzen der Armee; aber auch Vertreter aller Dekorirten bis zum einfachen Briefträger oder Eisenbahnschaffner sitzen an diesem Tische, und zwischen der Uniform des Ministers und des Generals sieht man vielleicht die eines Feuerwehrmanns, dem für seine pflichtgetreuen Dienste das Allgemeine Ehrenzeichen verliehen worden ist. In den anderen Sälen tafeln sämmtliche Dekorirte und zwar, einer alten preußischen Sitte folgend, ohne jeden Unterschied des Ranges und Standes. Bunt durcheinander sitzen sie an den Tafeln und werden ebenso rasch als aufmerksam von den zahlreichen Bedienten mit Speisen und Getränken versehen, ohne daß zwischen dem Gerichtsboten und dem Geheimrath, der neben ihm sitzt, oder zwischen dem Schutzmanne und dem General, die einander gegenüber tafeln, der geringste Unterschied gemacht wird. Gegen die Mitte der Tafel bringt der Kaiser einen Trinkspruch auf sämmtliche Dekorirte aus, macht dann wohl auch einen Rundgang mit der Kaiserin durch sämmtliche Säle, spricht hier und da einen

Bekannten an, und das Fest, das stets einen sehr gemüthlichen Charakter hat, endet damit, daß sämmtliche Anwesende, einem alten Gebrauche folgend, von den in kolossalen Mengen vorhandenen Dessertnäschereien, wie Bonbons, Früchte u. s. w. einstecken, um ihren Angehörigen auch etwas mitzubringen. —

Wenige Wochen später findet eine Festlichkeit statt, die fast noch populärer ist, als das Ordensfest, aber nicht mehr zu den Hoffesten im eigentlichen Sinne des Wortes gehört. Da sie jedoch in's Leben gerufen wurde, um innigere Beziehungen zwischen dem Hofe und der Bürgerschaft herzustellen, und der Hof auch thatsächlich dabei noch immer erscheint, so darf sie hier nicht übergangen werden: wir meinen den großen Subskriptionsball im Opernhause.

Im Opernhause wird dann das Parquet durch eine besondere Vorrichtung so hoch geschraubt, daß es mit der Bühne in gleiche Höhe kommt; sämmtliche Sitze werden hinausgeschafft, und so entsteht ein kolossaler Festsaal, der auf das Reichste mit Blumen, Vasen, Statuetten u. s. w. geschmückt wird. Den Hauptschmuck des Hauses aber bilden die Zuschauer selbst, welche von der ersten Loge bis zur letzten Gallerie das Haus füllen und sämmtlich in voller Balltoilette erscheinen müssen. In den Festsaal selbst kommen nur diejenigen Personen, welchen es gelungen ist, auf vorherige Meldung bei der Generalintendanz der Königlichen Schauspiele ein Billet zu erhalten, und dort unten wimmelt es Kopf an Kopf von Uniformen und Civilkleidern, von alten und jungen

Damen, von Vertretern der Aristokratie des Geistes, des Geldes und der Geburt, kurz von Allem, was die „Gesellschaft von Berlin" heißt, d. h. soweit überhaupt die Wünsche der Kartennachsuchenden berücksichtigt werden konnten. Gewöhnlich herrscht in dem Saale ein fürchterliches Gedränge und eine noch schlimmere Hitze; die Majestäten machen, geführt von dem Generalintendanten der Königlichen Schauspiele und der Oberhofmeisterin, einen Rundgang durch die Menge und ziehen sich dann nach der Loge zurück, von welcher eine Treppe nach dem Saale hinunterführt; es werden schwache Versuche zum Tanzen gemacht, und hier und da werden kleine Kreise frei, innerhalb deren einige Paare tanzen, das Gedränge ist aber gewöhnlich ein so großes, daß das Tanzen immer wieder aufhören muß, und das Hauptvergnügen bei diesem Balle eigentlich die Zuschauer und diejenigen Leute haben, welche die ausführlichen Festberichte am nächsten Tage in den Zeitungen lesen können. Trotzdem sind diese Subskriptionsbälle für die Berliner Gesellschaft, die nicht zum Hofe gehört, das Hauptereigniß der Winterszeit.

Nach dem Subskriptionsballe folgen gewöhnlich noch zwei oder drei eigentliche Hofbälle, welche in den Räumen des Schlosses stattfinden und zu denen die Einladungen durch das Hofmarschallamt ergehen. Vor manchen dieser Festlichkeiten finden noch musikalische Abende statt, bei welchen die Künstler der Hofbühnen mitwirken; im Allgemeinen aber ist das Hauptvergnügen bei diesen Festlichkeiten der Tanz und das Vertilgen von Speisen und Getränken an den Büffets, die überall in den Festräumen

aufgestellt sind und wo die herrlichsten Leckerbissen in unbegrenzter Menge zu haben sind. Zu diesen Festlichkeiten werden auch Persönlichkeiten aus der Bürgerschaft, besonders von den städtischen Behörden, hervorragende Gelehrte, Künstler u. s. w. eingeladen, indeß verschwindet der Civilfrack fast vollständig unter den zahlreichen Uniformen. Nicht unerwähnt bleiben dürfen auch die verschiedenen sogenannten Couren (Defilir-Cour u. s. w.), bei denen die Hofgesellschaft und besonders neu in dieselbe eingeführte Persönlichkeiten den Majestäten ihre Aufwartung machen, was ebenfalls in besonders feierlicher Weise und unter eigenem Ceremoniell geschieht.

Mit einem Fastnachtsballe wird gewissermaßen die Reihe der winterlichen Hoffestlichkeiten geschlossen, und nun folgen nur noch Familienfestlichkeiten, wie besondere Festessen an Geburtstagen. Ein solches findet auch am 27. Januar zur Feier des Geburtstages des Kaisers statt.

Es folgt dann vor Beginn des nächsten Winters eigentlich nur noch ein besonderes Fest, und dieses ist das Festessen nach der großen Herbstparade, die gewöhnlich in den ersten Tagen des September stattfindet. Seitdem die bis zum Jahre 1888 üblich gewesene Frühjahrsparade in Fortfall gekommen ist und nur noch die große Truppenparade im Herbst stattfindet, konzentrirt sich das ganze militärische Interesse des Berliners auf diese Hauptparade, und man kann wohl sagen, daß kaum eine andere Großstadt mit solcher Freudigkeit ein militärisches Fest feiert, wie Berlin die Herbstparade, bei welchen das ganze Gardecorps, oft aber auch noch die gesammten Truppen

des dritten Armeecorps vor dem Kaiser in Parade stehen. Sämmtliche Generale und Stabsoffiziere, die daran theilgenommen haben, sind stets zum Paradediner befohlen, das Nachmittags gegen fünf Uhr in den Prachtgemächern des Schlosses stattfindet. Damen sind nur an der Haupttafel zu sehen, wo die Kaiserin und die Prinzessinnen sitzen; sonst bestehen die Gäste nur aus Stabsoffizieren und Generalen, welche nach des Tages Last und Hitze sich das vortreffliche Essen und die guten Weine ausgezeichnet schmecken lassen. Der Kaiser bringt einen Trinkspruch auf das Heer aus, macht einen Rundgang durch die Säle, unterhält sich viel und lebhaft mit den Offizieren, und es herrscht eine Gemüthlichkeit und ein angenehmer Ton bei diesem Festmahle, wie man ihn bei einer solchen großen Hoffestlichkeit kaum erwarten sollte. Am Abend findet dann, ebenfalls für die Geladenen, eine Festvorstellung im Opernhause, gewöhnlich ein Ballet, statt, und mit dieser schließt bis zum nächsten Neujahr die Reihe der jährlichen Hoffeste, welche in bestimmter Frist wiederkehren.

Zwischendurch finden natürlich bei Kindtaufen, Hochzeitsfeierlichkeiten u. s. w. noch andere Festlichkeiten statt, welche indeß nicht zu den ständig wiederkehrenden gehören, und daher an dieser Stelle keine besondere Erwähnung finden konnten.

Ein Winterkurort.

Bilder aus Davos.

Von

Ernst Kraft.

(Nachdruck verboten.)

Kein liebliches und angenehmes Bild ist es, das sich in der Phantasie der meisten Menschen mit dem Namen Davos verknüpft, ja, für Viele hat er sogar einen recht düstern, unheimlichen Klang. Davos gilt ja als der letzte Zufluchtsort solcher armen Lungenkranken, welche durch nichts und nirgends mehr dem beschleunigten Dahinschwinden ihrer Lebenskräfte Einhalt gebieten können, und da es keiner geringen Zahl wirklich zur letzten Lebensstation ward, so erscheint es Vielen als eine Art Vorhof des Todes, und wer kann, bleibt ihm fern. Die Kranken zwar, welche genesen oder um Vieles gebessert von da zurückkehren, wirken durch ihre Berichte solchen Schauervorstellungen entgegen, allein man kann es sich nicht anders vorstellen, als daß solche sich eben nur als Kranke und Hilfsbedürftige daselbst wohl befanden und daß sie, durch die Dankbarkeit bestochen, die dortigen Lebensverhältnisse in einem schöneren Lichte sehen und schildern, als sie es verdienen.

Vielleicht gilt nun das Urtheil eines Unparteiischen etwas, der in völliger Gesundheit geraume Zeit in diesem alpinen Winterkurorte verweilte und nur mit Entzücken sich daran erinnert.

Es war in den ersten Tagen des Oktober, als sich eine kleine Karawane von sieben Personen aus einer mitteldeutschen Großstadt nach Davos aufmachte. Von Allen war nur die Mutter von drei lieblich blühenden Kindern hilfsbedürftig. Sie hatte sich schon im Winter vorher in dem schweizerischen Höhenkurort befunden, jedoch eine verzehrende Sehnsucht nach den Ihrigen hatte ihrer Genesung entgegengewirkt, und sie hatte sich selbst gelobt, nur im Vereine mit ihrer ganzen Familie jemals wieder in Davos Einzug zu halten. Da es sich als nothwendig erwies, zauderte der begüterte Gatte nicht, für einige Zeit seinen Beruf gänzlich aufzugeben und mit Kind und Kegel in das Hochthal von Davos aufzubrechen.

Ein trüber, feuchtkalter Herbsttag, welcher schon über der viel gepriesenen heimischen Stadt lagerte, machte uns den Abschied leichter. Am Bodensee war noch das Gelände grün und lieblich, das Gras stand hoch, und die Bäume waren noch fast vollständig mit Laub und Früchten behangen. Ueber dem weiten Rheinthale südlich vom Bodensee lag ein heiterer Tag, der gelbe Mais stand noch auf den Feldern, und hellgraue Weißschecken weideten auf der Thalfläche verstreut. In Landquart, wo vom Osten das Prättigau mit dem Landquartwasser in's Rheinthal mündet, der letzten Station vor Chur, der Hauptstadt Graubündens, wurde die erste Nachtrast gehalten, und am

anderen Morgen die Post nach Davos bestiegen. Mit goldenem Sonnenscheine war der neue Tag wieder angebrochen, so daß uns unwillkürlich die Lust ankam, unserem Wonnegefühl in unartikulirten Lauten Luft zu machen — wir begriffen, daß das Schweizer Landvolk jodelt. Endlich wurden die Güter aufgeladen, und die Postwagen angeschirrt. Wir freuten uns, wie von den straffen Postgäulen mit den kleinen Köpfen, die sie im Lauf wie nach Luft schnappend vor- und aufwärts strecken, so sicher jedes ganz allein zu seinem Platze und Wagen marschirte.

Es ist eine ganze Gesellschaft zusammengekommen, und der Postverwalter verliest in der Reihenfolge, in der man sich angemeldet hat, die Namen, weist die Plätze an und beladet auf einmal sieben Wagen. Voran läuft die vierspännige Hauptpost mit einem uniformirten Kondukteur, in der Regel stattliche, wetterfeste Gestalten mit gebräuntem, bärtigem Antlitz, neben dem Kutscher. Und nun geht's mit Peitschengeknall lustig in's schöne Prättigau hinein.

Wenn man diesen Schweizer Postverkehr kennen lernt, so bekommt man einen Begriff, welche Rolle einst überall die Posten und der Kutscherstand gespielt haben. Diese Kutscher sind eine Art selbstherrlicher, bewußter Leute, die ihrer Pflicht warten, aber nach ihren Passagieren nicht viel fragen, viel weniger sich denselben begehrlich aufdrängen. Da sie sich auf ihre Thiere verlassen können, springen sie oft während der Fahrt vom Bocke, belustigen sich untereinander oder leisten Einer dem Anderen auf

dem Kutschersitz Gesellschaft. Und wenn sie in die Ortschaften einfahren, so gibt es ein lustiges Halloh mit ihren Peitschen. Die laute Peitsche ist ihr Stolz und ihre Freude, und oft zum Schrecken war's den nervösen Leutchen, was für Schall sie diesem Ding zu entlocken vermögen. Bald freilich wird diese Selbstherrlichkeit auch aus diesem Thal geschwunden sein, denn schon im letzten Sommer ist eine Schmalspurbahn bis Klosters eröffnet worden, und im nächsten Jahre vermögen schon die Kurgäste mit der Eisenbahn in Davos einzuziehen.

Die Fahrt war außerordentlich wechselnd: einmal durch staubige Ebene, dann durch grünen Wald, dann auf morastiger Straße zwischen schauerlichen Felsen hin; einmal führte der Weg an dieser Seite des Wassers, dann klommen die Wägelchen an jener Thalseite aufwärts; hier blickten noch die rothwangigen Aepfel durch's Laub — das Obst vom Prättigau hat einen guten Ruf — dort war die Straße schon hart gefroren und hier gar zeigte sich schon Schnee im Schatten der Schweizerhäuser. Es ist eine ganze lange Geschichte, die so ein einziges Thal oder der durchfließende Fluß gleichsam erlebt; doch wir haben nicht Zeit, dieselbe hier zu erzählen, sondern eilen, endlich zum Ziel zu kommen.

In Klosters verließen wir das im Ganzen doch heitere Prättigau, und nun ging's zur Seite einer kurzen, tiefen Schlucht mächtig aufwärts zur Davoser Paßhöhe und von da ein wenig hinab in's Thal des Davoser Landwassers, welches aus einem kleinen See, an dem wir bald entlang kamen, hervorgeht. Alle Obst- und Laubbäume sind ver-

schwunden und haben Tannen und Lärchen Raum gelassen. Die menschlichen Ansiedelungen sind viel seltener und viel dürftiger geworden. Schon dämmert die Nacht herein, und wir suchen, nachdem wir einen großen Theil der Bergeshöhe theils schon durch Schnee zu Fuß erstiegen haben, die geschlossenen, schützenden Wagen wieder auf.

Um so größer ist die Ueberraschung, da wir endlich zwischen den stattlichen Häusern und Gasthöfen des langgestreckten Kurortes einfahren. Die lange Straße ist gar schon mit elektrischem Bogenlicht tageshell erleuchtet, angenehm durchwärmte Räume nehmen uns auf und bieten unserem Leibe Alles, wonach er begehrt. Schier traumhaft muthet diese ganze urplötzliche Verwandlung uns an.

Unser Gasthof ist kaum erst zur Hälfte angefüllt, doch befinden sich unter den Anwesenden schon viele gute Bekannte vom vorigen Jahre. Das ganze Parterre ist lediglich von stattlichen Gesellschaftsräumen eingenommen, da ist ein eleganter Damensalon mit Pianino und da ein gemüthliches Lesezimmer mit allen wünschenswerthen Zeitungen und Zeitschriften, ein Konversationszimmer und ein Rauch- und Billardzimmer, schließlich ein gewaltig langer Speisesaal. Diese Räume sind parquettirt, und nur der Fußboden des weiten Flurs und Treppenhauses ist mit buntfarbigen, gemusterten Chamottefliesen ausgelegt. Soweit die Wände nicht tapezirt sind, sind sie mit glänzendem, naturfarbenem Ahorn- oder Arvenholz ausgetäfelt.

Natürlich ist man sehr gespannt, seinen künftigen Wohnort am anderen Tage in der Sonnenbeleuchtung

kennen zu lernen. Die Sonne hat auch die Güte, ihre Strahlen herabzusenden. Früh ist's noch kühl, und der Erdboden ganz hart gefroren, doch Frau Sonne verbreitet bald eine recht behagliche Temperatur in unserem Thale. Der Ort ist ein buntes Gemisch von alten Schweizerhäusern und neuen städtischen Gebäuden; meist liegen sie einzeln an der Straße und nur um den schlanken, weißen Kirchthurm drängen sie sich etwas dichter zusammen. Indem man die westliche Gebirgswand, welcher der Ort am nächsten liegt, ein Stück erklimmt, überzeugt man sich bald, daß die Landschaft gerade nichts Gewaltiges und Eigenartiges an sich hat. Es ist eine ziemlich flache und breite Thalmulde, über deren jenseitiger Gebirgswand die Morgensonne steht. Der Thalboden ist gänzlich baumlos und nur mit Wiesen und umherliegenden Schweizerhäusern und Blockställen bedeckt. Kaum hundert Meter über der Thalsohle beginnt auf beiden Seiten die Waldregion, welche ein paar hundert Meter aufsteigt. Man sieht durchgängig Nadelwald; die Bäume stehen hoch und haben ein festes, kienreiches Holz; da sie aber nur sehr langsam wachsen und der Holzbedarf sowohl zum Feuern als zum Bauen sehr groß ist, so hat das Holz einen hohen Werth. Die Schneemassen, welche alljährlich auf lange Zeit die Aeste und Zweige belasten, haben dieselben stark und knorrig gemacht.

Höher hinauf liegen die Sommeralmen, welche schon seit September verlassen worden sind. Von Gletscherbildungen gewahrt man in der Davoser Landschaft nichts, denn die Gebirgsmassen, zwischen denen das Davoser Thal

eingebettet liegt, sind nicht durch gewaltige Höhe ausgezeichnet. Davos selbst liegt 1556 Meter hoch, das Schiahorn, an dessen Fuß sich die Häuser anschmiegen, ist 2720 Meter hoch. Es ist daher keine sonderliche Leistung, ihm den Fuß auf's Haupt zu setzen.

Obwohl man sich Mühe gab, konnte man anfangs von dem Klima und seiner Wirkung auf unseren Organismus nicht viel Eigenartiges erkennen. Man spürte, daß man sich äußerst wohl befand, frei athmen und tüchtig essen konnte, aber sonst nichts mehr. Auch selbst später, da die eigentliche Kurzeit begann, mußte man Fleiß aufwenden, um sich bewußt zu werden, daß denn doch nicht Alles war, wie anderswo. Es ist sicher, man staunt über den Davoser Winter viel mehr, wenn man darüber liest, als wenn man ihn selbst durchlebt. Vielleicht ist dies in der ganzen Welt mit allen Dingen so. Erst als wir uns räumlich und zeitlich wieder ein gut Stück von Davos entfernt hatten, kamen uns die Vorzüge jenes Winteraufenthaltes vollständig zum Bewußtsein. Auch über die Ursachen grübelte und sann man vergeblich nach, welche denn eigentlich das Klima von Davos zu einem für Lungenleidende so bevorzugten und ganz außerordentlich günstigen machen. Es mag sein, daß die Sonnenstrahlen bei der windgeschützten Lage und günstigen Richtung des Thales von Nord-Nord-Ost nach Süd-Süd-West recht zur Entfaltung ihrer Wirksamkeit gelangen; es mag auch sein, daß die Luft bei der Höhenlage und der gänzlichen Abgeschlossenheit von allem geschäftlichen und industriellen Treiben ganz besonders rein ist von Staub und von

Dünsten, hervorgerufen entweder durch animalische, vegetabilische oder mineralogische Verwandlungen. Allein sollten sich denn die gleichen günstigen Umstände nicht auch anderwärts vereinigt finden?

Grübeln wir nicht ferner über diesem Räthsel, dessen Lösung noch Niemand gelungen ist. Auf dem Kettengebirge Amerika's nur kennt man ein Thal, welches Davos gleicht; da es aber schwierig zu erreichen und noch lange nicht mit dem nöthigen Komfort ausgestattet ist, so besuchen dennoch viele Amerikaner Davos.

Vor etwa zwei Jahrzehnten noch war Davos lediglich eine gern besuchte Sommerfrische. Der Sommer dort ist zwar nur kurz, doch sehr warm und nicht schwül. Durch ein paar Kranke, darunter ein Arzt, welche während des Winters in dieses Thal verschlagen wurden und an sich selbst eine wunderbare Wirkung des Klima's erlebten, wurde Davos als Höhenkurort bekannt. Indem es sich nun mehr und mehr während des Winters mit Kurgästen füllte, blieben nach und nach die nur zum Vergnügen kommenden Sommerfrischler weg. Jetzt wird es Sommers nur von Touristen berührt, welche auf einem mehr oder weniger gangbaren Passe nach dem Oberengadin wollen.

Davos ist nämlich ein ziemlich wichtiger Knotenpunkt der Poststraßen; außer der zweimaligen Post von Landquart herauf, geht täglich eine Post dem Davoser Landwasser nach im weiten Bogen nach Chur und eine über den Flüelapaß in's Oberengadin nach dem Bade St. Moritz. Besonders im Laufe des Oktober und November sind die

ankommenden Posten gut besetzt, denn sie tragen täglich eine Anzahl Gäste herbei.

Der Schnee des Oktober kann in Davos selten vor der Sonne bestehen; die dauernde Einwinterung fällt in der Regel erst in die Mitte oder das Ende des November. Eine recht gewaltige, gleich ein halbes Jahr lang ununterbrochen andauernde Schneelage hält man für ein großes Glück der Saison; je höher der Schnee, um so besser. Für gewöhnlich schneit es in dem langen Winter nicht mehr als drei- bis fünfmal, aber dann gewaltig und anhaltend. Oft wirft ein einziger Schneesturm bei entsetzlichem Getöse eine Schneeschicht von über einen Meter herab; nicht selten fällt er auch ganz still und dicht Tag und Nacht, daß er auf dem Geländerpfeiler nicht minder hoch liegt als am Boden. Nun lassen alle fürsorglichen Hausbesitzer eiligst ihre flachen Dächer vom Schnee befreien, um so schnell als möglich die gefährliche Last loszuwerden. Der Schnee auf der Straße wird nicht mehr zur Seite gekehrt, sondern mit schweren Schleppschlitten zusammengedrückt. Diese harte Schneeschicht erlangt nach und nach eine gewaltige Dichtigkeit und Zähigkeit. Alle Fortbewegung geschieht nunmehr außer zu Fuß nur durch Schlitten. Am liebsten ist's Allen, wenn der Wind beständig von Nord her steht; der laue Föhn ist verpönt, denn er hat stets eine allgemeine Schwankung des Wetters und des Wohlseins im Gefolge. Sein Regiment ist auch gewöhnlich kurz und selten; behauptet er sich lange, so vermag er die ganze gewaltige Schneemasse mürbe zu machen, und dann ist entsetzliche Passage. Indessen auch

im ungünstigsten Fall ist die Hälfte aller Wintertage schön und sonnenprächtig. Oft dauert es gleich wochen-, sogar monatelang ununterbrochen fort, daß die Sonne Tag für Tag von früh bis spät über einen tiefblauen, wolkenlosen Himmel hinwandelt, und daß man kaum einen Lufthauch verspürt. Das Thermometer sinkt bei Nacht auf — 15° bis — 30° C. herab, behält im Schatten auch während des wärmsten Tages einige Kältegrade, übertrifft aber in der Sonne an Zahl der Wärmegrade gewöhnlich bei Weitem die Zahl von Kältegraden der Nacht. Wir beobachteten oft zur Mittagszeit an einem Thermometer an der Nordseite — 6° bis — 10° C. und gleichzeitig an dem der Südwand desselben Gebäudes + 20° bis + 30° C. Zuweilen war der Unterschied sogar ein noch größerer. Trotz der warmen Sonnenstrahlen wird der Schnee kaum weich, und vom Schmelzen ist im Mittwinter kaum eine Spur zu gewahren. Auch bei der stärksten Kälte haben die Fenster infolge der trockenen Luft nie einen Frostbeschlag, auch quellen sie nicht im Geringsten an, und der Winter ist überhaupt, wenn man so sagen darf, ein überaus schmucker und sauberer Geselle.

Stets geht man an sonnigen Tagen im einfachen Kleide, ohne Ueberrock spazieren, wohl aber mit Strohhut oder Sonnenschirm, Gummischuh und Schutzbrille bewaffnet. Und selbst im Schatten und nach Sonnenuntergang fühlt man die Kälte lange nicht so wie anderswo; wer auf Schlittenfahrten verzichtet und sich am Abend zu Haus hält, kann einen Ueberzieher füglich ganz entbehren; wir haben ihn keinen Winter weniger benützt als in Davos.

Des Vormittags werden gewöhnlich Thal- und Bergpromenaden unternommen, um sich für das Mittagessen den rechten Appetit zu holen. Alle bewegen sich dabei nur auf der sonnigen, westlichen Thalseite entlang oder empor; Jedem ist sein ihm zuträgliches Maß vorgeschrieben. Die Einen dürfen nur im Thale und Orte hinwandeln, wo ihnen zur Unterhaltung die Kurkapelle von Elf bis Zwölf im Freien etwas vorspielt. Zu ihnen schlägt sich das Heer der Müßiggänger und Bequemen, welche es besser finden, da unten auf ebenem Boden im großen Gedränge unter den schmeichlerischen Klängen eines Walzers zu lustwandeln und Kur zu schneiden, als da auf die Höhe hinauf Kur zu steigen. Viele auch halten sich genau an die Vorschrift und laufen tagtäglich ihren unteren oder oberen Waldweg ab, ja Einzelne steigen jeden Tag zu der 320 Meter über dem Thale an der oberen Grenze der Waldregion liegenden Schatzalp hinauf, genießen daselbst im warmen Sonnenschein ihre Milch mit Cognac und belustigen sich ein Stündchen mit Kartenspielen. Nach Tisch befleißigt man sich allgemein ruhiger Verdauung im Sonnenscheine auf den Balkonen und Veranden. Selten haben die Häuser so viel Veranden und Balkone, als hier, und nirgends werden sie zu irgend einer Zeit so geschätzt und benützt, als an einem sonnigen Wintertage in Davos. Da sitzt und lagert nun Alles, auch die schwersten Kranken, in möglichst bequemer Haltung, allerdings den Körper bei dem ruhigen Verhalten gut eingehüllt. Viele können's nicht lassen, auch diese günstige Stunde zu einem Skat im Freien zu verwenden. Am späteren Nachmittag wird in der Regel noch

eine kleine Wanderung unternommen, um den Hunger für die Abendtafel zu schärfen. Viele Kurgäste, denen es der Arzt gestattet, tummeln sich auch den Tag einige Stunden auf der Eisbahn; Andere begnügen sich mit Zusehen. Am Abend hört man sich entweder noch ein Konzert an oder wohnt im Kurhause einer Theatervorstellung bei, spielt Billard oder ergeht sich in belebter Unterhaltung in den anmuthigen, wohlerleuchteten und geheizten Wandelgängen der Hotels. Am Sonnabend besuchen die Herren oft das Bierkonzert im großen Restaurationssaale des Kurhauses, bei dem es äußerst fidel hergeht.

Man denke doch ja nicht, daß es an dem Orte, wo so viele Todeskandidaten sich befinden, still und griesgrämig zugehe; vielmehr herrscht in der Gesellschaft die heiterste Stimmung und der ausgelassenste Lebensübermuth. Man kennt ja das Temperament bei dieser Art Kranken, und da sich die Meisten in Davos auf dem Wege der Besserung oder wenigstens des Stillstandes befinden, so ist es kein Wunder, daß sie lustig sind. Wer sich sehr krank fühlt oder einmal eine trübe Stunde hat, vergräbt sich in seinem Zimmer und wird nur von den Nächststehenden besucht und aufgerichtet. Der größte Theil verlebt nicht den ersten Winter in Davos, sondern ist daselbst schon wie heimisch geworden. Manche haben mit einer unglaublichen Kaltblütigkeit ihren trost- und hoffnungslosen Zustand einsehen gelernt und befleißigen sich nur, die wenigen Jahre oder Monde noch möglichst lebensfroh hinzubringen. Durch eine lange Gemeinschaft auf einen engen Raum beschränkt, rücken sich insbesondere die Leidensgenossen und -Genossinnen

im selben Hotel ungemein nahe; es werden viele dauernde Freundschaften geschlossen, und Manche ziehen paarweise ab, die vereinzelt gekommen sind. Es trägt sich ja zuweilen in der engen Gemeinde ein Blutsturz oder gar ein Todesfall oder eine verhängnißvolle Abreise zu; doch dieses dient zur Unterbrechung des einförmigen Daseins und — die Meisten wähnen sich ja viel besser, als ihre Leidensgenossen.

Und keineswegs allein den Kranken, noch viel mehr muß es den Gesunden in einem solchen Winter auf Davos wohl zu Muthe werden. Von den Verschnupfungen und Erkältungen, die solch' ein veränderlicher Winter in Deutschland gewöhnlich im Gefolge hat, bleibt er hier gänzlich verschont. (Auch von den drei Kindern unserer Karawane, welche sich die meiste Zeit im Freien bewegten, wurde nicht eines während des ganzen Winters von einem Katarrh behelligt.) Indem er sich in der herrlichen Luft und Landschaft ergeht, wird sich wenigstens der Aufmerksame bewußt, daß schon das Athmen allein ein Lebensgenuß ist. Und wie lernt er erst bei einem immer angeregten Appetit erkennen, was das Zusichnehmen von Speise und Trank für ein Hochgenuß ist. Von den Patienten wird zwar, namentlich gegen das Ende der Saison, wenn sie des ewigen Guten satt sind, über die Beköstigung weidlich geschimpft, doch der einsichtige gerechte Mann muß eingestehen, daß die Kost im Allgemeinen ausgezeichnet ist.

Namentlich unter den Engländern gibt es Viele, welche sich lediglich zum Vergnügen nach Davos begeben. Sie huldigen außer Anderem besonders dem Schlittelsport oder

Bergschlittenfahren. Man besteigt mit niedrigen gepolsterten Schlittchen die Anhöhe und schießt auf gebahnten und ungebahnten Flächen wieder herab. Gegen den Februar hin findet großes Wettschlitteln statt, an dem sich vorwiegend Engländer, Amerikaner, Schweizer und Deutsche betheiligen. Vor ein paar Jahren noch war es auf dem gewaltigen Berge die Straße nach Klosters hinab; seit dem Winter 1887 hat man es auf den neuen Weg nach Bad Clavadel am Eingange des Sertigthals verlegt. Da letztere Strecke kürzer, fährt man sie zweimal; den doppelten Weg zu gehen erfordert gut vierzig Minuten. Der erste Sieger, ein Engländer, schlittelte ihn liegend im Februar 1888 binnen drei Minuten und zweiunddreißig Sekunden. Selbstverständlich können die Wettschlittler nur einzeln losgelassen werden. Daß es in keinem Winter ganz ohne Unfall abgeht, bedarf keiner Versicherung; jedoch das Vergnügen und der Nutzen, welche dieser Sport bereitet, wiegen eine Verstauchung oder Verrenkung bei Weitem auf. Namentlich im März ist's dann vergnüglich, wenn der Schnee am Tage weich wird und am Morgen nach dem Froste der Nächte tragfähig ist, so daß man schlitteln kann, wohin man will und wohin man's wagt.

Während des Winters sind etwa zwölfhundert Kurgäste und Fremde anwesend. Davon sind gewöhnlich soviel Deutsche und Oesterreicher als Engländer und Amerikaner, und soviel Schweizer als zusammen Holländer und Belgier; andere Nationen sind schwächer vertreten. Auf das Kurhaus und seine Nebenhäuser entfallen davon gegen dreihundert Personen aus aller Herren Ländern; dann nehmen

drei bis vier große englische und drei bis vier große deutsche Gasthöfe ungefähr je hundert auf; die Uebrigen wohnen in Privathäusern. Natürlich ist auch eine ganze Anzahl von Aerzten in Davos ansässig. Auch an allerlei Verkaufshallen ist kein Mangel; durch Errichtung solcher haben sich viele Fremde eine Existenz gegründet, welche ihrer Gesundheit halber dauernd hier oben leben müssen. Auch Schulen und Kirchen sind vorhanden.

Gegen Ende März reisen schon einige Ungeduldige ab, und während des Aprils leeren sich allmählig alle Hotels. Viele ziehen so verlangend hinab, dem Wasser nach, und wenn sie kaum fort sind, wünschen sie, bald wiederkehren zu können. Das Wasser rinnt allerwege, allein es rinnt eben nur, und so dauert's geraume Zeit, bis die ganze Schneemasse verronnen ist. Es ist eine schlimme Zeit, wenn weder Wagen noch Schlitten recht fortkommen. Und was ist's für ein komischer, seltsamer Anblick, wenn man nach so langer Zeit den ersten Wagen wieder rollen sieht.

Der Mai kommt heran; er ist schon anderswo zuweilen ein recht unwonniger Monat, hier ist er's erst recht und ohne Ausnahme. Er ist wie bei uns der März und April, eher noch schlimmer. Der Schnee ist an manchen Stellen völlig weg, doch im Schatten liegt er noch störrisch fest. Die Erdrinde war fast ein halbes Jahr von der Atmosphäre abgeschlossen, jetzt beginnt sie auszudünsten, und diese Dünste sind nicht dem Gesunden, viel weniger dem Kranken ersprießlich. Der Davoser Mai gilt deshalb geradezu für einen gefährlichen Monat, und selbst wer

gewillt ist, den Sommer über dort zu bleiben, geht wenigstens ihm aus dem Wege.

Der Sommer in Davos hat gegenwärtig den Uebelstand, daß er bei einem reichlichen Fahrverkehr viel Staub erzeugt, während im Winter nicht eine Spur davon vorhanden ist. Im Uebrigen ist gewiß der Davoser Sommer nicht schlechter als irgendwo, allein ihm fehlt doch das Heilbringende in dem Grade, wie es dem Winter zugeschrieben wird.

Kommen wir schließlich noch mit einem Worte auf diese heilbringenden Eigenschaften zurück. Man begegnet häufig recht ungünstigen Urtheilen über dieses Hin- und Herschicken armer Lungenschwindsüchtigen. „Sehen Sie, es hat auch nichts geholfen. Schade, daß man der armen Frau erst noch die Strapazen der weiten Reise zugemuthet, daß man sie nicht daheim und im Kreise der Ihrigen ruhig sterben ließ.“ Es ist wahr, Vielen konnte auch Davos nicht mehr helfen, doch gestehen wir voll Freuden die Wahrheit ein, daß es sehr Vielen auch schon geholfen hat, namentlich solchen, bei denen die Krankheit noch nicht zu weit vorgeschritten war. Manche hat Davos sogar wieder gesund gemacht, welche kaum noch lebend daselbst anlangten. Viele auch, die nicht zu spät hinkamen und die in Davos dennoch nicht völlig genesen konnten, kehrten gleichwohl freiwillig jeden Winter, den sie noch erleben durften, dahin zurück, weil sie fühlten: hilft es auch nicht ganz, so hemmt es doch wenigstens die innere Zerstörung.

Der Patient, welcher seine Lage begreift, unterwirft sich meistens gern den Strapazen der Reise, und so viel

als dieselbe einreißt, so viel richtet schon die Hoffnung reichlich wieder auf. Die Kranken ergreifen ja begierig jeden Strohhalm, und Davos ist viel mehr als ein Strohhalm. Und daß der Aufenthalt in Davos keineswegs reizlos und unangenehm ist, davon sollte das Vorstehende überzeugen. Die Kranken mögen hinkommen in welchem Zustande es sei, sie werden noch Personen finden, die schlimmer daran sind, als sie, und mit denen sie sich trösten können; aber je früher man kommt, um so sicherer ist der Erfolg.

Prügel und Bastonnade.

Kulturgeschichtliche Studie

von

F. v. Zobeltitz.

(Nachdruck verboten.)

Die Bastonnade, ein Ausdruck, unter dem keineswegs, wie oft irrthümlicher Weise angenommen wird, nur das Peitschen der Fußsohlen — eine speziell orientalische Sitte — sondern das Prügeln mit dem Stocke im Allgemeinen verstanden werden soll,*) ist zweifelsohne das älteste in Anwendung gebrachte Strafmittel der Welt, im Uebrigen auch diejenige Art der Tortur, die sich, noch nach offizieller

*) Das Wort kommt vom italienischen bastone = Stock.

Abschaffung der Folter, am längsten selbst in den civilisirten Staaten erhalten hat. Schon aus diesem Grunde nimmt die Geschichte dieses Strafmittels, das aus einfachsten Formen zu einem raffinirten Marterwerkzeug umgewandelt werden konnte und auch thatsächlich leider nur zu oft dazu umgewandelt worden ist, ein großes kulturhistorisches Interesse in Anspruch.

Denn so weit wir auch in der Geschichte zurückgehen, bei allen Völkern finden wir die Prügelstrafe in Anwendung. Das alte Testament erwähnt dieses Strafmittel an vielen Stellen. Im Gesetze Mosis war es mit der Einschränkung enthalten, daß man dabei „mit Klugheit und Menschlichkeit“ verfahren solle, eine Vorschrift, die indessen in späteren Zeiten wenig Beachtung gefunden hat. Sogar für religiöse Vergehen war das Prügeln nach altjüdischem Gesetze ein Strafmittel. Der Verurtheilte wurde mit entblößten Schultern in der Synagoge an einen Pfeiler gebunden und erhielt vierzig Schläge. So wenigstens schrieb es das Gesetz vor, doch ließ man oft schon nach dem dritten Schlage Gnade walten. Drei Richter mußten bei der Exekution anwesend sein: der Eine verlas das Gesetz, der Zweite ermahnte den Verurtheilten, sich zu bessern, und hielt ihm seine Sünden vor, und der Dritte zählte die Schläge. Als Strafmittel bei höheren und niederen Verbrechern, ferner als Disziplinarstrafe bei dem Hausgesinde, wie auch als Folterung behufs Erpressung von Geständnissen war der Stock und die Geißel bei den Juden gang und gäbe.

Nicht anders verhielt es sich bei den übrigen alten

Völkerschaften. Ein Wandgemälde im egyptischen Theben zeigt, daß die Egypter die Prügelstrafe, und zwar in einer Form, wie sie in Rußland vor Aufhebung der Leibeigenschaft gebräuchlich war, häufig anzuwenden pflegten. Auf dem erwähnten Wandgemälde liegt der Verurtheilte lang auf der Erde ausgestreckt, mit dem Leibe nach unten; ein Gehilfe des Henkers hält ihm die Beine fest, ein Anderer die über den Kopf gezogenen Arme, der Henker selbst schwingt den Stock über dem Körper des Verbrechers.

In ähnlicher Weise bestraften die Chinesen seit undenklichen Zeiten leichtere Vergehen; der Stock, mit dem der Verbrecher seine Prügel empfing, wurde Pant-se genannt. Mit dem Pant-se wurden indessen auch schwerere Torturen ausgeführt, man pflegte ihn gemeiniglich bei jeder Bestrafung, die nicht durch Kerker oder Geld zu ahnden war, anzuwenden. Bis zu zwanzig Schlägen mit dem Pant-se durften auch die Lehrer gegen ihre Schüler, die Herren gegen ihre Dienerschaft, die Eltern gegen ihre Kinder vorgehen; darüber hinaus stand nur den Richtern die Befugniß der Bestrafung zu, die für gewisse Vergehen auch das Urtheil: mittelst des Pant-se zu Tode geprügelt zu werden, fällen konnten. Auch das Prügeln der Beine und der Fußsohlen war bis zu den jüngsten Gesetzreformen in unserem Jahrzehnt in der chinesischen Justiz sehr gebräuchlich. Im ersteren Falle wurden die Füße des Schuldigen auf eine schmale Bank festgebunden, während eine zweite Bank unter seine Kniekehlen geschoben ward; dann bearbeiteten die Henker die Schienbeine ihres Opfers mit Bambusknütteln. Im zweiten Falle streckte man den

Verbrecher lang auf die Erde aus, band ihm die Füße an den großen Zehen zusammen und befestigte sie an einem Stück Holz. Hundert Schläge auf die Fußsohlen konnten den Tod herbeiführen.

Von der Prügelstrafe im alten Persien weiß Plutarch zu berichten. Artaxerxes prügelte seine Hofbeamten selbst; bei geringeren Versehen wurden nur die Kleider der Schuldigen gepeitscht. Ebenso war die Bastonnade gebräuchlich, sowie das Peitschen mit eisernen Ketten. Die Prügelstrafe mittelst des Bambusstockes ist übrigens auch im modernen Persien noch im Schwange.

Die Inder kannten die Prügelstrafe seit den ältesten Zeiten, und die Engländer zögerten nicht, sie nach der Eroberung des Landes als ein ihnen geeignet scheinendes Steuereintreibungsmittel zu übernehmen. Im Königreiche Siam bestraft man ebenfalls leichtere Vergehen mit dem Stocke, desgleichen in Japan.

In den nordafrikanischen Staaten waren Prügel auf die Schultern, den Rücken und die Beine, besonders aber auf die Fußsohlen, unter der Herrschaft der Deys die beliebteste Strafmethode; Mulay Ismaël, Kaiser von Marokko, einer der grausamsten Tyrannen, von denen die Weltgeschichte zu erzählen weiß, ließ seinen Schlachtopfern gewöhnlich noch Pfeffer in die Wunden streuen oder brennbare Flüssigkeiten in dieselben gießen und diese dann anzünden. In Tunis hat das Strafverfahren mittelst des Stockes erst in den letzten Jahren abgenommen, wird aber doch noch zeitweilig von den Feriks, den städtischen Richtern, anbefohlen, wenn es sich um schwerere Fälle handelt.

Unter den Griechen und Römern bildeten Prügel ein beliebtes Züchtigungsmittel. Die Lakedämonier peitschten die heranwachsenden Jünglinge, um sie Schmerzen ertragen zu lehren, die Athenienser diejenigen Soldaten, die der Feigheit angeklagt waren. Das Ruthenbündel mit dem aus der Mitte hervorragenden Beil war in Rom unter den Königen und der Republik das Abzeichen der Hoheitsrechte über Leben und Tod; nach Origines war Tarquinius Superbus der Erste, der die Prügelstrafe gesetzlich einführte. Als die Dezemvirn die berühmten Gesetze der zwölf Tafeln, das älteste römische Recht, einer Revision unterwarfen, behielten sie das Schlagen mit dem Stocke und den Ruthen für Beleidigungen bei. Das Gesetz bestimmte außerdem die Prügelstrafe für alle diejenigen römischen Bürger, die ohne Erlaubniß auswanderten. Unter der Regierung der Cäsaren wurde dies Gesetz dahin gemildert, daß die Vornehmeren einer körperlichen Züchtigung nicht unterworfen werden konnten. Justinian setzte die Prügelstrafe für die Ketzer und für diejenigen Freien — im Gegensatz zu den Sklaven — fest, die eines Diebstahls beschuldigt waren. In der römischen Armee und Marine war die Prügelstrafe von jeher im Gebrauch, und zwar gab es besondere Anstalten, Fustuarien, in denen die Verbrecher gezüchtigt wurden. Auch die Sklaven wurden in diesen barbarischen Instituten für schwerere und geringere Vergehen mit dem Stocke, mittelst Ruthen und Ochsensehnen, Lederriemen und Eisenketten gepeitscht, doch fand sich in den meisten größeren Haushaltungen ein besonderer Strafmeister, der das Züchtigungsrecht auszuüben hatte. Juvenal, Sueton, Tacitus,

eine kleine Wanderung unternommen, um den Hunger für die Abendtafel zu schärfen. Viele Kurgäste, denen es der Arzt gestattet, tummeln sich auch den Tag einige Stunden auf der Eisbahn; Andere begnügen sich mit Zusehen. Am Abend hört man sich entweder noch ein Konzert an oder wohnt im Kurhause einer Theatervorstellung bei, spielt Billard oder ergeht sich in belebter Unterhaltung in den anmuthigen, wohlerleuchteten und geheizten Wandelgängen der Hotels. Am Sonnabend besuchen die Herren oft das Bierkonzert im großen Restaurationssaale des Kurhauses, bei dem es äußerst fidel hergeht.

Man denke doch ja nicht, daß es an dem Orte, wo so viele Todeskandidaten sich befinden, still und griesgrämig zugehe; vielmehr herrscht in der Gesellschaft die heiterste Stimmung und der ausgelassenste Lebensübermuth. Man kennt ja das Temperament bei dieser Art Kranken, und da sich die Meisten in Davos auf dem Wege der Besserung oder wenigstens des Stillstandes befinden, so ist es kein Wunder, daß sie lustig sind. Wer sich sehr krank fühlt oder einmal eine trübe Stunde hat, vergräbt sich in seinem Zimmer und wird nur von den Nächststehenden besucht und aufgerichtet. Der größte Theil verlebt nicht den ersten Winter in Davos, sondern ist daselbst schon wie heimisch geworden. Manche haben mit einer unglaublichen Kaltblütigkeit ihren trost- und hoffnungslosen Zustand einsehen gelernt und befleißigen sich nur, die wenigen Jahre oder Monde noch möglichst lebensfroh hinzubringen. Durch eine lange Gemeinschaft auf einen engen Raum beschränkt, rücken sich insbesondere die Leidensgenossen und -Genossinnen

im selben Hotel ungemein nahe; es werden viele dauernde Freundschaften geschlossen, und Manche ziehen paarweise ab, die vereinzelt gekommen sind. Es trägt sich ja zuweilen in der engen Gemeinde ein Blutsturz oder gar ein Todesfall oder eine verhängnißvolle Abreise zu; doch dieses dient zur Unterbrechung des einförmigen Daseins und — die Meisten wähnen sich ja viel besser, als ihre Leidensgenossen.

Und keineswegs allein den Kranken, noch viel mehr muß es den Gesunden in einem solchen Winter auf Davos wohl zu Muthe werden. Von den Verschnupfungen und Erkältungen, die solch' ein veränderlicher Winter in Deutschland gewöhnlich im Gefolge hat, bleibt er hier gänzlich verschont. (Auch von den drei Kindern unserer Karawane, welche sich die meiste Zeit im Freien bewegten, wurde nicht eines während des ganzen Winters von einem Katarrh behelligt.) Indem er sich in der herrlichen Luft und Landschaft ergeht, wird sich wenigstens der Aufmerksame bewußt, daß schon das Athmen allein ein Lebensgenuß ist. Und wie lernt er erst bei einem immer angeregten Appetit erkennen, was das Zusichnehmen von Speise und Trank für ein Hochgenuß ist. Von den Patienten wird zwar, namentlich gegen das Ende der Saison, wenn sie des ewigen Guten satt sind, über die Beköstigung weidlich geschimpft, doch der einsichtige gerechte Mann muß eingestehen, daß die Kost im Allgemeinen ausgezeichnet ist.

Namentlich unter den Engländern gibt es Viele, welche sich lediglich zum Vergnügen nach Davos begeben. Sie huldigen außer Anderem besonders dem Schlittelsport oder

Bergschlittenfahren. Man besteigt mit niedrigen gepolsterten Schlittchen die Anhöhe und schießt auf gebahnten und ungebahnten Flächen wieder herab. Gegen den Februar hin findet großes Wettschlitteln statt, an dem sich vorwiegend Engländer, Amerikaner, Schweizer und Deutsche betheiligen. Vor ein paar Jahren noch war es auf dem gewaltigen Berge die Straße nach Klosters hinab; seit dem Winter 1887 hat man es auf den neuen Weg nach Bad Clavadel am Eingange des Sertigthals verlegt. Da letztere Strecke kürzer, fährt man sie zweimal; den doppelten Weg zu gehen erfordert gut vierzig Minuten. Der erste Sieger, ein Engländer, schlittelte ihn liegend im Februar 1888 binnen drei Minuten und zweiunddreißig Sekunden. Selbstverständlich können die Wettschlittler nur einzeln losgelassen werden. Daß es in keinem Winter ganz ohne Unfall abgeht, bedarf keiner Versicherung; jedoch das Vergnügen und der Nutzen, welche dieser Sport bereitet, wiegen eine Verstauchung oder Verrenkung bei Weitem auf. Namentlich im März ist's dann vergnüglich, wenn der Schnee am Tage weich wird und am Morgen nach dem Froste der Nächte tragfähig ist, so daß man schlitteln kann, wohin man will und wohin man's wagt.

Während des Winters sind etwa zwölfhundert Kurgäste und Fremde anwesend. Davon sind gewöhnlich soviel Deutsche und Oesterreicher als Engländer und Amerikaner, und soviel Schweizer als zusammen Holländer und Belgier; andere Nationen sind schwächer vertreten. Auf das Kurhaus und seine Nebenhäuser entfallen davon gegen dreihundert Personen aus aller Herren Ländern; dann nehmen

drei bis vier große englische und drei bis vier große deutsche Gasthöfe ungefähr je hundert auf; die Uebrigen wohnen in Privathäusern. Natürlich ist auch eine ganze Anzahl von Aerzten in Davos ansässig. Auch an allerlei Verkaufshallen ist kein Mangel; durch Errichtung solcher haben sich viele Fremde eine Existenz gegründet, welche ihrer Gesundheit halber dauernd hier oben leben müssen. Auch Schulen und Kirchen sind vorhanden.

Gegen Ende März reisen schon einige Ungeduldige ab, und während des Aprils leeren sich allmählig alle Hotels. Viele ziehen so verlangend hinab, dem Wasser nach, und wenn sie kaum fort sind, wünschen sie, bald wiederkehren zu können. Das Wasser rinnt allerwege, allein es rinnt eben nur, und so dauert's geraume Zeit, bis die ganze Schneemasse verronnen ist. Es ist eine schlimme Zeit, wenn weder Wagen noch Schlitten recht fortkommen. Und was ist's für ein komischer, seltsamer Anblick, wenn man nach so langer Zeit den ersten Wagen wieder rollen sieht.

Der Mai kommt heran; er ist schon anderswo zuweilen ein recht unwonniger Monat, hier ist er's erst recht und ohne Ausnahme. Er ist wie bei uns der März und April, eher noch schlimmer. Der Schnee ist an manchen Stellen völlig weg, doch im Schatten liegt er noch störrisch fest. Die Erdrinde war fast ein halbes Jahr von der Atmosphäre abgeschlossen, jetzt beginnt sie auszudünsten, und diese Dünste sind nicht dem Gesunden, viel weniger dem Kranken ersprießlich. Der Davoser Mai gilt deshalb geradezu für einen gefährlichen Monat, und selbst wer

gewillt ist, den Sommer über dort zu bleiben, geht wenigstens ihm aus dem Wege.

Der Sommer in Davos hat gegenwärtig den Uebelstand, daß er bei einem reichlichen Fahrverkehr viel Staub erzeugt, während im Winter nicht eine Spur davon vorhanden ist. Im Uebrigen ist gewiß der Davoser Sommer nicht schlechter als irgendwo, allein ihm fehlt doch das Heilbringende in dem Grade, wie es dem Winter zugeschrieben wird.

Kommen wir schließlich noch mit einem Worte auf diese heilbringenden Eigenschaften zurück. Man begegnet häufig recht ungünstigen Urtheilen über dieses Hin- und Herschicken armer Lungenschwindsüchtigen. „Sehen Sie, es hat auch nichts geholfen. Schade, daß man der armen Frau erst noch die Strapazen der weiten Reise zugemuthet, daß man sie nicht daheim und im Kreise der Ihrigen ruhig sterben ließ.“ Es ist wahr, Vielen konnte auch Davos nicht mehr helfen, doch gestehen wir voll Freuden die Wahrheit ein, daß es sehr Vielen auch schon geholfen hat, namentlich solchen, bei denen die Krankheit noch nicht zu weit vorgeschritten war. Manche hat Davos sogar wieder gesund gemacht, welche kaum noch lebend daselbst anlangten. Viele auch, die nicht zu spät hinkamen und die in Davos dennoch nicht völlig genesen konnten, kehrten gleichwohl freiwillig jeden Winter, den sie noch erleben durften, dahin zurück, weil sie fühlten: hilft es auch nicht ganz, so hemmt es doch wenigstens die innere Zerstörung.

Der Patient, welcher seine Lage begreift, unterwirft sich meistens gern den Strapazen der Reise, und so viel

als dieselbe einreißt, so viel richtet schon die Hoffnung reichlich wieder auf. Die Kranken ergreifen ja begierig jeden Strohhalm, und Davos ist viel mehr als ein Strohhalm. Und daß der Aufenthalt in Davos keineswegs reizlos und unangenehm ist, davon sollte das Vorstehende überzeugen. Die Kranken mögen hinkommen in welchem Zustande es sei, sie werden noch Personen finden, die schlimmer daran sind, als sie, und mit denen sie sich trösten können; aber je früher man kommt, um so sicherer ist der Erfolg.

Prügel und Bastonnade.

Kulturgeschichtliche Studie

von

F. v. Zobeltitz.

(Nachdruck verboten.)

Die Bastonnade, ein Ausdruck, unter dem keineswegs, wie oft irrthümlicher Weise angenommen wird, nur das Peitschen der Fußsohlen — eine speziell orientalische Sitte — sondern das Prügeln mit dem Stocke im Allgemeinen verstanden werden soll,*) ist zweifelsohne das älteste in Anwendung gebrachte Strafmittel der Welt, im Uebrigen auch diejenige Art der Tortur, die sich, noch nach offizieller

*) Das Wort kommt vom italienischen bastone = Stock.

Abschaffung der Folter, am längsten selbst in den civilisirten Staaten erhalten hat. Schon aus diesem Grunde nimmt die Geschichte dieses Strafmittels, das aus einfachsten Formen zu einem raffinirten Marterwerkzeug umgewandelt werden konnte und auch thatsächlich leider nur zu oft dazu umgewandelt worden ist, ein großes kulturhistorisches Interesse in Anspruch.

Denn so weit wir auch in der Geschichte zurückgehen, bei allen Völkern finden wir die Prügelstrafe in Anwendung. Das alte Testament erwähnt dieses Strafmittel an vielen Stellen. Im Gesetze Mosis war es mit der Einschränkung enthalten, daß man dabei „mit Klugheit und Menschlichkeit" verfahren solle, eine Vorschrift, die indessen in späteren Zeiten wenig Beachtung gefunden hat. Sogar für religiöse Vergehen war das Prügeln nach altjüdischem Gesetze ein Strafmittel. Der Verurtheilte wurde mit entblößten Schultern in der Synagoge an einen Pfeiler gebunden und erhielt vierzig Schläge. So wenigstens schrieb es das Gesetz vor, doch ließ man oft schon nach dem dritten Schlage Gnade walten. Drei Richter mußten bei der Exekution anwesend sein: der Eine verlas das Gesetz, der Zweite ermahnte den Verurtheilten, sich zu bessern, und hielt ihm seine Sünden vor, und der Dritte zählte die Schläge. Als Strafmittel bei höheren und niederen Verbrechern, ferner als Disziplinarstrafe bei dem Hausgesinde, wie auch als Folterung behufs Erpressung von Geständnissen war der Stock und die Geißel bei den Juden gang und gäbe.

Nicht anders verhielt es sich bei den übrigen alten

Völkerschaften. Ein Wandgemälde im egyptischen Theben zeigt, daß die Egypter die Prügelstrafe, und zwar in einer Form, wie sie in Rußland vor Aufhebung der Leibeigenschaft gebräuchlich war, häufig anzuwenden pflegten. Auf dem erwähnten Wandgemälde liegt der Verurtheilte lang auf der Erde ausgestreckt, mit dem Leibe nach unten; ein Gehilfe des Henkers hält ihm die Beine fest, ein Anderer die über den Kopf gezogenen Arme, der Henker selbst schwingt den Stock über dem Körper des Verbrechers.

In ähnlicher Weise bestraften die Chinesen seit undenklichen Zeiten leichtere Vergehen; der Stock, mit dem der Verbrecher seine Prügel empfing, wurde Pant-se genannt. Mit dem Pant-se wurden indessen auch schwerere Torturen ausgeführt, man pflegte ihn gemeiniglich bei jeder Bestrafung, die nicht durch Kerker oder Geld zu ahnden war, anzuwenden. Bis zu zwanzig Schlägen mit dem Pant-se durften auch die Lehrer gegen ihre Schüler, die Herren gegen ihre Dienerschaft, die Eltern gegen ihre Kinder vorgehen; darüber hinaus stand nur den Richtern die Befugniß der Bestrafung zu, die für gewisse Vergehen auch das Urtheil: mittelst des Pant-se zu Tode geprügelt zu werden, fällen konnten. Auch das Prügeln der Beine und der Fußsohlen war bis zu den jüngsten Gesetzreformen in unserem Jahrzehnt in der chinesischen Justiz sehr gebräuchlich. Im ersteren Falle wurden die Füße des Schuldigen auf eine schmale Bank festgebunden, während eine zweite Bank unter seine Kniekehlen geschoben ward; dann bearbeiteten die Henker die Schienbeine ihres Opfers mit Bambusknütteln. Im zweiten Falle streckte man den

Verbrecher lang auf die Erde aus, band ihm die Füße an den großen Zehen zusammen und befestigte sie an einem Stück Holz. Hundert Schläge auf die Fußsohlen konnten den Tod herbeiführen.

Von der Prügelstrafe im alten Persien weiß Plutarch zu berichten. Artaxerxes prügelte seine Hofbeamten selbst; bei geringeren Versehen wurden nur die Kleider der Schuldigen gepeitscht. Ebenso war die Bastonnade gebräuchlich, sowie das Peitschen mit eisernen Ketten. Die Prügelstrafe mittelst des Bambusstockes ist übrigens auch im modernen Persien noch im Schwange.

Die Inder kannten die Prügelstrafe seit den ältesten Zeiten, und die Engländer zögerten nicht, sie nach der Eroberung des Landes als ein ihnen geeignet scheinendes Steuereintreibungsmittel zu übernehmen. Im Königreiche Siam bestraft man ebenfalls leichtere Vergehen mit dem Stocke, desgleichen in Japan.

In den nordafrikanischen Staaten waren Prügel auf die Schultern, den Rücken und die Beine, besonders aber auf die Fußsohlen, unter der Herrschaft der Deys die beliebteste Strafmethode; Mulay Ismaël, Kaiser von Marokko, einer der grausamsten Tyrannen, von denen die Weltgeschichte zu erzählen weiß, ließ seinen Schlachtopfern gewöhnlich noch Pfeffer in die Wunden streuen oder brennbare Flüssigkeiten in dieselben gießen und diese dann anzünden. In Tunis hat das Strafverfahren mittelst des Stockes erst in den letzten Jahren abgenommen, wird aber doch noch zeitweilig von den Feriks, den städtischen Richtern, anbefohlen, wenn es sich um schwerere Fälle handelt.

Unter den Griechen und Römern bildeten Prügel ein beliebtes Züchtigungsmittel. Die Lakedämonier peitschten die heranwachsenden Jünglinge, um sie Schmerzen ertragen zu lehren, die Athenienser diejenigen Soldaten, die der Feigheit angeklagt waren. Das Ruthenbündel mit dem aus der Mitte hervorragenden Beil war in Rom unter den Königen und der Republik das Abzeichen der Hoheitsrechte über Leben und Tod; nach Origines war Tarquinius Superbus der Erste, der die Prügelstrafe gesetzlich einführte. Als die Dezemvirn die berühmten Gesetze der zwölf Tafeln, das älteste römische Recht, einer Revision unterwarfen, behielten sie das Schlagen mit dem Stocke und den Ruthen für Beleidigungen bei. Das Gesetz bestimmte außerdem die Prügelstrafe für alle diejenigen römischen Bürger, die ohne Erlaubniß auswanderten. Unter der Regierung der Cäsaren wurde dies Gesetz dahin gemildert, daß die Vornehmeren einer körperlichen Züchtigung nicht unterworfen werden konnten. Justinian setzte die Prügelstrafe für die Ketzer und für diejenigen Freien — im Gegensatz zu den Sklaven — fest, die eines Diebstahls beschuldigt waren. In der römischen Armee und Marine war die Prügelstrafe von jeher im Gebrauch, und zwar gab es besondere Anstalten, Fustuarien, in denen die Verbrecher gezüchtigt wurden. Auch die Sklaven wurden in diesen barbarischen Instituten für schwerere und geringere Vergehen mit dem Stocke, mittelst Ruthen und Ochsensehnen, Lederriemen und Eisenketten gepeitscht, doch fand sich in den meisten größeren Haushaltungen ein besonderer Strafmeister, der das Züchtigungsrecht auszuüben hatte. Juvenal, Sueton, Tacitus,

Polybius und Andere erzählen Vieles von der maßlosen Grausamkeit, mit welcher die römischen Großen ihre Sklaven zu behandeln pflegten; besonders die Frauen mißhandelten ihre Dienerinnen oft auf schreckliche Weise, und immer spielte der Stock und die Peitsche dabei die Hauptrolle. Daß die Vestalinnen, wenn sie das heilige Feuer hatten erlöschen lassen, von dem Oberpriester der Göttin gepeitscht wurden, ist bekannt, ebenso die traurige Rolle, welche die Prügelstrafe in allen ihren furchtbaren Abarten bei den Christenverfolgungen spielte. Wie im späteren Mittelalter, so bildete sie auch zu dieser Zeit nicht nur ein einfaches Strafmittel, sondern eine Tortur, die der Witz der Henker zu einer außerordentlich schmerzhaften gestalten konnte. Wir wissen aus der Kirchengeschichte, daß die verfolgten Christen in der Höhe aufgehangen, an den Füßen mit Gewichten beschwert, krumm gefesselt oder auf Winden gezogen und noch in dieser peinigenden Stellung der Prügelstrafe unterworfen wurden, die infolge der Ausspannung und Auseinanderzerrung aller Gelenke, Sehnen und Muskeln natürlich ungleich stärker wirken mußte, als die Strafe in ihrer einfachsten Form. Uebrigens ist die Prügelstrafe in Italien, vorwiegend in Neapel, Calabrien und Sicilien, auch noch in der neuesten Zeit bei den Verfolgungen der Carbonari und anderer politischen Geheimbünde vielfach in Anwendung gekommen.

Bei den Türken war die Bastonnade auf die Fußsohlen gleichfalls bis in die jüngste Zeit hinein ein polizeiliches Hausmittel. Der Verurtheilte wurde dabei gewöhnlich auf eine Bank gebunden, so daß die Füße über die-

selbe hinausragten und oft so lange geschlagen, bis sich alles Fleisch von den Sohlen gelöst hatte. In ähnlicher Weise verfuhren die Araber mit ihren Verbrechern. Bei den slavischen Völkerschaften ist die Prügelstrafe in allen Formen stets in Gebrauch gewesen; erst die Aufhebung der Leibeigenschaft hat sie abgeschafft, obgleich nach den Berichten glaubwürdiger Zeugen noch heute zuweilen in russischen Gefängnissen der Stock regieren soll. Im Uebrigen bildete das „nationale" Bestrafungsmittel in Rußland die Knute, die oft mit Eisenstücken durchflochtene siebensträhnige Lederpeitsche. Die Knute war gewöhnlich die schmerzhafte Einleitung zu den meisten Verbannungen nach Sibirien, und wie die Bestrafung der Fürstin Lapuchkin unter der Regierung der Zarin Elisabeth beweist, verschonte die furchtbare Knute auch hochstehende Frauen nicht. Die außerdem gebräuchliche Strafe des Battock war dagegen eine gewöhnliche Prügelstrafe mittelst des Stockes. Der Verurtheilte wurde entkleidet, zu Boden gestreckt und an Händen und Füßen festgehalten; zwei Diener schlugen ihn hierauf mit Stöcken von mindestens Daumendicke, der Eine über den Rücken, der Zweite über die Schenkel. Der Battock — auch die Batogge genannt — wurde namentlich gegen die Leibeigenen angewendet; der Major Masson de Blamont gibt in seinen „Geheimen Denkwürdigkeiten über Rußland" anschauliche Schilderungen über dies Strafsystem, wie über die Rohheit, mit welcher die russischen Herren dasselbe ausführen ließen. In der üblen Behandlung der Leibeigenen standen die Polen den Russen übrigens nicht nach.

Im großbritannischen Reiche war in älteren Zeiten die Prügelstrafe die Strafe der Diebe, zählte aber, wie in den meisten übrigen Ländern, auch sonst noch zu den beliebtesten Foltermitteln. Unter den Plantagenets gehörten zu den Hofbeamten u. A. zwei „Stockträger", die, mit keulenartigen Stöcken bewaffnet, das Züchtigungsrecht der Könige symbolisiren sollten. Auf den Kriegsschiffen galt die Prügelstrafe neben anderen Bestrafungen als Sühne für leichtere Vergehen, bis der Stock in späteren Zeiten durch die sogenannte „neunschwänzige Katze", eine Art Knute nach russischem Vorbild, abgelöst wurde. Auch unter den alten Franken war, wie Gregor von Tours berichtet, der Stock eines der gebräuchlichsten Strafmittel und spielte namentlich unter der Regierung der in allerlei Henkerskünsten wohlerfahrenen Merovinger eine blutige Rolle. Das salische Gesetz bestimmte genau die Stärke des Strafstocks für die Leibeigenen, setzte aber Geldbußen für denjenigen Freien fest, der einen Andern mit dem Stocke schlug. Pipin der Kleine ordnete selbst für kirchliche Sünder Stockschläge an, Karl der Große befahl, Zweikämpfe sollten nicht mehr mit Waffen, sondern mit Knütteln ausgefochten werden.

Auch in der Neuzeit war die Prügelstrafe in Frankreich im Gebrauche. Eine königliche Ordre von 1689 erlaubte die Anwendung der Prügelstrafe gegen Galeerensträflinge. Von dieser Erlaubniß wurde denn auch auf den Galeeren ein ausgiebiger Gebrauch gemacht. Auf den türkischen Galeeren und in den Bagnos der nordafrikanischen Barbareskenstaaten mußte der die Bastonnade voll-

ziehende Henker bis zum Gürtel entkleidet sein; der hinter ihm stehende Wachthabende trug gleichfalls einen Stock, den er jedesmal, wenn der Henker sein Opfer zu milde behandelte, auf die Schultern desselben niedersausen ließ.

Auch die Desertion wurde in Frankreich mit der Bastonnade bestraft. Die Vollziehung derselben fand in derselben Weise statt, wie sie ehemals in der preußischen Armee unter dem Namen „Spießruthenlaufen“ üblich war, d. h. der Verurtheilte wurde, bis zum Gürtel entblößt, durch eine Reihe von Soldaten gejagt, die ihn mit elastischen Weidenstöcken zerpeitschten. In den deutschen Zuchthäusern, wie in den fremdländischen, erhielt bis zum Jahre 1848 jeder neu eintretende Züchtling unter der Bezeichnung „Komm-Schilling“ eine Anzahl Stockschläge, gewöhnlich fünfundzwanzig.

Die reichen Plantagenbesitzer Amerika's wendeten Stock und Peitsche als ebenso bequeme wie wirksame Strafmittel für ungeberdige Sklaven an. In den größeren Städten gab es sogar, wie ehemals im alten Rom, besondere Züchtigungshäuser, in welchen die ungehorsamen oder widerwilligen Sklaven abgestraft wurden. Die Willkür Einzelner steigerte die Strafart durch Hinzufügung neuer Martern zu einem abscheulichen Raffinement. Man streckte die verurtheilten Sklaven auf ein mit Nägeln beschlagenes Brett, so daß deren Spitzen tief in das Fleisch eindrangen, und peitschte sie in dieser Stellung oder band sie, nachdem sie eine gewisse Anzahl Schläge erhalten hatten, in glühender Sonnenhitze an einen Pfahl und ließ sie von den Insekten, die sich auf dem blutrünstigen Körper festsaugten, peinigen.

Auch die meisten wilden Völkerschaften hatten und haben die Prügel in das Register ihrer Folterungen aufgenommen. Die Hottentotten bestrafen den Ehebruch dadurch, daß sie die Schuldigen von den Weibern ihres Kraals zu Tode prügeln lassen; ein ähnliches Gesetz kannten einige nordamerikanische Indianerstämme. Die alten Peruaner heilten das Fieber mittelst des Stockes, d. h. sie prügelten den Erkrankten so lange, bis er in Schweiß gerieth und Blut floß; es ist gar nicht so unmöglich, daß die vermehrte Blutcirkulation in vielen Fällen wirklich die Krankheit gehemmt hat.

Daß Prügel auch im Torturreglement des Mittelalters eine Rolle spielten, haben wir bereits flüchtig erwähnt. Ein ziemlich selten gewordenes Buch: „Schauplatz derer Leibes- und Lebensstrafen u. s. w." von Jakobus Doepler, Gräfl. Schwarzburgischen Hof- und Kammerrath (Sondershausen, 1693), enthält ausführliche Beschreibungen der Prügelfolter, wie man sie derzeitig in den Folterkammern namentlich gegen Hexen und Zauberer handhabte. Die Verurtheilten wurden gewöhnlich auf eine Leiter gespannt oder mittelst einer Winde an den Händen bis zur Decke emporgezogen, so daß ihre Füße den Boden nicht erreichten. Ein inhumanes Zeitalter kannte Prügel sogar in den Irrenhäusern, wo man sie gegen Tobsüchtige in Anwendung brachte, die man sich als von bösen Geistern besessen dachte.

Natürlicherweise kann diese kleine Skizze nicht den Anspruch erheben, eine vollständige Geschichte dieses Züchtigungsmittels zu geben; aus den zusammengestellten No-

tizen wird der Leser jedoch ersehen, wie weit verbreitet die Prügelstrafe zu allen Zeiten war und wie oft sie mißbraucht worden ist. Dieser Mißbrauch hat sie bei uns in allgemeinen Verruf gebracht, obgleich auch heute noch in vielen Fällen selbst der Gutmüthigste gerne einmal zum Stocke greifen möchte.

Aus der Welt des schönen Scheins.

Ein Blick hinter die Kulissen des Theaters.

Von

Max Klepper.

Jedes Theater ist eine Welt des Scheins und der Täuschungen, allerdings der Täuschungen, welche Vergnügen bereiten. Hinter den Kulissen des Theaters aber ist gewissermaßen die Lösung der Geheimnisse zu finden, durch welche die Täuschung und der schöne Schein beim Zuschauer hervorgerufen wird, und so ist es für jeden Gebildeten hochinteressant, einmal einen Einblick in dieses eigenthümliche Treiben, vor Allem aber in die Maschinerie eines großen Theaters zu bekommen. Nur Wenigen indeß ist es gestattet, einmal hinter den Kulissen einer Vorstellung in einem großen, mit allen Mitteln der Kunst arbeitenden Theater beizuwohnen, ja in den großen Städten

Auch die meisten wilden Völkerschaften hatten und haben die Prügel in das Register ihrer Folterungen aufgenommen. Die Hottentotten bestrafen den Ehebruch dadurch, daß sie die Schuldigen von den Weibern ihres Kraals zu Tode prügeln lassen; ein ähnliches Gesetz kannten einige nordamerikanische Indianerstämme. Die alten Peruaner heilten das Fieber mittelst des Stockes, d. h. sie prügelten den Erkrankten so lange, bis er in Schweiß gerieth und Blut floß; es ist gar nicht so unmöglich, daß die vermehrte Blutcirkulation in vielen Fällen wirklich die Krankheit gehemmt hat.

Daß Prügel auch im Torturreglement des Mittelalters eine Rolle spielten, haben wir bereits flüchtig erwähnt. Ein ziemlich selten gewordenes Buch: „Schauplatz derer Leibes- und Lebensstrafen u. s. w." von Jakobus Doepler, Gräfl. Schwarzburgischen Hof- und Kammerrath (Sondershausen, 1693), enthält ausführliche Beschreibungen der Prügelfolter, wie man sie derzeitig in den Folterkammern namentlich gegen Hexen und Zauberer handhabte. Die Verurtheilten wurden gewöhnlich auf eine Leiter gespannt oder mittelst einer Winde an den Händen bis zur Decke emporgezogen, so daß ihre Füße den Boden nicht erreichten. Ein inhumanes Zeitalter kannte Prügel sogar in den Irrenhäusern, wo man sie gegen Tobsüchtige in Anwendung brachte, die man sich als von bösen Geistern besessen dachte.

Natürlicherweise kann diese kleine Skizze nicht den Anspruch erheben, eine vollständige Geschichte dieses Züchtigungsmittels zu geben; aus den zusammengestellten No-

tizen wird der Leser jedoch ersehen, wie weit verbreitet die Prügelstrafe zu allen Zeiten war und wie oft sie mißbraucht worden ist. Dieser Mißbrauch hat sie bei uns in allgemeinen Verruf gebracht, obgleich auch heute noch in vielen Fällen selbst der Gutmüthigste gerne einmal zum Stocke greifen möchte.

Aus der Welt des schönen Scheins.

Ein Blick hinter die Kulissen des Theaters.

Von

Max Klepper.

Jedes Theater ist eine Welt des Scheins und der Täuschungen, allerdings der Täuschungen, welche Vergnügen bereiten. Hinter den Kulissen des Theaters aber ist gewissermaßen die Lösung der Geheimnisse zu finden, durch welche die Täuschung und der schöne Schein beim Zuschauer hervorgerufen wird, und so ist es für jeden Gebildeten hochinteressant, einmal einen Einblick in dieses eigenthümliche Treiben, vor Allem aber in die Maschinerie eines großen Theaters zu bekommen. Nur Wenigen indeß ist es gestattet, einmal hinter den Kulissen einer Vorstellung in einem großen, mit allen Mitteln der Kunst arbeitenden Theater beizuwohnen, ja in den großen Städten

lassen sich oft Leute aus den besten Ständen nur zu dem Zwecke als Statisten anstellen, um für einen Abend hinter den Kulissen sich aufhalten und das eigenthümliche Leben und Treiben dort sehen zu können. Aber selbst wer früher öfters hinter den Kulissen eines Theaters gewesen ist, dies jedoch in den letzten fünf Jahren vernachlässigt hat, wird erstaunen über die Veränderungen, die man neuerdings in der Bühneneinrichtung getroffen hat, und vor Allem über die bedeutende Thätigkeit, welche der Elektrizität jetzt im maschinellen Betriebe der Theater zugewiesen ist.

Diese neuen Veränderungen und Verbesserungen in dem ganzen Betriebe der Bühnen sind auf zwei Ursachen zurückzuführen; einestheils auf die fürchterlichen Katastrophen der Theaterbrände, die in den letzten Jahren so zahlreiche Opfer forderten, dann aber gleichzeitig auf das kolossale Fortschreiten der Elektrotechnik, welche sich mehr und mehr der Theatermaschinerie zuwendete.

Stellen wir uns vor Beginn einer Vorstellung mitten auf der Bühne auf, so sehen wir vor uns den kolossalen Vorhang. Wir wissen wohl, daß dieser Vorhang auf und ab steigt, aber nur wenigen Leuten ist es bekannt, daß sich der Vorhang nicht etwa oben aufrollt, wie ein Rouleau, sondern daß er senkrecht in die Höhe steigt und durch Gegengewichte festgehalten wird, bis er nach Auslösung der Gegengewichte durch seine eigene Schwere wieder herunterfällt. Die Elektrizität sehen wir sofort bei dem Auf- und Absteigen des Vorhanges in Wirksamkeit. Durch den elektrischen Strom wird eine Luftwelle in einem Blei-

rohre in Bewegung gesetzt, welche den Vorhang auslöst und ihn in demselben Augenblick heruntergehen läßt, in dem man auf einen bestimmten Knopf drückt. Allein schon diese Möglichkeit, durch einen Druck auf einen Knopf den Vorhang herauf und herunter gehen zu lassen, ist von großer Wichtigkeit. Bisher wurde das Auf- und Absteigen des Vorhanges von einem Arbeiter besorgt, welcher auf dem Boden des Theaters, in den sogenannten Soffiten saß und dort auf das Zeichen achtete, welches ihm der Souffleur gab. Der Souffleur legte gewöhnlich wenige Minuten vor Niedergang des Vorhanges bei offener Scene einen runden Stab vor sein Soufflirbuch, und dies hieß für den Arbeiter am Vorhange soviel wie „Achtung!“ Griff der Souffleur nach dem Stabe und hielt ihn hoch, was man vom Publikum aus nicht sehen konnte, so hakte der Arbeiter das Gewicht aus, und der Vorhang ging durch seine eigene Schwere nieder. Das Aufziehen des Vorhanges befahlen die Klingelzeichen oder auch ein Wink des Regisseurs oder des Inspizienten des Theaters. Ebenso komische als unglückliche Scenen ereigneten sich aber bei dieser Einrichtung. Es kam vor, daß der Arbeiter, überwältigt von Müdigkeit oder Hitze, oben einschlief, das Zeichen verpaßte und den Vorhang nicht herunterließ, während der Inhalt des Stückes verlangte, daß er möglichst rasch falle. Die schönsten Scenen und Aktschlüsse wurden dadurch verdorben, weil das Publikum unwillkürlich in Heiterkeit ausbrach, wenn der Vorhang immer noch nicht herunterkommen wollte. Dies kann jetzt nicht mehr vorkommen. Auch entstanden öfters Unglücksfälle durch

zu frühes Herunterlassen des Vorhanges; im September 1889 z. B. fiel in Schottland der Vorhang zwei Schauspielern auf die Köpfe und verletzte sie schwer.

Bei den großen Theatern ist aber bekanntlich außer dem gewöhnlichen Vorhange noch ein sogenannter eiserner Vorhang aus Wellblech angebracht, welcher für den Fall eines plötzlichen Brandes die Bühne von dem Zuschauerraume vollständig absperren soll. Auch das Herauf- und Herunterziehen dieses Vorhanges erfolgt durch Gegengewichte, und auch hier wendet man komprimirte Luft an, deren Welle durch den elektrischen Strom vermittelst Drucks auf einen Knopf in Thätigkeit gesetzt wird. Aber noch mehr hat man jetzt mit Hilfe der Pneumatik und Elektrotechnik in dieser Beziehung geschaffen. Wenn im Falle der Noth der Inspizient auf den Knopf drückt, durch den der eiserne Vorhang herniederrasselt, so läßt er gleichzeitig alle Thüren des Theaters nach außen aufspringen, so daß mit einem Male sich das Publikum durch diese Thüren auf die Gänge und aus dem Hause flüchten kann. Man hat sogar den Versuch gemacht, durch denselben Kontakt, durch den das Heruntergehen des eisernen Vorhanges und das Aufspringen der Thüren bewirkt wird, Regenapparate auf der Bühne und im Zuschauerraume von der Decke her in Thätigkeit zu setzen, durch welche sofort Wasser in dicken, wolkenbruchartigen Strömen herabfällt und so eine weitere Verbreitung des Brandes verhindert.

Der Boden, auf dem wir stehen, der Boden der Bühne, das sogenannte Podium, ist nach vorn geneigt. Die Bretter,

die die Welt bedeuten, gehen sogar nach vorn so stark abwärts, daß der Unerfahrene, der sie betritt, gar leicht in's Stolpern kommt. Betrachten wir diesen Boden näher, so finden wir eigenthümliche Einschnitte in demselben, viereckige und runde, die allerdings jetzt mit Deckeln verschlossen sind, und um das Geheimniß aller dieser viereckigen und runden Ausschnitte zu ergründen, begeben wir uns in den Kellerraum des Theaters, in die sogenannte Versenkung, welche bei manchen großen Theatern zwei bis drei Stockwerke tief ist.

Wir glauben in eine Maschinenhalle zu gerathen, so viel Maschinen und Apparate sind dort aufgestellt. Mächtige Röhren ziehen sich an der Wand entlang, welche zum Theil dazu dienen, Dampf zur Bühne emporzuführen, wenn bei gewissen Vorstellungen durch das Aufsteigen von weißen Wasserdämpfen die Bühne bei offener Scene verdeckt werden soll. Wir sehen die Röhren der Gasleitung, dazu die Röhren der Wasserleitung, die außerordentlich starken Röhren für den hydraulischen Druck, die dünnen Bleiröhren für pneumatischen Druck, wir sehen eigenthümlich geformte Gestelle und Wagen auf schmalspurigen Schienengeleisen stehen und finden uns nur mühsam in diesem Chaos von Geräthschaften und Maschinen zurecht.

Ueber uns in der Decke, d. h. also direkt in der Bühne, auf der die Schauspieler stehen, sehen wir ein viereckiges Stück durch eine eiserne Platte, mit einem Rohre in der Mitte, verschlossen. Das Umlegen eines Hebels erfolgt, und, durch hydraulischen Druck gehalten, steigt langsam diese Platte aus dem Podium herab in die Versenkung

und zeigt uns, daß sie dazu dient, um Personen von der Bühne langsam verschwinden zu lassen. Daneben befindet sich eine andere Klappe, welche kreisrund und durch einen starken Querriegel verschlossen ist, und unter welcher ein elastisches Gummituch, nicht allzu straff ausgespannt, sich befindet. Diese Klappe dient dazu, um von der Bühne aus Personen plötzlich durch Fall verschwinden zu lassen. Der betreffende Schauspieler stellt sich auf die Platte und ist natürlich darauf vorbereitet, daß diese in einem bestimmten Moment durch mechanisches Zurückstoßen der Riegel unter seinen Füßen verschwindet und er selbst auf das elastische Sprungtuch fällt, ohne sich den geringsten Schaden zu thun. Wir sehen ganz vorn vor den Prosceniumslampen eine Anzahl von Löchern in dem Bretterboden, welche jetzt geöffnet werden, während ein Arbeiter eine Kurbel ergreift und vermittelst derselben eine Anzahl von Zahnstangen in die Höhe treibt. Zu unserem Erstaunen schieben sich nun oben in die Löcher aus Eisenblech gefertigte und sehr kunstvoll zusammengeklappte Sträucher, Blumengruppen u. s. w. hinein, die durch die Zahnstangen immer weiter hineingetrieben werden und sich gleichzeitig mehr und mehr entfalten. Es ist dies das sogenannte künstliche Hervorwachsen von Blumen aus der Bühne, welches in allen großen Ausstattungsstücken, in Zauberpossen, Weihnachtsmärchen u. s. w. verwendet wird.

Wir erfahren, daß die eigenthümlichen Wagen und Gestelle, die auf den Schienen laufen, dazu bestimmt sind, große, bemalte Stücke Leinwand oder Holz zu tragen, welche durch eine Spalte in dem Podium über die Bühne

hinausragen und im gegebenen Moment rasch über die Bühne laufen. Auf diese Weise werden flüchtige Thiere, Wagen, ja ganze Eisenbahnzüge mit großer Geschwindigkeit und Natürlichkeit über die Bühne geführt, ohne daß das Publikum auch nur im Geringsten sehen kann, wo die treibende Kraft steckt. Dieselbe befindet sich eben in der Versenkung; für sehr schwere Stücke kann zum Fortstoßen des Wagens auch wieder hydraulischer Druck verwendet, und dieser Druck so regulirt werden, daß das Vorbeiziehen des Versatzstückes rascher oder langsamer erfolgt.

Natürlich steht der Raum unter der Bühne mit dieser selbst wieder durch elektrische Leitungen in Verbindung, so daß der Inspizient von der Bühne aus den Arbeitern unter der Bühne angeben kann, in welchem Augenblick bestimmte Vorrichtungen in Thätigkeit gesetzt werden sollen. Selbstverständlich ist auch der Raum unter der Bühne elektrisch erleuchtet, wie nach modernen Prinzipien auch der ganze Zuschauerraum und die ganze Bühne, ebenso alle Garderoben, Gänge u. s. w. mit elektrischen Glühlampen versehen sind. Eine Gasbeleuchtung für Fälle der Noth ist nicht mehr nöthig. Man errichtet nämlich noch neben den Hauptleitungen, die durch Dynamomaschinen gespeist werden, besondere elektrische Nothleitungen, die mit Akkumulatoren in Verbindung stehen, in welchen für mehrere Stunden Elektrizität im Vorrath aufgespeichert ist. Versagt nun die Hauptmaschine, so kann ohne Weiteres durch Umdrehung eines Hebels die Akkumulatorenbatterie in Betrieb gesetzt werden, und die Beleuchtung ist sofort wieder hergestellt.

Im großbritannischen Reiche war in älteren Zeiten die Prügelstrafe die Strafe der Diebe, zählte aber, wie in den meisten übrigen Ländern, auch sonst noch zu den beliebtesten Foltermitteln. Unter den Plantagenets gehörten zu den Hofbeamten u. A. zwei „Stockträger", die, mit keulenartigen Stöcken bewaffnet, das Züchtigungsrecht der Könige symbolisiren sollten. Auf den Kriegsschiffen galt die Prügelstrafe neben anderen Bestrafungen als Sühne für leichtere Vergehen, bis der Stock in späteren Zeiten durch die sogenannte „neunschwänzige Katze", eine Art Knute nach russischem Vorbild, abgelöst wurde. Auch unter den alten Franken war, wie Gregor von Tours berichtet, der Stock eines der gebräuchlichsten Strafmittel und spielte namentlich unter der Regierung der in allerlei Henkerskünsten wohlerfahrenen Merovinger eine blutige Rolle. Das salische Gesetz bestimmte genau die Stärke des Strafstocks für die Leibeigenen, setzte aber Geldbußen für denjenigen Freien fest, der einen Andern mit dem Stocke schlug. Pipin der Kleine ordnete selbst für kirchliche Sünder Stockschläge an, Karl der Große befahl, Zweikämpfe sollten nicht mehr mit Waffen, sondern mit Knütteln ausgefochten werden.

Auch in der Neuzeit war die Prügelstrafe in Frankreich im Gebrauche. Eine königliche Ordre von 1689 erlaubte die Anwendung der Prügelstrafe gegen Galeerensträflinge. Von dieser Erlaubniß wurde denn auch auf den Galeeren ein ausgiebiger Gebrauch gemacht. Auf den türkischen Galeeren und in den Bagnos der nordafrikanischen Barbareskenstaaten mußte der die Bastonnade voll-

ziehende Henker bis zum Gürtel entkleidet sein; der hinter ihm stehende Wachthabende trug gleichfalls einen Stock, den er jedesmal, wenn der Henker sein Opfer zu milde behandelte, auf die Schultern desselben niedersausen ließ.

Auch die Desertion wurde in Frankreich mit der Bastonnade bestraft. Die Vollziehung derselben fand in derselben Weise statt, wie sie ehemals in der preußischen Armee unter dem Namen „Spießruthenlaufen" üblich war, d. h. der Verurtheilte wurde, bis zum Gürtel entblößt, durch eine Reihe von Soldaten gejagt, die ihn mit elastischen Weidenstöcken zerpeitschten. In den deutschen Zuchthäusern, wie in den fremdländischen, erhielt bis zum Jahre 1848 jeder neu eintretende Züchtling unter der Bezeichnung „Komm-Schilling" eine Anzahl Stockschläge, gewöhnlich fünfundzwanzig.

Die reichen Plantagenbesitzer Amerika's wendeten Stock und Peitsche als ebenso bequeme wie wirksame Strafmittel für ungeberdige Sklaven an. In den größeren Städten gab es sogar, wie ehemals im alten Rom, besondere Züchtigungshäuser, in welchen die ungehorsamen oder widerwilligen Sklaven abgestraft wurden. Die Willkür Einzelner steigerte die Strafart durch Hinzufügung neuer Martern zu einem abscheulichen Raffinement. Man streckte die verurtheilten Sklaven auf ein mit Nägeln beschlagenes Brett, so daß deren Spitzen tief in das Fleisch eindrangen, und peitschte sie in dieser Stellung oder band sie, nachdem sie eine gewisse Anzahl Schläge erhalten hatten, in glühender Sonnenhitze an einen Pfahl und ließ sie von den Insekten, die sich auf dem bluttrünstigen Körper festsaugten, peinigen.

Auch die meisten wilden Völkerschaften hatten und haben die Prügel in das Register ihrer Folterungen aufgenommen. Die Hottentotten bestrafen den Ehebruch dadurch, daß sie die Schuldigen von den Weibern ihres Kraals zu Tode prügeln lassen; ein ähnliches Gesetz kannten einige nordamerikanische Indianerstämme. Die alten Peruaner heilten das Fieber mittelst des Stockes, d. h. sie prügelten den Erkrankten so lange, bis er in Schweiß gerieth und Blut floß; es ist gar nicht so unmöglich, daß die vermehrte Blutcirkulation in vielen Fällen wirklich die Krankheit gehemmt hat.

Daß Prügel auch im Torturreglement des Mittelalters eine Rolle spielten, haben wir bereits flüchtig erwähnt. Ein ziemlich selten gewordenes Buch: „Schauplatz derer Leibes- und Lebensstrafen u. s. w." von Jakobus Doepler, Gräfl. Schwarzburgischen Hof- und Kammerrath (Sondershausen, 1693), enthält ausführliche Beschreibungen der Prügelfolter, wie man sie derzeitig in den Folterkammern namentlich gegen Hexen und Zauberer handhabte. Die Verurtheilten wurden gewöhnlich auf eine Leiter gespannt oder mittelst einer Winde an den Händen bis zur Decke emporgezogen, so daß ihre Füße den Boden nicht erreichten. Ein inhumanes Zeitalter kannte Prügel sogar in den Irrenhäusern, wo man sie gegen Tobsüchtige in Anwendung brachte, die man sich als von bösen Geistern besessen dachte.

Natürlicherweise kann diese kleine Skizze nicht den Anspruch erheben, eine vollständige Geschichte dieses Züchtigungsmittels zu geben; aus den zusammengestellten No-

tizen wird der Leser jedoch ersehen, wie weit verbreitet die Prügelstrafe zu allen Zeiten war und wie oft sie mißbraucht worden ist. Dieser Mißbrauch hat sie bei uns in allgemeinen Verruf gebracht, obgleich auch heute noch in vielen Fällen selbst der Gutmüthigste gerne einmal zum Stocke greifen möchte.

Aus der Welt des schönen Scheins.

Ein Blick hinter die Kulissen des Theaters.

Von

Max Klepper.

(Nachdruck verboten.)

Jedes Theater ist eine Welt des Scheins und der Täuschungen, allerdings der Täuschungen, welche Vergnügen bereiten. Hinter den Kulissen des Theaters aber ist gewissermaßen die Lösung der Geheimnisse zu finden, durch welche die Täuschung und der schöne Schein beim Zuschauer hervorgerufen wird, und so ist es für jeden Gebildeten hochinteressant, einmal einen Einblick in dieses eigenthümliche Treiben, vor Allem aber in die Maschinerie eines großen Theaters zu bekommen. Nur Wenigen indeß ist es gestattet, einmal hinter den Kulissen einer Vorstellung in einem großen, mit allen Mitteln der Kunst arbeitenden Theater beizuwohnen, ja in den großen Städten

lassen sich oft Leute aus den besten Ständen nur zu dem Zwecke als Statisten anstellen, um für einen Abend hinter den Kulissen sich aufhalten und das eigenthümliche Leben und Treiben dort sehen zu können. Aber selbst wer früher öfters hinter den Kulissen eines Theaters gewesen ist, dies jedoch in den letzten fünf Jahren vernachlässigt hat, wird erstaunen über die Veränderungen, die man neuerdings in der Bühneneinrichtung getroffen hat, und vor Allem über die bedeutende Thätigkeit, welche der Elektrizität jetzt im maschinellen Betriebe der Theater zugewiesen ist.

Diese neuen Veränderungen und Verbesserungen in dem ganzen Betriebe der Bühnen sind auf zwei Ursachen zurückzuführen; einestheils auf die fürchterlichen Katastrophen der Theaterbrände, die in den letzten Jahren so zahlreiche Opfer forderten, dann aber gleichzeitig auf das kolossale Fortschreiten der Elektrotechnik, welche sich mehr und mehr der Theatermaschinerie zuwendete.

Stellen wir uns vor Beginn einer Vorstellung mitten auf der Bühne auf, so sehen wir vor uns den kolossalen Vorhang. Wir wissen wohl, daß dieser Vorhang auf und ab steigt, aber nur wenigen Leuten ist es bekannt, daß sich der Vorhang nicht etwa oben aufrollt, wie ein Rouleau, sondern daß er senkrecht in die Höhe steigt und durch Gegengewichte festgehalten wird, bis er nach Auslösung der Gegengewichte durch seine eigene Schwere wieder herunterfällt. Die Elektrizität sehen wir sofort bei dem Auf- und Absteigen des Vorhanges in Wirksamkeit. Durch den elektrischen Strom wird eine Luftwelle in einem Blei-

rohre in Bewegung gesetzt, welche den Vorhang auslöst und ihn in demselben Augenblick heruntergehen läßt, in dem man auf einen bestimmten Knopf drückt. Allein schon diese Möglichkeit, durch einen Druck auf einen Knopf den Vorhang herauf und herunter gehen zu lassen, ist von großer Wichtigkeit. Bisher wurde das Auf- und Absteigen des Vorhanges von einem Arbeiter besorgt, welcher auf dem Boden des Theaters, in den sogenannten Soffiten saß und dort auf das Zeichen achtete, welches ihm der Souffleur gab. Der Souffleur legte gewöhnlich wenige Minuten vor Niedergang des Vorhanges bei offener Scene einen runden Stab vor sein Soufflirbuch, und dies hieß für den Arbeiter am Vorhange soviel wie „Achtung!" Griff der Souffleur nach dem Stabe und hielt ihn hoch, was man vom Publikum aus nicht sehen konnte, so hakte der Arbeiter das Gewicht aus, und der Vorhang ging durch seine eigene Schwere nieder. Das Aufziehen des Vorhanges befahlen die Klingelzeichen oder auch ein Wink des Regisseurs oder des Inspizienten des Theaters. Ebenso komische als unglückliche Scenen ereigneten sich aber bei dieser Einrichtung. Es kam vor, daß der Arbeiter, überwältigt von Müdigkeit oder Hitze, oben einschlief, das Zeichen verpaßte und den Vorhang nicht herunterließ, während der Inhalt des Stückes verlangte, daß er möglichst rasch falle. Die schönsten Scenen und Aktschlüsse wurden dadurch verdorben, weil das Publikum unwillkürlich in Heiterkeit ausbrach, wenn der Vorhang immer noch nicht herunterkommen wollte. Dies kann jetzt nicht mehr vorkommen. Auch entstanden öfters Unglücksfälle durch

zu frühes Herunterlassen des Vorhanges; im September 1889 z. B. fiel in Schottland der Vorhang zwei Schauspielern auf die Köpfe und verletzte sie schwer.

Bei den großen Theatern ist aber bekanntlich außer dem gewöhnlichen Vorhange noch ein sogenannter eiserner Vorhang aus Wellblech angebracht, welcher für den Fall eines plötzlichen Brandes die Bühne von dem Zuschauerraume vollständig absperren soll. Auch das Herauf- und Herunterziehen dieses Vorhanges erfolgt durch Gegengewichte, und auch hier wendet man komprimirte Luft an, deren Welle durch den elektrischen Strom vermittelst Drucks auf einen Knopf in Thätigkeit gesetzt wird. Aber noch mehr hat man jetzt mit Hilfe der Pneumatik und Elektrotechnik in dieser Beziehung geschaffen. Wenn im Falle der Noth der Inspizient auf den Knopf drückt, durch den der eiserne Vorhang herniederrasselt, so läßt er gleichzeitig alle Thüren des Theaters nach außen aufspringen, so daß mit einem Male sich das Publikum durch diese Thüren auf die Gänge und aus dem Hause flüchten kann. Man hat sogar den Versuch gemacht, durch denselben Kontakt, durch den das Heruntergehen des eisernen Vorhanges und das Aufspringen der Thüren bewirkt wird, Regenapparate auf der Bühne und im Zuschauerraume von der Decke her in Thätigkeit zu setzen, durch welche sofort Wasser in dicken, wolkenbruchartigen Strömen herabfällt und so eine weitere Verbreitung des Brandes verhindert.

Der Boden, auf dem wir stehen, der Boden der Bühne, das sogenannte Podium, ist nach vorn geneigt. Die Bretter,

die die Welt bedeuten, gehen sogar nach vorn so stark abwärts, daß der Unerfahrene, der sie betritt, gar leicht in's Stolpern kommt. Betrachten wir diesen Boden näher, so finden wir eigenthümliche Einschnitte in demselben, viereckige und runde, die allerdings jetzt mit Deckeln verschlossen sind, und um das Geheimniß aller dieser viereckigen und runden Ausschnitte zu ergründen, begeben wir uns in den Kellerraum des Theaters, in die sogenannte Versenkung, welche bei manchen großen Theatern zwei bis drei Stockwerke tief ist.

Wir glauben in eine Maschinenhalle zu gerathen, so viel Maschinen und Apparate sind dort aufgestellt. Mächtige Röhren ziehen sich an der Wand entlang, welche zum Theil dazu dienen, Dampf zur Bühne emporzuführen, wenn bei gewissen Vorstellungen durch das Aufsteigen von weißen Wasserdämpfen die Bühne bei offener Scene verdeckt werden soll. Wir sehen die Röhren der Gasleitung, dazu die Röhren der Wasserleitung, die außerordentlich starken Röhren für den hydraulischen Druck, die dünnen Bleiröhren für pneumatischen Druck, wir sehen eigenthümlich geformte Gestelle und Wagen auf schmalspurigen Schienengeleisen stehen und finden uns nur mühsam in diesem Chaos von Geräthschaften und Maschinen zurecht.

Ueber uns in der Decke, d. h. also direkt in der Bühne, auf der die Schauspieler stehen, sehen wir ein viereckiges Stück durch eine eiserne Platte, mit einem Rohre in der Mitte, verschlossen. Das Umlegen eines Hebels erfolgt, und, durch hydraulischen Druck gehalten, steigt langsam diese Platte aus dem Podium herab in die Versenkung

und zeigt uns, daß sie dazu dient, um Personen von der Bühne langsam verschwinden zu lassen. Daneben befindet sich eine andere Klappe, welche kreisrund und durch einen starken Querriegel verschlossen ist, und unter welcher ein elastisches Gummituch, nicht allzu straff ausgespannt, sich befindet. Diese Klappe dient dazu, um von der Bühne aus Personen plötzlich durch Fall verschwinden zu lassen. Der betreffende Schauspieler stellt sich auf die Platte und ist natürlich darauf vorbereitet, daß diese in einem bestimmten Moment durch mechanisches Zurückstoßen der Riegel unter seinen Füßen verschwindet und er selbst auf das elastische Sprungtuch fällt, ohne sich den geringsten Schaden zu thun. Wir sehen ganz vorn vor den Prosceniumslampen eine Anzahl von Löchern in dem Bretterboden, welche jetzt geöffnet werden, während ein Arbeiter eine Kurbel ergreift und vermittelst derselben eine Anzahl von Zahnstangen in die Höhe treibt. Zu unserem Erstaunen schieben sich nun oben in die Löcher aus Eisenblech gefertigte und sehr kunstvoll zusammengeklappte Sträucher, Blumengruppen u. s. w. hinein, die durch die Zahnstangen immer weiter hineingetrieben werden und sich gleichzeitig mehr und mehr entfalten. Es ist dies das sogenannte künstliche Hervorwachsen von Blumen aus der Bühne, welches in allen großen Ausstattungsstücken, in Zauberpossen, Weihnachtsmärchen u. s. w. verwendet wird.

Wir erfahren, daß die eigenthümlichen Wagen und Gestelle, die auf den Schienen laufen, dazu bestimmt sind, große, bemalte Stücke Leinwand oder Holz zu tragen, welche durch eine Spalte in dem Podium über die Bühne

hinausragen und im gegebenen Moment rasch über die Bühne laufen. Auf diese Weise werden flüchtige Thiere, Wagen, ja ganze Eisenbahnzüge mit großer Geschwindigkeit und Natürlichkeit über die Bühne geführt, ohne daß das Publikum auch nur im Geringsten sehen kann, wo die treibende Kraft steckt. Dieselbe befindet sich eben in der Versenkung; für sehr schwere Stücke kann zum Fortstoßen des Wagens auch wieder hydraulischer Druck verwendet, und dieser Druck so regulirt werden, daß das Vorbeiziehen des Versatzstückes rascher oder langsamer erfolgt.

Natürlich steht der Raum unter der Bühne mit dieser selbst wieder durch elektrische Leitungen in Verbindung, so daß der Inspizient von der Bühne aus den Arbeitern unter der Bühne angeben kann, in welchem Augenblick bestimmte Vorrichtungen in Thätigkeit gesetzt werden sollen. Selbstverständlich ist auch der Raum unter der Bühne elektrisch erleuchtet, wie nach modernen Prinzipien auch der ganze Zuschauerraum und die ganze Bühne, ebenso alle Garderoben, Gänge u. s. w. mit elektrischen Glühlampen versehen sind. Eine Gasbeleuchtung für Fälle der Noth ist nicht mehr nöthig. Man errichtet nämlich noch neben den Hauptleitungen, die durch Dynamomaschinen gespeist werden, besondere elektrische Nothleitungen, die mit Akkumulatoren in Verbindung stehen, in welchen für mehrere Stunden Elektrizität im Vorrath aufgespeichert ist. Versagt nun die Hauptmaschine, so kann ohne Weiteres durch Umdrehung eines Hebels die Akkumulatorenbatterie in Betrieb gesetzt werden, und die Beleuchtung ist sofort wieder hergestellt.

Die ganze Regulirung der Beleuchtung auf der Bühne und im Zuschauerraum wird durch eine Einrichtung besorgt, welche der „Bühnenregulator“ heißt und durch die berühmte Berliner Firma Siemens & Halske zu einer Vervollkommnung gebracht worden ist, wie man sie sich noch vor zehn Jahren nicht hätte träumen lassen. Gleich hinter der ersten oder zweiten Kulisse ist ein eigenthümlicher Schrank angebracht, der Fächer enthält, aus welchen hölzerne kleine Hebel hervorragen. Diese Hebel lassen sich nach rechts oder links um eine Kleinigkeit drehen. Der Schrank trägt in der unteren Hälfte eine Platte, auf der wir wiederum eine Anzahl Metallhebel mit Elfenbeinknöpfen erblicken, welche sich ebenfalls um einen oder zwei Zoll nach rechts oder links verschieben lassen. Solcher Hebel sind im Ganzen vielleicht zwanzig vorhanden, und doch kann der am Bühnenregulator stehende Beleuchtungsinspektor damit mehr als tausend Glühlampen in einem Augenblicke vollständig beherrschen und jeden Augenblick deren Licht verändern.

Nehmen wir an, es sind im Zuschauerraume ungefähr dreihundert und auf der Bühne und deren Nebenräumen siebenhundert Glühlampen angebracht. In gewissen Augenblicken der Vorstellung muß der Zuschauerraum verdunkelt werden; eine Bewegung von zwei Zoll an einem der Metallhebel, und bis auf wenige Lampen verlöschen im Zuschauerraum die Glühlichter, so daß fast völlige Dunkelheit eintritt. Die Bewegung einer Fingerspitze genügt, um in demselben Augenblick den Zuschauerraum wieder im hellsten Lichte erstrahlen zu lassen. Natürlich sind

auch verschiedene Abtönungen der Beleuchtung im Zuschauerraume möglich.

Diese Regulirung aber ist an und für sich noch gar nichts gegen die großartige Regulirung der Bühnenbeleuchtung, welche geradezu als genial bezeichnet werden muß. Siemens & Halske haben für die neuesten Bühneneinrichtungen, wie z. B. in Berlin und Hamburg, das sogenannte Dreilampensystem angewandt, welches eine Erfindung des Maschinenmeisters Brandt vom Berliner Schauspielhause ist. Sämmtliche Glühlampen, die auf der Bühne angebracht sind, bestehen zu einem Drittel aus rothen, zu einem Drittel aus grünen und zu einem Drittel aus weißen Glühlampen, d. h. der Glasballon der Glühlampen, in welchem sich, luftdicht verschlossen, die verkohlte Bambusfaser befindet, welche, durch den elektrischen Strom zum Glühen gebracht, das herrliche Licht ergibt, ist bald aus rothem, bald aus grünem, bald aus weißem Glase hergestellt. Die siebenhundert Glühlampen sind in Kästen vertheilt, die mit Drahtgeflecht zum Schutze überspannt sind und die sich vorn, zur Rechten und Linken des Souffleurkastens als Prosceniumslampen, als Lampen hinter den Kulissen für die Seitenbeleuchtung, als Lampen endlich für die oberen Dekorationen der Bühne, in den sogenannten Soffiten, befinden. Außerdem sind solche Lampenkästen in verschiedenen Ecken der Bühne angebracht, um von da aus Lichteffekte hervorzubringen, und zwar befinden sich in jedem Kasten nebeneinander abwechselnd stets eine rothe, eine grüne und eine weiße Lampe in verschiedenen Reihen. Durch einfache Handhabung der kleinen Hebel

hat nun der Beleuchtungsinspektor es in der Gewalt, augenblicklich die Lampen in den Soffiten, in den Kulissen, im Proscenium, auf dem Schnürboden, hinter dem Prospekt, d. h. hinter dem gemalten Hintergrunde der Dekorationen, zum Aufleuchten und Erlöschen zu bringen. Er kann aber noch mehr; er kann mit einem einzigen Druck nur die rothen, die grünen oder die weißen Lampen glühen lassen, ebenso kann er gemischte Lichter herstellen und durch die blitzschnelle Regulirung der verschiedenen Lichtergruppen und Farben werden Effekte möglich, welche Alles übersteigen, was man sich jemals von Bühnenbeleuchtung denken konnte. Mühsam mußten früher, um diese Effekte herzustellen, farbige Glasscheiben vor die Gaslampen geschoben und wieder weggezogen werden, und so war es selbstverständlich, daß einestheils die Herstellung der Lichteffekte und der Wandel der Farbenabtönungen außerordentlich lange dauerte, daß man anderntheils aber niemals bei dem Zuschauer jene angenehme Täuschung hervorbringen konnte, die ihn glauben machte, nicht den Schein, sondern Wirklichkeit zu sehen. Der jetzige Beleuchtungsapparat ermöglicht dagegen Leistungen, die in dem Zuschauer den Schein der Wirklichkeit erwecken und ihn andachts- und weihevoll stimmen, selbst wenn er sich immer wieder vergegenwärtigt, im Theater zu sein.

Die Bühne liegt im Dunkel, und auch der Zuschauerraum ist dunkel. Es ist Nacht, und ein Sonnenaufgang soll dargestellt werden. Ein kleiner Hebeldruck, und auf dem bemalten Hintergrunde der Bühne entstehen um eine gemalte Bergspitze eigenthümliche Lichter, hervorgerufen

durch das Zusammenglühen von grünen und weißen Lichtern an bestimmter Stelle, welche auf das Täuschendste das Grauen des Morgens nachahmen. Ein kleiner Druck auf einen anderen Hebel, und die Bergspitze beginnt sich zu röthen, das grünweiße Licht verblaßt allmählig, mehr und mehr treten die rothen Glühlampen in Thätigkeit, mit einer Kunstfertigkeit, wie sie die Erfahrung und Uebung verleiht, läßt der Beleuchtungsinspektor die rothen Lampen in den Soffiten, in den rechten und linken Kulissen mit stets zunehmender Zahl in Thätigkeit treten, und der zauberhaft schöne Anblick eines Sonnenaufganges vollzieht sich vor uns mit einer Natürlichkeit, die man nicht für möglich halten sollte; das herrliche Uebergehen der Morgenröthe in stets hellere Farben, bis zuletzt glühendroth und von weißem Licht umfluthet die Sonne aufsteigt, läßt sich binnen wenigen Sekunden mit diesem Bühnenregulatorapparat herstellen, und ebenso künstlich ist auch ein Sonnenuntergang, ebenso schön eine Landschaft in vollem Sonnenschein, eine Landschaft, in welcher Gewitterwolken aufsteigen und sich entladen. Wunderlieblich anzusehen ist dagegen das sanfte Licht, welches durch ein Zusammenbrennen von rothen, weißen und wenigen grünen Lampen erzeugt wird und welches das Mondlicht mit seinem silbernen Schein so vollständig kopirt, daß man sich von dem Anblick kaum losreißen kann.

Effektbogenlampen, transportable Regulatoren-Anschlußvorrichtungen für Versatzbeleuchtungsstücke u. s. w. ermöglichen alle diese Effekte, und für die großen Bühnen, welche Ausstattungsstücke geben, scheint durch die Erfindung dieses

Beleuchtungsapparates eine neue Aera des Aufschwungs zu kommen.

Ueber den Soffiten befindet sich der sogenannte Schnürboden, welcher in neuerbauten Theatern oder in solchen, die umgebaut wurden, auch durchaus nach modernen Prinzipien eingerichtet ist. Auch diese Schnürböden, die früher außerordentlich feuergefährlich waren, weil sie aus ausgetrocknetem Holze bestanden, auf welchem zahllose mit Oel und Theer getränkte Seile sich befanden, die kreuz und quer über hölzerne Rollen liefen, sind jetzt mit jedem Ausschlusse von Holz, Hanf, kurzum aller brennbaren Materialien eingerichtet. Die Schnürböden sind aus feuerfestem Materiale hergestellt, haben Cementirung, wenigstens ringsherum laufende cementirte Gallerien, zu denen besondere eiserne Treppenleitern hinaufführen. Jedes Seil ist aus Draht, jede Rolle ist aus Eisen oder Messing hergestellt, selbst die dünnste Schnur, die man früher hier oben verwendete, wird jetzt durch einen Draht ersetzt, und da die elektrische Beleuchtung jede Feuersgefahr überhaupt ausschließt, so ist dieser Schnürboden jetzt mit einer der sichersten Aufenthaltsorte des Theaters.

Von dem Schnürboden aus lassen sich vortrefflich die neuen elektrischen Beleuchtungsanlagen betrachten. Wir sehen auch von hier aus unten in einer Ecke den einzigen Apparat, für den man im Theater das Gas noch nicht entbehren kann, den Blitzapparat. Die Vorrichtung ist eigentlich sehr einfach. Es brennt eine kleine Gasflamme, über welche durch die plötzliche Oeffnung eines Gasschlauches ein kräftiger Gasstrom geleitet wird, der sich

augenblicklich entzündet und in demselben Augenblicke wieder verlöscht, wo die Klappe des Schlauches geschlossen wird.

Oben auf dem Schnürboden befindet sich auch die Donnermaschine, welche so einfach als nur möglich ist. Man denke sich eine viereckige Kiste, aus welcher zwei gegenüberliegende Böden herausgeschlagen sind. Der eine dieser Böden bleibt offen, der andere wird mit einem Trommelfell überspannt; dann wird die so hergestellte Trommel mit der Oeffnung nach unten an vier Drähten freischwebend über dem Boden aufgehängt. Bei einiger Uebung können zwei Mann mit vier Paukenschlägeln auf dieser Trommel die wundervollsten Donnereffekte hervorbringen, das Dröhnen des gewöhnlichen Donners, das schwere Rollen des langsam ersterbenden Donners, das dumpfe Grollen des abziehenden Gewitters lassen sich ohne Weiteres nachahmen. Für Blitzschläge ist noch eine besondere „Einschlagmaschine" vorhanden, indem durch einen Hebeldruck ein Kasten mit Steinen innerhalb einer Holzverschalung umgestürzt wird, so daß die Steine durch eine Rinne krachend und rasselnd auf hohlgelagerte Aufschlagbretter fallen.

An diese Einschlagmaschine knüpft sich eine Theateranekdote, die wir bei dieser Gelegenheit den Lesern nicht vorenthalten wollen. Im Theater zu Edinburg wurde in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts ein Trauerspiel gegeben, in welchem Donner und Blitz eine große Rolle spielten. Der Inspizient des Theaters war mit der Donnermaschine nicht zufrieden, weil dieselbe nicht genügend kräftige Schläge lieferte. Er konstruirte daher eine neue

Donnermaschine, die zum Glück aber nicht auf dem Schnürboden, sondern hinter den Kulissen auf der Bühne selbst aufgestellt wurde. Diese Donnermaschine bestand aus einem Systeme von eisernen Kästen, von denen der oberste mit alten Geschützkugeln gefüllt wurde. Durch plötzliches Umdrehen dieses Kastens und Herausstürzen der Kugeln, welche von Kasten zu Kasten fielen, sollte ein außerordentlich deutliches Donnergrollen erzeugt werden. Der Apparat funktionirte bei den Proben ganz gut, bei der ersten Vorstellung aber brach er zusammen, die zum Theile dreißigpfündigen Kanonenkugeln rollten von den Kulissen her auf die Bühne und zwangen die Schauspieler und Schauspielerinnen mitten in dem ergreifendsten Moment zu einem unfreiwilligen Ballet, da Alles in die Höhe sprang, um nicht von den rollenden Kugeln verletzt zu werden. Die Kugeln rollten aber die schiefe Ebene der Bühne herunter, durchschlugen und zerbrachen die Prosceniumslampen, stürzten in das Orchester, wo die Musiker schreiend flohen, und richteten dort eine große Verwüstung unter den Pauken, Bässen und anderen zurückgelassenen Musikinstrumenten an. Das Trauerspiel, das an anderen Theatern sehr gut aufgenommen wurde, war damit für Edinburg völlig unmöglich geworden.

Wir finden auf den Schnürböden der neueren Theater außerdem noch Windmaschinen. Seidentaft wird an Fischbeinstäben vorbeigeführt, welche auf den Taft reiben und ein pfeifendes, zischendes Geräusch hervorbringen, wenn vermittelst einer Kurbel dieser Taft, der über eine Welle gespannt ist, recht rasch gedreht wird.

Auch die Regenmaschine ist ebenso einfach als interessant. Sie besteht aus einem großen runden Siebe, in welchem sich kleine Steine befinden. Auch diese Maschine kann mit einer Kurbel in Bewegung gesetzt werden, und je nachdem man rascher oder langsamer dreht, entsteht das Geräusch mehr oder minder heftigen Regens.

Alle diese zum Theile so komplizirten Maschinen- und Beleuchtungsanlagen dienen nicht nur dazu, den schönen Schein zu erzeugen und dem Zuschauer Vergnügen zu bereiten, sondern auch den Darstellern wie dem Publikum möglichste Sicherheit gegen Unglücksfälle, vor Allem Feuersgefahr zu gewähren, die in der That seit der Einrichtung elektrischer Beleuchtung in den großen Theatern eine so geringe geworden ist, daß sich Jedermann mit Ruhe dem Zauber hingeben kann, den diese Welt des schönen Scheins auf ihn ausübt.

Die Kuh des armen Mannes.

Ein Charakterbild aus der Thierwelt.

Von

L. Haschert.

(Nachdruck verboten.)

Zu denjenigen Thieren, die wir bereits in den ältesten Zeiten im gezähmten Zustande als Hausthier des Menschen finden, gehört die Ziege. Als unser halbwilder Vorfahr, noch nicht im Stande, Metalle zu bearbeiten, noch mit steinernen Aexten die Bäume fällte und mit Messern von gespaltenem Feuerstein die erbeuteten Thiere zerlegte, als er noch zum Schutze vor den anschwellenden Wasserfluthen und vor dem Ueberfall größerer Raubthiere seine armselige Heimath auf Pfahlbauten aufschlug, war die Ziege bereits sein Hausthier. Denn neben den Gebeinen des damaligen Menschen finden wir auch die Knochenüberreste dieses Thieres. Ja, es scheint sicher, daß die ältesten aus Asien nach Europa vordringenden Einwanderer außer dem Hunde auch schon die Ziege mit sich führten, deren großen Nutzen sie bereits in ihrer früheren asiatischen Heimath kennen gelernt hatten.

Jedenfalls stammt unsere Hausziege von einer wilden

Stammart ab, die wahrscheinlich auf dem Kaukasus oder dem Himalayagebirge zu Hause war und sich von dort allmählig über Asien und die übrige alte Welt verbreitete. Die Färbung der Ziege im wilden Naturzustande ist bräunlich erdfarben, nur an den Beinen nach unten zu etwas heller; längs des Rückens aber trägt sie einen langen schwarzen Streifen, der vom Halse bis zum Schwanze reicht. Mit der Zähmung hat sich auch diese Färbung geändert, und wir treffen heute die Ziegen fast ebenso verschieden gefärbt an wie die Kühe und Pferde.

Betrachten wir unsere Hausziege näher, so erweist sie sich als ein mittelgroßer Wiederkäuer, den wir auf den ersten Blick an der Organisation seines Gebisses als solchen erkennen. Die Eckzähne fehlen ihr ganz, die Schneidezähne des Unterkiefers sind verhältnißmäßig breit und schaufelartig und an Stelle der im Oberkiefer fehlenden Schneidezähne erblicken wir eine gebogene, ziemlich harte, vorstehende Leiste, an welche das Thier die Gräser und Kräuter, die es verzehren will, mit den unteren Zähnen fest andrückt und dann abreißt. In seinem Innern hat es natürlich, wie alle Wiederkäuer, den aus vier Abtheilungen zusammengesetzten Magen, in welchem die aufgenommenen Speisen allmählig verdaut werden. Der kräftige Leib der Ziege ruht auf mäßig hohen Beinen, wie der ziemlich breitstirnige Kopf auf einem gedrungenen Halse. Die aufgerichteten, schmal zugespitzten Ohren sind ungemein beweglich, und die hübschen großen Augen ausdrucksvoll und lebhaft, aber ohne die geringste Spur von Thränengruben, wie wir sie bei den Antilopen z. B.

so deutlich bemerken. Dagegen tragen beide Geschlechter am Kinn einen langen Bart und über der Stirne ein paar kräftige vierkantig abgerundete Hörner; doch sind Weibchen ohne Hörner auch gerade keine Seltenheit. Das Kleid der Ziege ist nicht einfach wie bei dem Schafe, sondern die kürzere, feine Wolle, welche zunächst ihr Fell bekleidet, ist mit längeren Grannenhaaren überdeckt, die bisweilen eine ganz ansehnliche Länge erreichen. An ihrem Euter, worin sich ihre fette Milch absondert, haben sie nur zwei Strichel, nicht vier, wie die Kuh.

Wie schon oben angedeutet wurde, ist unsere Ziege ursprünglich ein Gebirgsthier, und wie viele Jahrtausende auch darüber verflossen sein mögen, seitdem sie sich an den Menschen angeschlossen, der alte Instinkt zu klettern und draußen in der frischen, freien Natur ihre Lieblingskräuter sich selbst zu suchen, hat sie bis auf diesen Tag nicht verlassen. Und beobachten wir sie in der Umgebung, für die sie von der Natur geschaffen wurde, so erscheint sie uns auch als ein ganz anderes Thier, als bei uns daheim, wo die Aermste jahraus jahrein den Stall kaum verläßt. Sie bleibt deshalb in ihrer Entwickelung zurück, wird lange nicht so schön, so groß und kräftig, als die mehr in freier Natur sich aufhaltende. Auch ist ihr Milchertrag bei Weitem nicht so ergiebig, und die Milch weniger wohlschmeckend, als dies bei freier Auswahl ihrer Lieblingspflanzen der Fall ist.

Beobachtet man die Ziege einige Zeit hindurch im Gebirge, ihrer eigentlichen Heimath, so kommt es Einem vor, als ob sie keinen höheren Gegenstand neben sich leiden

könnte; denn zeigt sich irgend ein Felsen, der über sie emporragt, so sucht sie ihn auch zu erklimmen, und wenn er noch so steil und unzugänglich wäre. Man muß über die Waghalsigkeit und Geschicklichkeit staunen, mit welcher sie an den steilen Steinwänden aufwärts klettert. Jeder kleine Vorsprung, jede noch so schmale Kante wird benutzt, den Fuß darauf zu setzen, bis es ihr gelingt, die Höhe zu erreichen. Allein hier begegnet ihr doch manchmal das Unglück, daß sie nicht mehr herab kann. „Sie hat sich verstanden," sagt der Schweizer, und sie weiß in der That dann keinen Rath, sich aus ihrer kritischen Lage zu befreien. In solche Verlegenheit kann freilich weder Gemse noch Steinbock gerathen. Diese suchen sich durch einen gewagten Sprung zu retten. Allein diese Tollkühnheit fehlt unserer Ziege; sie bleibt lieber auf ihrer Felsenplatte stehen und jammert und meckert, bis sie endlich, vom Geißbuben vermißt, aufgesucht und gerettet wird. Es geschieht zuweilen, daß ein so verstiegenes Thier zwei bis drei Tage ohne jede Nahrung zwischen Leben und Tod schwebt; ihre Angst ist dann grenzenlos, und der wettergebräunte, mit nur wenigen Lumpen bedeckte Geißbub hat dann seine ganze Kraft und Gewandtheit aufzubieten, sie zu erlösen und der Heerde wieder zuzuführen. Wie groß ist dann die Freude der Ziege, sich wieder bei den Kameraden zu sehen! Vielleicht denkt sie dann auch: „Das thue ich in meinem Leben nicht wieder!" aber am nächsten Tage schon beginnt das Klettern auf's Neue.

Werfen wir einen Blick auf die Sinne der Ziege, so zeigen sich Gehör und Geruch am meisten entwickelt. Ihr

Gehör besitzt eine ungemeine Schärfe, so daß sie auch ein leises Geräusch schon aus bedeutender Entfernung bemerkt; der feine Geruch dient ihr vortrefflich zur Unterscheidung der verschiedenen sich ihr darbietenden Genüsse. Daher wird man selten einmal hören, daß sich eine Ziege auf der Weide vergiftet habe, obgleich sie doch eigentlich recht naschhaft ist und überall herum leckert und kostet. Dies verräth uns zugleich, daß auch ihr Geschmack nicht schlecht sein mag. Sie ist im Gegentheil bei ihrer Kost sehr wählerisch, und was ihr nicht recht gut schmeckt, das läßt sie stehen, oder sie wirft es wieder weg und tritt es unter die Füße. Was aber einmal dort liegt, hebt sie nie wieder auf. Dies zeigt sich meist bei unserer Stallfütterung, wobei diesem Thiere oft eine Menge sonst gutes Futter vorgelegt wird, an dem es keinen Geschmack findet. Es zieht immer ein mageres, wildes Futter mit grünen Knospen und Zweigen dem fetten Wiesengrase vor. Wird dies nicht berücksichtigt, so ist die Folge davon eine ungeheure Futtervergeudung, wodurch die Ziege theuer zu stehen kommt. Auf große Güter paßt sie eben auch nicht, und man hat mit vollem Recht die Ziege als die „Kuh des armen Mannes“ bezeichnet. In gebirgigen Gegenden, wo das Vieh der Reichen keine Weiden findet, sehen wir daher auch fast neben jeder Hütte einen Ziegenstall. Ziegenmilch und Ziegenkäse sind dort das ganze Jahr hindurch neben trockenem Brod beinahe die einzigen Nahrungsmittel des Armen.

Das Gesicht der Ziege ist bei Weitem nicht so entwickelt, als die übrigen Sinne, obgleich es auch nicht eben

schwach genannt werden kann. Aber ihr Auge gewährt einen Anblick wie selten ein anderes. Es läßt sofort die Klugheit erkennen, die sie z. B. so sehr vor den Schafen auszeichnet. Doch zeigt es auch einen Zug von Neugierde und Schalkhaftigkeit, eine gewisse Gutmüthigkeit und Anhänglichkeit an den Menschen. Alle diese Eigenschaften, die wir im Ausdruck ihres Auges angedeutet finden, bethätigt die Ziege auch im vollsten Maße durch ihre ganze Lebensweise.

Kaum geboren und eben halbwegs fest auf den Füßen, bekundet sie schon ihre unwiderstehliche Neigung zum Necken und zu Schabernack. Wo sie einen Hund, eine Katze oder auch ein Kind erblickt, tritt sie sofort in Kampfstellung, wendet den kleinen Kopf nach der Seite, dann neigt sie ihn höchst possirlich und ungeschickt nach abwärts, nimmt ihren Anlauf und versucht zu stoßen, obwohl sie noch keine Hörner hat. Aber sie stößt nicht ernstlich zu und berührt kaum; sie belustigt sich nur mit Necken und Scheinkämpfen. Neckt man sie wieder auf dieselbe Weise, wie wir dies bisweilen bei kleinen Buben sehen, wenn sie den Böcken nachahmen, so geht sie ungemein gern auf das Spiel ein und setzt es eine Weile fort.

„Aber schon nach wenigen Wochen," sagt Lenz, „hat das Hippelchen große Lust, außer den vielen merkwürdigen Sprüngen auch halsbrechende Unternehmungen zu wagen. Immer führt sie der Trieb bergauf. Auf Holz- und Steinhaufen, auf Mauern, auf Felsen klettern, Treppen hinaufsteigen, das ist ihr Hauptvergnügen." Ich habe einst eine Ziege beobachtet, die aus lauter Uebermuth das

Dach ihres Stalles erklettert hatte; da aber das daranstoßende Wohnhaus eine schöne Gelegenheit bot, noch höher zu gelangen, so wagte sie einen Sprung und erreichte glücklich das Strohdach desselben. Wohlgemuth ging es nun vorwärts immer weiter hinauf. Endlich war sie bis zu den Firsten vorgedrungen und schaute sich ein Weilchen gar selbstgefällig um. Bald war aber guter Rath theuer. Weiter hinauf konnte sie nicht, da sie ja die höchste Spitze erreicht hatte, und wieder hinunterzusteigen getraute sie sich nicht. Wie leicht hätte sie auch ausgleiten und kopfüber kopfunter hinabrollen können! Sie erkannte sicher das Gefährliche ihrer Lage und fing kläglich an zu meckern, bis sie von einem Buben mittelst einer auf das Dach gelegten Leiter herabgeholt wurde.

Die Lust zum Klettern ist zweifellos ein der Ziege angeborener Trieb, gleichwie ihre Neigung zum Stoßen und zum Naschen. Dabei bemerken wir oft in ihrer Handlungsweise eine Ueberlegung, die auf viel Verstand hinweist. Ich erinnere nur an einen Fall, der einst in der Festung Plymouth großes Aufsehen erregte. Dort hatten zwei Ziegen in einiger Entfernung von einander die äußere Umfassungsmauer erstiegen und weideten da oben behaglich die dürftigen Grasspitzen ab, deren Wurzeln sich in die Steinritzen eingezwängt hatten. Obgleich die Thiere von Zeit zu Zeit still standen und sich von ihrem erhöhten, luftigen Standpunkte aus neugierig umschauten, rückten sie doch immer näher auf einander zu, bis sie sich endlich auf einer schmalen Felsenerhöhung von Angesicht zu Angesicht gegenüberstanden. Ihre Lage war kritisch; denn der Pfad

war zu schmal, als daß sie hätten aneinander vorbeikommen oder umdrehen können. Was sollten sie thun? Viele Zuschauer hatten sich unten in der Nähe des Walles eingefunden und waren gespannt auf den Ausgang dieser merkwürdigen Scene; Niemand aber wußte ein Mittel anzugeben, wie diesen Thieren zu helfen sein möchte. Nach Verlauf einiger Zeit sah man die eine der beiden Ziegen mit äußerster Vorsicht niederknien, sich dann auf den Bauch legen und sich, so gut sie konnte, an den Felsen platt andrücken. Kaum war dies geschehen, als die andere mit größter Geschicklichkeit über jene hinwegsprang. Beide waren gerettet und setzten ihren Weg wohlgemuth weiter fort.

Kein Mensch hätte in ähnlicher Lage sich besser zu rathen vermocht. Welches Aufsehen erregte es damals, als der in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts berühmte Seiltänzer Kolter bei einem Aufstieg in Amsterdam einen englischen Rivalen, der ihm auf dem Seile entgegenkam, sich niederbücken hieß, mit einem salto mortale über denselben hinwegsprang und glücklich das hohe Thurmfenster erreichte! Hier sehen wir das nämliche Kunststück von unserer Hausziege ausführen! Was brauchen wir uns da zu wundern, wenn Schaubudenbesitzer besonders auf Messen und Jahrmärkten auch zu allerlei Kunststücken abgerichtete Ziegen besitzen?

Es ist zweifellos, daß die Beanlagung der Ziege eine ganz vortreffliche ist, und daß sie es verdiente, in jeder Hinsicht unserem braven Hunde an die Seite gestellt zu werden, wenn sie nicht gar so schrecklich wetterwendisch, launenhaft, „kapriziös" wäre. Dieses Fremdwort bedeutet

Donnermaschine, die zum Glück aber nicht auf dem Schnürboden, sondern hinter den Kulissen auf der Bühne selbst aufgestellt wurde. Diese Donnermaschine bestand aus einem Systeme von eisernen Kästen, von denen der oberste mit alten Geschützkugeln gefüllt wurde. Durch plötzliches Umdrehen dieses Kastens und Herausstürzen der Kugeln, welche von Kasten zu Kasten fielen, sollte ein außerordentlich deutliches Donnergrollen erzeugt werden. Der Apparat funktionirte bei den Proben ganz gut, bei der ersten Vorstellung aber brach er zusammen, die zum Theile dreißigpfündigen Kanonenkugeln rollten von den Kulissen her auf die Bühne und zwangen die Schauspieler und Schauspielerinnen mitten in dem ergreifendsten Moment zu einem unfreiwilligen Ballet, da Alles in die Höhe sprang, um nicht von den rollenden Kugeln verletzt zu werden. Die Kugeln rollten aber die schiefe Ebene der Bühne herunter, durchschlugen und zerbrachen die Prosceniumslampen, stürzten in das Orchester, wo die Musiker schreiend flohen, und richteten dort eine große Verwüstung unter den Pauken, Bässen und anderen zurückgelassenen Musikinstrumenten an. Das Trauerspiel, das an anderen Theatern sehr gut aufgenommen wurde, war damit für Edinburg völlig unmöglich geworden.

Wir finden auf den Schnürböden der neueren Theater außerdem noch Windmaschinen. Seidentaft wird an Fischbeinstäben vorbeigeführt, welche auf den Taft reiben und ein pfeifendes, zischendes Geräusch hervorbringen, wenn vermittelst einer Kurbel dieser Taft, der über eine Welle gespannt ist, recht rasch gedreht wird.

Auch die Regenmaschine ist ebenso einfach als interessant. Sie besteht aus einem großen runden Siebe, in welchem sich kleine Steine befinden. Auch diese Maschine kann mit einer Kurbel in Bewegung gesetzt werden, und je nachdem man rascher oder langsamer dreht, entsteht das Geräusch mehr oder minder heftigen Regens.

Alle diese zum Theile so komplizirten Maschinen- und Beleuchtungsanlagen dienen nicht nur dazu, den schönen Schein zu erzeugen und dem Zuschauer Vergnügen zu bereiten, sondern auch den Darstellern wie dem Publikum möglichste Sicherheit gegen Unglücksfälle, vor Allem Feuersgefahr zu gewähren, die in der That seit der Einrichtung elektrischer Beleuchtung in den großen Theatern eine so geringe geworden ist, daß sich Jedermann mit Ruhe dem Zauber hingeben kann, den diese Welt des schönen Scheins auf ihn ausübt.

Die Kuh des armen Mannes.

Ein Charakterbild aus der Thierwelt.

Von

L. Haschert.

(Nachdruck verboten.)

Zu denjenigen Thieren, die wir bereits in den ältesten Zeiten im gezähmten Zustande als Hausthier des Menschen finden, gehört die Ziege. Als unser halbwilder Vorfahr, noch nicht im Stande, Metalle zu bearbeiten, noch mit steinernen Aexten die Bäume fällte und mit Messern von gespaltenem Feuerstein die erbeuteten Thiere zerlegte, als er noch zum Schutze vor den anschwellenden Wasserfluthen und vor dem Ueberfall größerer Raubthiere seine armselige Heimath auf Pfahlbauten aufschlug, war die Ziege bereits sein Hausthier. Denn neben den Gebeinen des damaligen Menschen finden wir auch die Knochenüberreste dieses Thieres. Ja, es scheint sicher, daß die ältesten aus Asien nach Europa vordringenden Einwanderer außer dem Hunde auch schon die Ziege mit sich führten, deren großen Nutzen sie bereits in ihrer früheren asiatischen Heimath kennen gelernt hatten.

Jedenfalls stammt unsere Hausziege von einer wilden

Stammart ab, die wahrscheinlich auf dem Kaukasus oder dem Himalayagebirge zu Hause war und sich von dort allmählig über Asien und die übrige alte Welt verbreitete. Die Färbung der Ziege im wilden Naturzustande ist bräunlich erdfarben, nur an den Beinen nach unten zu etwas heller; längs des Rückens aber trägt sie einen langen schwarzen Streifen, der vom Halse bis zum Schwanze reicht. Mit der Zähmung hat sich auch diese Färbung geändert, und wir treffen heute die Ziegen fast ebenso verschieden gefärbt an wie die Kühe und Pferde.

Betrachten wir unsere Hausziege näher, so erweist sie sich als ein mittelgroßer Wiederkäuer, den wir auf den ersten Blick an der Organisation seines Gebisses als solchen erkennen. Die Eckzähne fehlen ihr ganz, die Schneidezähne des Unterkiefers sind verhältnißmäßig breit und schaufelartig und an Stelle der im Oberkiefer fehlenden Schneidezähne erblicken wir eine gebogene, ziemlich harte, vorstehende Leiste, an welche das Thier die Gräser und Kräuter, die es verzehren will, mit den unteren Zähnen fest andrückt und dann abreißt. In seinem Innern hat es natürlich, wie alle Wiederkäuer, den aus vier Abtheilungen zusammengesetzten Magen, in welchem die aufgenommenen Speisen allmählig verdaut werden. Der kräftige Leib der Ziege ruht auf mäßig hohen Beinen, wie der ziemlich breitstirnige Kopf auf einem gedrungenen Halse. Die aufgerichteten, schmal zugespitzten Ohren sind ungemein beweglich, und die hübschen großen Augen ausdrucksvoll und lebhaft, aber ohne die geringste Spur von Thränengruben, wie wir sie bei den Antilopen z. B.

so deutlich bemerken. Dagegen tragen beide Geschlechter am Kinn einen langen Bart und über der Stirne ein paar kräftige vierkantig abgerundete Hörner; doch sind Weibchen ohne Hörner auch gerade keine Seltenheit. Das Kleid der Ziege ist nicht einfach wie bei dem Schafe, sondern die kürzere, feine Wolle, welche zunächst ihr Fell bekleidet, ist mit längeren Grannenhaaren überdeckt, die bisweilen eine ganz ansehnliche Länge erreichen. An ihrem Euter, worin sich ihre fette Milch absondert, haben sie nur zwei Strichel, nicht vier, wie die Kuh.

Wie schon oben angedeutet wurde, ist unsere Ziege ursprünglich ein Gebirgsthier, und wie viele Jahrtausende auch darüber verflossen sein mögen, seitdem sie sich an den Menschen angeschlossen, der alte Instinkt zu klettern und draußen in der frischen, freien Natur ihre Lieblingskräuter sich selbst zu suchen, hat sie bis auf diesen Tag nicht verlassen. Und beobachten wir sie in der Umgebung, für die sie von der Natur geschaffen wurde, so erscheint sie uns auch als ein ganz anderes Thier, als bei uns daheim, wo die Aermste jahraus jahrein den Stall kaum verläßt. Sie bleibt deshalb in ihrer Entwickelung zurück, wird lange nicht so schön, so groß und kräftig, als die mehr in freier Natur sich aufhaltende. Auch ist ihr Milchertrag bei Weitem nicht so ergiebig, und die Milch weniger wohlschmeckend, als dies bei freier Auswahl ihrer Lieblingspflanzen der Fall ist.

Beobachtet man die Ziege einige Zeit hindurch im Gebirge, ihrer eigentlichen Heimath, so kommt es Einem vor, als ob sie keinen höheren Gegenstand neben sich leiden

könnte; denn zeigt sich irgend ein Felsen, der über sie emporragt, so sucht sie ihn auch zu erklimmen, und wenn er noch so steil und unzugänglich wäre. Man muß über die Waghalsigkeit und Geschicklichkeit staunen, mit welcher sie an den steilen Steinwänden aufwärts klettert. Jeder kleine Vorsprung, jede noch so schmale Kante wird benutzt, den Fuß darauf zu setzen, bis es ihr gelingt, die Höhe zu erreichen. Allein hier begegnet ihr doch manchmal das Unglück, daß sie nicht mehr herab kann. „Sie hat sich verstanden," sagt der Schweizer, und sie weiß in der That dann keinen Rath, sich aus ihrer kritischen Lage zu befreien. In solche Verlegenheit kann freilich weder Gemse noch Steinbock gerathen. Diese suchen sich durch einen gewagten Sprung zu retten. Allein diese Tollkühnheit fehlt unserer Ziege; sie bleibt lieber auf ihrer Felsenplatte stehen und jammert und meckert, bis sie endlich, vom Geißbuben vermißt, aufgesucht und gerettet wird. Es geschieht zuweilen, daß ein so verstiegenes Thier zwei bis drei Tage ohne jede Nahrung zwischen Leben und Tod schwebt; ihre Angst ist dann grenzenlos, und der wettergebräunte, mit nur wenigen Lumpen bedeckte Geißbub hat dann seine ganze Kraft und Gewandtheit aufzubieten, sie zu erlösen und der Heerde wieder zuzuführen. Wie groß ist dann die Freude der Ziege, sich wieder bei den Kameraden zu sehen! Vielleicht denkt sie dann auch: „Das thue ich in meinem Leben nicht wieder!" aber am nächsten Tage schon beginnt das Klettern auf's Neue.

Werfen wir einen Blick auf die Sinne der Ziege, so zeigen sich Gehör und Geruch am meisten entwickelt. Ihr

Gehör besitzt eine ungemeine Schärfe, so daß sie auch ein leises Geräusch schon aus bedeutender Entfernung bemerkt; der feine Geruch dient ihr vortrefflich zur Unterscheidung der verschiedenen sich ihr darbietenden Genüsse. Daher wird man selten einmal hören, daß sich eine Ziege auf der Weide vergiftet habe, obgleich sie doch eigentlich recht naschhaft ist und überall herum leckert und kostet. Dies verräth uns zugleich, daß auch ihr Geschmack nicht schlecht sein mag. Sie ist im Gegentheil bei ihrer Kost sehr wählerisch, und was ihr nicht recht gut schmeckt, das läßt sie stehen, oder sie wirft es wieder weg und tritt es unter die Füße. Was aber einmal dort liegt, hebt sie nie wieder auf. Dies zeigt sich meist bei unserer Stallfütterung, wobei diesem Thiere oft eine Menge sonst gutes Futter vorgelegt wird, an dem es keinen Geschmack findet. Es zieht immer ein mageres, wildes Futter mit grünen Knospen und Zweigen dem fetten Wiesengrase vor. Wird dies nicht berücksichtigt, so ist die Folge davon eine ungeheure Futtervergeudung, wodurch die Ziege theuer zu stehen kommt. Auf große Güter paßt sie eben auch nicht, und man hat mit vollem Recht die Ziege als die „Kuh des armen Mannes“ bezeichnet. In gebirgigen Gegenden, wo das Vieh der Reichen keine Weiden findet, sehen wir daher auch fast neben jeder Hütte einen Ziegenstall. Ziegenmilch und Ziegenkäse sind dort das ganze Jahr hindurch neben trockenem Brod beinahe die einzigen Nahrungsmittel des Armen.

Das Gesicht der Ziege ist bei Weitem nicht so entwickelt, als die übrigen Sinne, obgleich es auch nicht eben

schwach genannt werden kann. Aber ihr Auge gewährt einen Anblick wie selten ein anderes. Es läßt sofort die Klugheit erkennen, die sie z. B. so sehr vor den Schafen auszeichnet. Doch zeigt es auch einen Zug von Neugierde und Schalkhaftigkeit, eine gewisse Gutmüthigkeit und Anhänglichkeit an den Menschen. Alle diese Eigenschaften, die wir im Ausdruck ihres Auges angedeutet finden, bethätigt die Ziege auch im vollsten Maße durch ihre ganze Lebensweise.

Kaum geboren und eben halbwegs fest auf den Füßen, bekundet sie schon ihre unwiderstehliche Neigung zum Necken und zu Schabernack. Wo sie einen Hund, eine Katze oder auch ein Kind erblickt, tritt sie sofort in Kampfstellung, wendet den kleinen Kopf nach der Seite, dann neigt sie ihn höchst possirlich und ungeschickt nach abwärts, nimmt ihren Anlauf und versucht zu stoßen, obwohl sie noch keine Hörner hat. Aber sie stößt nicht ernstlich zu und berührt kaum; sie belustigt sich nur mit Necken und Scheinkämpfen. Neckt man sie wieder auf dieselbe Weise, wie wir dies bisweilen bei kleinen Buben sehen, wenn sie den Böcken nachahmen, so geht sie ungemein gern auf das Spiel ein und setzt es eine Weile fort.

„Aber schon nach wenigen Wochen," sagt Lenz, „hat das Hippelchen große Lust, außer den vielen merkwürdigen Sprüngen auch halsbrechende Unternehmungen zu wagen. Immer führt sie der Trieb bergauf. Auf Holz- und Steinhaufen, auf Mauern, auf Felsen klettern, Treppen hinaufsteigen, das ist ihr Hauptvergnügen." Ich habe einst eine Ziege beobachtet, die aus lauter Uebermuth das

Dach ihres Stalles erklettert hatte; da aber das daranstoßende Wohnhaus eine schöne Gelegenheit bot, noch höher zu gelangen, so wagte sie einen Sprung und erreichte glücklich das Strohdach desselben. Wohlgemuth ging es nun vorwärts immer weiter hinauf. Endlich war sie bis zu den Firsten vorgedrungen und schaute sich ein Weilchen gar selbstgefällig um. Bald war aber guter Rath theuer. Weiter hinauf konnte sie nicht, da sie ja die höchste Spitze erreicht hatte, und wieder hinunterzusteigen getraute sie sich nicht. Wie leicht hätte sie auch ausgleiten und kopfüber kopfunter hinabrollen können! Sie erkannte sicher das Gefährliche ihrer Lage und fing kläglich an zu meckern, bis sie von einem Buben mittelst einer auf das Dach gelegten Leiter herabgeholt wurde.

Die Lust zum Klettern ist zweifellos ein der Ziege angeborener Trieb, gleichwie ihre Neigung zum Stoßen und zum Naschen. Dabei bemerken wir oft in ihrer Handlungsweise eine Ueberlegung, die auf viel Verstand hinweist. Ich erinnere nur an einen Fall, der einst in der Festung Plymouth großes Aufsehen erregte. Dort hatten zwei Ziegen in einiger Entfernung von einander die äußere Umfassungsmauer erstiegen und weideten da oben behaglich die dürftigen Grasspitzen ab, deren Wurzeln sich in die Steinritzen eingezwängt hatten. Obgleich die Thiere von Zeit zu Zeit still standen und sich von ihrem erhöhten, luftigen Standpunkte aus neugierig umschauten, rückten sie doch immer näher auf einander zu, bis sie sich endlich auf einer schmalen Felsenerhöhung von Angesicht zu Angesicht gegenüberstanden. Ihre Lage war kritisch; denn der Pfad

war zu schmal, als daß sie hätten aneinander vorbeikommen oder umdrehen können. Was sollten sie thun? Viele Zuschauer hatten sich unten in der Nähe des Walles eingefunden und waren gespannt auf den Ausgang dieser merkwürdigen Scene; Niemand aber wußte ein Mittel anzugeben, wie diesen Thieren zu helfen sein möchte. Nach Verlauf einiger Zeit sah man die eine der beiden Ziegen mit äußerster Vorsicht niederknien, sich dann auf den Bauch legen und sich, so gut sie konnte, an den Felsen platt andrücken. Kaum war dies geschehen, als die andere mit größter Geschicklichkeit über jene hinwegsprang. Beide waren gerettet und setzten ihren Weg wohlgemuth weiter fort.

Kein Mensch hätte in ähnlicher Lage sich besser zu rathen vermocht. Welches Aufsehen erregte es damals, als der in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts berühmte Seiltänzer Kolter bei einem Aufstieg in Amsterdam einen englischen Rivalen, der ihm auf dem Seile entgegenkam, sich niederbücken hieß, mit einem salto mortale über denselben hinwegsprang und glücklich das hohe Thurmfenster erreichte! Hier sehen wir das nämliche Kunststück von unserer Hausziege ausführen! Was brauchen wir uns da zu wundern, wenn Schaubudenbesitzer besonders auf Messen und Jahrmärkten auch zu allerlei Kunststücken abgerichtete Ziegen besitzen?

Es ist zweifellos, daß die Beanlagung der Ziege eine ganz vortreffliche ist, und daß sie es verdiente, in jeder Hinsicht unserem braven Hunde an die Seite gestellt zu werden, wenn sie nicht gar so schrecklich wetterwendisch, launenhaft, „kapriziös" wäre. Dieses Fremdwort bedeutet

bekanntlich: störrisch, eigensinnig, und kommt von dem lateinischen Worte caper, der Ziegenbock. Bei all' ihrer Klugheit und großen Gutmüthigkeit kann man sich auch nie auf sie so recht verlassen; scheint sie doch immer eine andere zu sein. So ist sie eigentlich gar nicht furchtsam und versteht es recht gut, sich zu vertheidigen; hat sie aber keine Lust, so flieht sie vor Jedem und Allem. Einmal hat eine Ziege sogar einen Löwen angegriffen und besiegt, wenn es auch nur ein zahmer war.

Direktor Brue erzählt nämlich, daß er eben seinen großen, zahmen, vierjährigen Löwen bei sich hatte, als man eine kleine Heerde gekaufter Ziegen zu ihm brachte. Der Anblick ihres furchtbarsten Feindes versetzte sie in einen solchen Schrecken, daß sie sofort umkehrten und eiligst davonliefen. Nur eine einzige bewahrte ihren Gleichmuth und blieb stehen. Mit stieren Blicken schaute sie den Löwen an und stampfte dann einigemal in drohender, herausfordernder Weise mit dem Fuße auf den Boden; dann trat sie, einen Anlauf nehmend, einige Schritte zurück und rannte mit ihren Hörnern so heftig gegen den Schädel ihres gewaltigen Feindes, daß dieser von dem Stoß wie betäubt war. Rasch wiederholte sie diesen Stoß noch mehrmals, ehe sich der Löwe nur besinnen konnte, und dieser wurde durch diese Keckheit, die ihm bis dahin völlig fremd geblieben war, so eingeschüchtert, daß er sich hinter seinem Herrn verbarg. — So dreist und unerschrocken sich diesmal auch unsere Ziege einem so furchtbaren Feinde gegenüber zeigte, so war sie vielleicht schon eine Stunde später im Stande, vor dem kleinsten Hunde das

Hasenpanier zu ergreifen, dem es gerade einfiel, sie anzubellen.

Eine wahre Heldenthat erzählt uns L. Pontoppidan von einem Ziegenbock. Dieser merkte in der Nacht die Annäherung eines Feindes, der unter dem Fußboden des Stalles herumwühlte. Es war ein Luchs, der diesen Weg gewählt hatte, den armen Burschen im Schlafe zu überfallen und ihm das Blut abzuzapfen. Die Ziegen haben aber einen sehr unruhigen Schlaf, und unser Bock stand mitten im Stall, den Eindringling erwartend. Sowie nun der Luchs seinen Kopf durch die frische Oeffnung im Boden hindurchstreckte, stieß der Bock mit seinen Hörnern so gewaltig darauf los, daß der Luchs in dem selbstgegrabenen Loche starb. Am frühen Morgen fand man den Ziegenbock noch, den Luchs mit den Hörnern an die Erde andrückend, wie festgenagelt dastehen.

Uebrigens stößt die Ziege selten, um damit weh zu thun, sondern fast immer nur aus Uebermuth und Lust zum Necken und Schäkern. Selbst der kräftigere Bock macht hier keine Ausnahme, nur ist er weniger zart und auf ein paar blaue Flecken kommt es ihm durchaus nicht an. Ohne gerade streit- und händelsüchtig zu sein, ist er stets zum munteren Zweikampf bereit. Ein Engländer fand einst Gelegenheit, darüber eine Erfahrung zu machen, deren er bis an sein Ende eingedenk blieb. Derselbe hatte sich nämlich auf der Grimsel in der Schweiz unweit des Wirthshauses mit einem Buche in der Hand niedergesetzt und war über dem Buche eingenickt. Das bemerkt ein in der Nähe umherstreifender Ziegenbock,

nähert sich neugierig, hält die nickende Kopfbewegung für eine Herausforderung, stellt sich dem Schlafenden gegenüber, nimmt eine Fechterstellung an, mißt die Entfernung und rennt mit gewaltigem Hörnerstoß den unglücklichen Sohn des freien Englands an, daß er sofort am Boden liegt und die Füße hoch in die Luft streckt. Der siegreiche Bock, heftig erschrocken über die Widerstandslosigkeit eines Britenschädels, nahm sofort Reißaus.

Weit weniger grob und rücksichtslos ist freilich die Ziege bei ihren Neckereien; ihre ganze Art und Weise zu kämpfen geht nur auf einen Scheinkampf hinaus. Allein so sehr auch ihre Neigung zum Tändeln und Necken sich offenbart, so darf man sich nicht etwa der Meinung hingeben, als ob sie ein bescheidenes Thier sei. Gerade diese Zierde ist ihr ganz fremd. Ueberall spielt sie gern die erste Geige und liebt es, anderen Thiere ihre geistige Ueberlegenheit und höhere Stellung merken zu lassen. Sind einer Schafheerde mehrere Ziegen beigegeben, so fällt es diesen nicht im Mindesten ein, unter den Schafen einherzugehen oder auch nur ihnen zu folgen; nein, sie stellen sich am liebsten an die Spitze der Heerde und führen sie, oder sie marschiren an der Seite hin, hier und da ein Kräutlein aufnehmend oder eine Anhöhe erkletternd, um sich von da aus umzuschauen. Folgen ihr aber einige Schafe auch dahin, und es zeigt sich der Hund, die Ordnung wieder herzustellen, so thut sie gewiß, als hätte dieser ihr nichts zu sagen, oder sie zeigt ihm die Hörner, wenn er ja einmal mit ihr keine Ausnahme machen will.

Neben dem Uebermuth erblicken wir die Neugierde als

eine der hervorragendsten Eigenschaften unserer Hausziege. Wo sich etwas regt, muß sie auch nachsehen, was geschieht. Liegt sie im Stalle und hört ein Geräusch vor demselben, wendet sie sofort den Kopf oder schreitet zur Thür und schaut über diese hinweg, damit ihr ja nichts entgehe. Nascht sie auf dem Hofe herum, während ein Familienmitglied über denselben weg nach dem Dorfe geht, so bleibt sie nur selten ruhig bei ihrer Beschäftigung; in den meisten Fällen wird sie dem Fortgehenden bis zur Hofthür nachgehen, um zu erfahren, was er vornehmen mag.

Doktor Zimmermann erzählt im „Zoologischen Garten" (1885 S. 125) folgende auf die Ziege bezügliche Thatsache: In einem geräumigen Stalle, in dem zwei Ziegen angebunden waren, befanden sich zu gleicher Zeit zwei männliche Kaninchen, von denen das jüngere fast unaufhörlich von dem älteren verfolgt und gebissen wurde. Eines Tages flüchtete sich nun das von dem älteren gehetzte Kaninchen in seiner Angst in die Ecke des Stalles, wo die eine der Ziegen, die vielleicht lange schon mit Mißmuth diesem Kampfe zugeschaut haben mochte, ihren Platz hatte, und blieb hinter derselben sitzen. Als es aber auch hier noch keine Ruhe finden sollte und der streitsüchtige Kamerad in blinder Verfolgungswuth zu sehr in die Nähe der Ziege gerieth, ergriff diese ihn plötzlich mit den Zähnen im Genick, hob ihn die Höhe, schüttelte ihn dann einigemal unsanft hin und her und warf ihn zuletzt heftig auf den Boden. Dem jüngeren Kaninchen aber fügte die Ziege kein Leid zu, und die von ihr be-

wohnte Ecke des Stalles diente dem seither Verfolgten von da an als sichere Zufluchtsstätte.

Die Sorgfalt, welche die Hausziege als Nährmutter den ihr anvertrauten kleineren Thieren aus ganz fremden Ordnungen widmet, ist schon längst bekannt. Franklin erzählt uns sogar einmal von einem kleinen Füllen, das von einer Ziege gesäugt und dann auch auf die Weide geführt wurde. Durch diese ihm erwiesene Pflege hatte das junge Pferd eine solche Zuneigung zu seiner Ernährerin gefaßt, daß es stets gern in ihrer Nähe weilte, und wenn es ja einmal in lustigen, tollen Sprüngen etwas zu weit von ihr gerathen war, so kehrte es sofort zur besorgten Pflegemutter zurück, sobald diese es durch ihr Meckern zu sich rief. Einen anderen interessanten Fall theilt der Kreisthierarzt Schirlitz in Torgau mit, wo eine Ziege acht junge Schweine aufsäugte. Jener hat wiederholt beobachtet, daß, wenn die jungen Schweine anfingen zu quieken, die Stiefmutter so schnell als möglich nach dem Stall der Kleinen hinlief und durch ein ununterbrochenes Meckern die Besitzerin darauf aufmerksam machte, daß der Durst der Stiefkinder gestillt sein wolle. Auch als die Kleinen der Muttermilch nicht mehr bedurften, dauerte die Neigung der Pflegerin zu den Stiefkindern fort, denn so oft die Schweine auf den Hof gelassen wurden, eilte dieselbe herbei und belustigte sich mit ihren ehemaligen Pfleglingen in der ausgelassensten Weise.

Da unsere Ziege ein ungemein entwickeltes Selbstgefühl besitzt und sich gern liebkosen läßt, so ist es selbstverständlich, daß sie sich am meisten zu den Menschen und

namentlich zu denen hingezogen fühlt, die sie gut behandeln, ihr so viel als möglich Freiheit schenken und vor allen Dingen ihrem Ehrgeiz schmeicheln. Bald sehen wir in ihr wie bei einem verzogenen Hunde die Eifersucht sich regen, und dann sucht sie den Gegenstand derselben zu entfernen, sobald wir ihm vor ihren Augen unsere Zuneigung schenken. Gelangt sie einmal in den Garten, so unterscheidet sie schon nach den ersten Verwarnungen recht gut die Stellen, wo sie geduldet und wo sie nicht gern gesehen wird. Sich unbeobachtet wissend, setzt sie sich freilich bei ihrer grenzenlosen Neugierde und Naschhaftigkeit über das Verbot leicht hinweg, eilt aber sofort bei der Annäherung des Herrn auf erlaubtes Gebiet zurück und nimmt eine Miene an, als ob nichts vorgefallen wäre. In diesem Falle läßt sie sich auch eine kleine Züchtigung gefallen, ohne darüber ungehalten zu werden, während sie sonst bei der geringsten unverdienten Bestrafung klagt und sich zu verantworten sucht. Beschäftigt man sich viel mit ihr, so können wir auch die Beobachtung machen, daß sie wie der Hund viele unserer Worte verstehen lernt.

Je länger diesem klugen Thiere eine aufmerksame und wohlwollende Behandlung zu Theil wird, um so schwerer wird es ihm, selbst bei sonst guter Pflege, sich an einen neuen Herrn zu gewöhnen. Von Sehnsucht nach der alten Heimath befallen, zeigt es dann oft eine Art Schwermuth, verschmäht jede Nahrung, magert ab und stirbt sogar zuweilen aus Gram und Heimweh. —

Es ist ja richtig, daß uns die Ziege, sich selbst überlassen, durch das Abnagen der Knospen und jungen Pflan-

zentriebe großen Schaden zufügen kann; allein trotzdem ist sie ein ungemein nützliches Thier, denn der hohe Werth ihrer Milch ist ja sattsam bekannt und um so höher zu schätzen, weil es gerade die ärmere Gebirgsbevölkerung ist, welcher dies zu Gute kommt.

Spleen.

Allerlei Neues aus dem Bereiche der Narrheit.

Von

Richard March.

(Nachdruck verboten.)

Die merkwürdige Unterart menschlicher Narrheit, welche man mit dem englischen Worte spleen (sprich Spliehn) bezeichnet, weil sie vorzugsweise in England vorkommt, war von jeher für die nicht damit behaftete Menschheit eine unerschöpfliche Quelle der Heiterkeit und des Ergötzens. Auch sorgen die Spleenbehafteten dafür, daß diese Quelle nicht versiegt, und erst die jüngste Pariser Weltausstellung hat wieder einige Proben englischen Spleens zu Tage gefördert, die aufbewahrt zu werden verdienen. Wir wollen daher unsere Leser mit diesen, wie mit einigen anderen Beispielen neuesten Datums bekannt machen.

Indessen ist der Spleen keineswegs auf England beschränkt. Der Deutsche nennt denn auch dergleichen, sofern

es bei ihm zu Hause vorkommt, offen, ehrlich und richtig Narrheit, der in England heimische Spleen aber wird blos für eine Form der Melancholie und Hypochondrie angesehen, welche ihren Grund darin haben sollen, daß das Temperament des Engländers in der Regel melancholisch ist, und die Stimmung durch das besonders in London herrschende vorwiegend trübe, regnerische und nebelige Wetter dauernd herabgedrückt wird.

Ob mit Recht oder Unrecht, darüber gehen die Ansichten auseinander. Indeß ist der reiche Bürger Gilmore durch andauernd schlechtes Wetter so melancholisch geworden, daß er sich in seinem Hause einschloß und in diesem freiwillig gewählten Gefängnisse bis an seinen Tod verblieb; ferner hat sich Baronet Longley, eines der angesehensten Mitglieder des Jockey=Clubs, erschossen, weil es, wie er in dem an seine Freunde gerichteten Abschiedsbriefe angab, seit vier Wochen täglich regnete, und er nicht immer mit dem Regenschirm ausgehen mochte; endlich konnte Frau Bird nur durch die schon seit Wochen über London lagernden Nebel in jene Gemüthsstimmung versetzt worden sein, welche sie antrieb, aus dem nichtigen Grunde in den Tod zu gehen, weil sie ihr Gemahl beim Frühstücke durch die Bemerkung, seine erste Frau habe keine Zeitung gelesen, bevor der Frühstückstisch abgeräumt war, beleidigte. Die arme Frau gerieth ob dieser Unbill in solche Aufregung, daß sie, wie aus einem nachgelassenen Schreiben hervorging, lieber sterben, als die Nähe eines Mannes ertragen wollte, der kurz nach der Hochzeit schon derartige Ausstellungen wagte.

Dach ihres Stalles erklettert hatte; da aber das daranstoßende Wohnhaus eine schöne Gelegenheit bot, noch höher zu gelangen, so wagte sie einen Sprung und erreichte glücklich das Strohdach desselben. Wohlgemuth ging es nun vorwärts immer weiter hinauf. Endlich war sie bis zu den Firsten vorgedrungen und schaute sich ein Weilchen gar selbstgefällig um. Bald war aber guter Rath theuer. Weiter hinauf konnte sie nicht, da sie ja die höchste Spitze erreicht hatte, und wieder hinunterzusteigen getraute sie sich nicht. Wie leicht hätte sie auch ausgleiten und kopfüber kopfunter hinabrollen können! Sie erkannte sicher das Gefährliche ihrer Lage und fing kläglich an zu meckern, bis sie von einem Buben mittelst einer auf das Dach gelegten Leiter herabgeholt wurde.

Die Lust zum Klettern ist zweifellos ein der Ziege angeborener Trieb, gleichwie ihre Neigung zum Stoßen und zum Naschen. Dabei bemerken wir oft in ihrer Handlungsweise eine Ueberlegung, die auf viel Verstand hinweist. Ich erinnere nur an einen Fall, der einst in der Festung Plymouth großes Aufsehen erregte. Dort hatten zwei Ziegen in einiger Entfernung von einander die äußere Umfassungsmauer erstiegen und weideten da oben behaglich die dürftigen Grasspitzen ab, deren Wurzeln sich in die Steinritzen eingezwängt hatten. Obgleich die Thiere von Zeit zu Zeit still standen und sich von ihrem erhöhten, luftigen Standpunkte aus neugierig umschauten, rückten sie doch immer näher auf einander zu, bis sie sich endlich auf einer schmalen Felsenerhöhung von Angesicht zu Angesicht gegenüberstanden. Ihre Lage war kritisch; denn der Pfad

war zu schmal, als daß sie hätten aneinander vorbeikommen oder umdrehen können. Was sollten sie thun? Viele Zuschauer hatten sich unten in der Nähe des Walles eingefunden und waren gespannt auf den Ausgang dieser merkwürdigen Scene; Niemand aber wußte ein Mittel anzugeben, wie diesen Thieren zu helfen sein möchte. Nach Verlauf einiger Zeit sah man die eine der beiden Ziegen mit äußerster Vorsicht niederknien, sich dann auf den Bauch legen und sich, so gut sie konnte, an den Felsen platt andrücken. Kaum war dies geschehen, als die andere mit größter Geschicklichkeit über jene hinwegsprang. Beide waren gerettet und setzten ihren Weg wohlgemuth weiter fort.

Kein Mensch hätte in ähnlicher Lage sich besser zu rathen vermocht. Welches Aufsehen erregte es damals, als der in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts berühmte Seiltänzer Kolter bei einem Aufstieg in Amsterdam einen englischen Rivalen, der ihm auf dem Seile entgegenkam, sich niederbücken hieß, mit einem salto mortale über denselben hinwegsprang und glücklich das hohe Thurmfenster erreichte! Hier sehen wir das nämliche Kunststück von unserer Hausziege ausführen! Was brauchen wir uns da zu wundern, wenn Schaubudenbesitzer besonders auf Messen und Jahrmärkten auch zu allerlei Kunststücken abgerichtete Ziegen besitzen?

Es ist zweifellos, daß die Beanlagung der Ziege eine ganz vortreffliche ist, und daß sie es verdiente, in jeder Hinsicht unserem braven Hunde an die Seite gestellt zu werden, wenn sie nicht gar so schrecklich wetterwendisch, launenhaft, „kapriziös“ wäre. Dieses Fremdwort bedeutet

bekanntlich: störrisch, eigensinnig, und kommt von dem lateinischen Worte caper, der Ziegenbock. Bei all' ihrer Klugheit und großen Gutmüthigkeit kann man sich auch nie auf sie so recht verlassen; scheint sie doch immer eine andere zu sein. So ist sie eigentlich gar nicht furchtsam und versteht es recht gut, sich zu vertheidigen; hat sie aber keine Lust, so flieht sie vor Jedem und Allem. Einmal hat eine Ziege sogar einen Löwen angegriffen und besiegt, wenn es auch nur ein zahmer war.

Direktor Brue erzählt nämlich, daß er eben seinen großen, zahmen, vierjährigen Löwen bei sich hatte, als man eine kleine Heerde gekaufter Ziegen zu ihm brachte. Der Anblick ihres furchtbarsten Feindes versetzte sie in einen solchen Schrecken, daß sie sofort umkehrten und eiligst davonliefen. Nur eine einzige bewahrte ihren Gleichmuth und blieb stehen. Mit stieren Blicken schaute sie den Löwen an und stampfte dann einigemal in drohender, herausfordernder Weise mit dem Fuße auf den Boden; dann trat sie, einen Anlauf nehmend, einige Schritte zurück und rannte mit ihren Hörnern so heftig gegen den Schädel ihres gewaltigen Feindes, daß dieser von dem Stoß wie betäubt war. Rasch wiederholte sie diesen Stoß noch mehrmals, ehe sich der Löwe nur besinnen konnte, und dieser wurde durch diese Keckheit, die ihm bis dahin völlig fremd geblieben war, so eingeschüchtert, daß er sich hinter seinem Herrn verbarg. — So dreist und unerschrocken sich diesmal auch unsere Ziege einem so furchtbaren Feinde gegenüber zeigte, so war sie vielleicht schon eine Stunde später im Stande, vor dem kleinsten Hunde das

Hasenpanier zu ergreifen, dem es gerade einfiel, sie anzubellen.

Eine wahre Heldenthat erzählt uns L. Pontoppidan von einem Ziegenbock. Dieser merkte in der Nacht die Annäherung eines Feindes, der unter dem Fußboden des Stalles herumwühlte. Es war ein Luchs, der diesen Weg gewählt hatte, den armen Burschen im Schlafe zu überfallen und ihm das Blut abzuzapfen. Die Ziegen haben aber einen sehr unruhigen Schlaf, und unser Bock stand mitten im Stall, den Eindringling erwartend. Sowie nun der Luchs seinen Kopf durch die frische Oeffnung im Boden hindurchstreckte, stieß der Bock mit seinen Hörnern so gewaltig darauf los, daß der Luchs in dem selbstgegrabenen Loche starb. Am frühen Morgen fand man den Ziegenbock noch, den Luchs mit den Hörnern an die Erde andrückend, wie festgenagelt dastehen.

Uebrigens stößt die Ziege selten, um damit weh zu thun, sondern fast immer nur aus Uebermuth und Lust zum Necken und Schäkern. Selbst der kräftigere Bock macht hier keine Ausnahme, nur ist er weniger zart und auf ein paar blaue Flecken kommt es ihm durchaus nicht an. Ohne gerade streit- und händelsüchtig zu sein, ist er stets zum munteren Zweikampf bereit. Ein Engländer fand einst Gelegenheit, darüber eine Erfahrung zu machen, deren er bis an sein Ende eingedenk blieb. Derselbe hatte sich nämlich auf der Grimsel in der Schweiz unweit des Wirthshauses mit einem Buche in der Hand niedergesetzt und war über dem Buche eingenickt. Das bemerkt ein in der Nähe umherstreifender Ziegenbock,

nähert sich neugierig, hält die nickende Kopfbewegung für eine Herausforderung, stellt sich dem Schlafenden gegenüber, nimmt eine Fechterstellung an, mißt die Entfernung und rennt mit gewaltigem Hörnerstoß den unglücklichen Sohn des freien Englands an, daß er sofort am Boden liegt und die Füße hoch in die Luft streckt. Der siegreiche Bock, heftig erschrocken über die Widerstandslosigkeit eines Britenschädels, nahm sofort Reißaus.

Weit weniger grob und rücksichtslos ist freilich die Ziege bei ihren Neckereien; ihre ganze Art und Weise zu kämpfen geht nur auf einen Scheinkampf hinaus. Allein so sehr auch ihre Neigung zum Tändeln und Necken sich offenbart, so darf man sich nicht etwa der Meinung hingeben, als ob sie ein bescheidenes Thier sei. Gerade diese Zierde ist ihr ganz fremd. Ueberall spielt sie gern die erste Geige und liebt es, anderen Thiere ihre geistige Ueberlegenheit und höhere Stellung merken zu lassen. Sind einer Schafheerde mehrere Ziegen beigegeben, so fällt es diesen nicht im Mindesten ein, unter den Schafen einherzugehen oder auch nur ihnen zu folgen; nein, sie stellen sich am liebsten an die Spitze der Heerde und führen sie, oder sie marschiren an der Seite hin, hier und da ein Kräutlein aufnehmend oder eine Anhöhe erkletternd, um sich von da aus umzuschauen. Folgen ihr aber einige Schafe auch dahin, und es zeigt sich der Hund, die Ordnung wieder herzustellen, so thut sie gewiß, als hätte dieser ihr nichts zu sagen, oder sie zeigt ihm die Hörner, wenn er ja einmal mit ihr keine Ausnahme machen will.

Neben dem Uebermuth erblicken wir die Neugierde als

eine der hervorragendsten Eigenschaften unserer Hausziege. Wo sich etwas regt, muß sie auch nachsehen, was geschieht. Liegt sie im Stalle und hört ein Geräusch vor demselben, wendet sie sofort den Kopf oder schreitet zur Thür und schaut über diese hinweg, damit ihr ja nichts entgehe. Nascht sie auf dem Hofe herum, während ein Familienmitglied über denselben weg nach dem Dorfe geht, so bleibt sie nur selten ruhig bei ihrer Beschäftigung; in den meisten Fällen wird sie dem Fortgehenden bis zur Hofthür nachgehen, um zu erfahren, was er vornehmen mag.

Doktor Zimmermann erzählt im „Zoologischen Garten" (1885 S. 125) folgende auf die Ziege bezügliche Thatsache: In einem geräumigen Stalle, in dem zwei Ziegen angebunden waren, befanden sich zu gleicher Zeit zwei männliche Kaninchen, von denen das jüngere fast unaufhörlich von dem älteren verfolgt und gebissen wurde. Eines Tages flüchtete sich nun das von dem älteren gehetzte Kaninchen in seiner Angst in die Ecke des Stalles, wo die eine der Ziegen, die vielleicht lange schon mit Mißmuth diesem Kampfe zugeschaut haben mochte, ihren Platz hatte, und blieb hinter derselben sitzen. Als es aber auch hier noch keine Ruhe finden sollte und der streitsüchtige Kamerad in blinder Verfolgungswuth zu sehr in die Nähe der Ziege gerieth, ergriff diese ihn plötzlich mit den Zähnen im Genick, hob ihn die Höhe, schüttelte ihn dann einigemal unsanft hin und her und warf ihn zuletzt heftig auf den Boden. Dem jüngeren Kaninchen aber fügte die Ziege kein Leid zu, und die von ihr be-

wohnte Ecke des Stalles diente dem seither Verfolgten von da an als sichere Zufluchtsstätte.

Die Sorgfalt, welche die Hausziege als Nährmutter den ihr anvertrauten kleineren Thieren aus ganz fremden Ordnungen widmet, ist schon längst bekannt. Franklin erzählt uns sogar einmal von einem kleinen Füllen, das von einer Ziege gesäugt und dann auch auf die Weide geführt wurde. Durch diese ihm erwiesene Pflege hatte das junge Pferd eine solche Zuneigung zu seiner Ernährerin gefaßt, daß es stets gern in ihrer Nähe weilte, und wenn es ja einmal in lustigen, tollen Sprüngen etwas zu weit von ihr gerathen war, so kehrte es sofort zur besorgten Pflegemutter zurück, sobald diese es durch ihr Meckern zu sich rief. Einen anderen interessanten Fall theilt der Kreisthierarzt Schirlitz in Torgau mit, wo eine Ziege acht junge Schweine aufsäugte. Jener hat wiederholt beobachtet, daß, wenn die jungen Schweine anfingen zu quieken, die Stiefmutter so schnell als möglich nach dem Stall der Kleinen hinlief und durch ein ununterbrochenes Meckern die Besitzerin darauf aufmerksam machte, daß der Durst der Stiefkinder gestillt sein wolle. Auch als die Kleinen der Muttermilch nicht mehr bedurften, dauerte die Neigung der Pflegerin zu den Stiefkindern fort, denn so oft die Schweine auf den Hof gelassen wurden, eilte dieselbe herbei und belustigte sich mit ihren ehemaligen Pfleglingen in der ausgelassensten Weise.

Da unsere Ziege ein ungemein entwickeltes Selbstgefühl besitzt und sich gern liebkosen läßt, so ist es selbstverständlich, daß sie sich am meisten zu den Menschen und

namentlich zu denen hingezogen fühlt, die sie gut behandeln, ihr so viel als möglich Freiheit schenken und vor allen Dingen ihrem Ehrgeiz schmeicheln. Bald sehen wir in ihr wie bei einem verzogenen Hunde die Eifersucht sich regen, und dann sucht sie den Gegenstand derselben zu entfernen, sobald wir ihm vor ihren Augen unsere Zuneigung schenken. Gelangt sie einmal in den Garten, so unterscheidet sie schon nach den ersten Verwarnungen recht gut die Stellen, wo sie geduldet und wo sie nicht gern gesehen wird. Sich unbeobachtet wissend, setzt sie sich freilich bei ihrer grenzenlosen Neugierde und Naschhaftigkeit über das Verbot leicht hinweg, eilt aber sofort bei der Annäherung des Herrn auf erlaubtes Gebiet zurück und nimmt eine Miene an, als ob nichts vorgefallen wäre. In diesem Falle läßt sie sich auch eine kleine Züchtigung gefallen, ohne darüber ungehalten zu werden, während sie sonst bei der geringsten unverdienten Bestrafung klagt und sich zu verantworten sucht. Beschäftigt man sich viel mit ihr, so können wir auch die Beobachtung machen, daß sie wie der Hund viele unserer Worte verstehen lernt.

Je länger diesem klugen Thiere eine aufmerksame und wohlwollende Behandlung zu Theil wird, um so schwerer wird es ihm, selbst bei sonst guter Pflege, sich an einen neuen Herrn zu gewöhnen. Von Sehnsucht nach der alten Heimath befallen, zeigt es dann oft eine Art Schwermuth, verschmäht jede Nahrung, magert ab und stirbt sogar zuweilen aus Gram und Heimweh. —

Es ist ja richtig, daß uns die Ziege, sich selbst überlassen, durch das Abnagen der Knospen und jungen Pflan-

zentriebe großen Schaden zufügen kann; allein trotzdem ist sie ein ungemein nützliches Thier, denn der hohe Werth ihrer Milch ist ja sattsam bekannt und um so höher zu schätzen, weil es gerade die ärmere Gebirgsbevölkerung ist, welcher dies zu Gute kommt.

Spleen.

Allerlei Neues aus dem Bereiche der Narrheit.

Von

Richard March.

(Nachdruck verboten.)

Die merkwürdige Unterart menschlicher Narrheit, welche man mit dem englischen Worte spleen (sprich Spliehn) bezeichnet, weil sie vorzugsweise in England vorkommt, war von jeher für die nicht damit behaftete Menschheit eine unerschöpfliche Quelle der Heiterkeit und des Ergötzens. Auch sorgen die Spleenbehafteten dafür, daß diese Quelle nicht versiegt, und erst die jüngste Pariser Weltausstellung hat wieder einige Proben englischen Spleens zu Tage gefördert, die aufbewahrt zu werden verdienen. Wir wollen daher unsere Leser mit diesen, wie mit einigen anderen Beispielen neuesten Datums bekannt machen.

Indessen ist der Spleen keineswegs auf England beschränkt. Der Deutsche nennt denn auch dergleichen, sofern

es bei ihm zu Hause vorkommt, offen, ehrlich und richtig Narrheit, der in England heimische Spleen aber wird blos für eine Form der Melancholie und Hypochondrie angesehen, welche ihren Grund darin haben sollen, daß das Temperament des Engländers in der Regel melancholisch ist, und die Stimmung durch das besonders in London herrschende vorwiegend trübe, regnerische und nebelige Wetter dauernd herabgedrückt wird.

Ob mit Recht oder Unrecht, darüber gehen die Ansichten auseinander. Indeß ist der reiche Bürger Gilmore durch andauernd schlechtes Wetter so melancholisch geworden, daß er sich in seinem Hause einschloß und in diesem freiwillig gewählten Gefängnisse bis an seinen Tod verblieb; ferner hat sich Baronet Longley, eines der angesehensten Mitglieder des Jockey=Clubs, erschossen, weil es, wie er in dem an seine Freunde gerichteten Abschiedsbriefe angab, seit vier Wochen täglich regnete, und er nicht immer mit dem Regenschirm ausgehen mochte; endlich konnte Frau Bird nur durch die schon seit Wochen über London lagernden Nebel in jene Gemüthsstimmung versetzt worden sein, welche sie antrieb, aus dem nichtigen Grunde in den Tod zu gehen, weil sie ihr Gemahl beim Frühstücke durch die Bemerkung, seine erste Frau habe keine Zeitung gelesen, bevor der Frühstückstisch abgeräumt war, beleidigte. Die arme Frau gerieth ob dieser Unbill in solche Aufregung, daß sie, wie aus einem nachgelassenen Schreiben hervorging, lieber sterben, als die Nähe eines Mannes ertragen wollte, der kurz nach der Hochzeit schon derartige Ausstellungen wagte.

Diese That geschah im November 1886, und es ist bezeichnend, daß just um dieselbe Zeit James Heron, ein sonst stiller Mann, darauf kam, seine Frau habe ihm niemals etwas zum Geburtstage geschenkt. Tiefe Melancholie, Lebensüberdruß und Selbstmord war die Folge dieser Erinnerung, und Niemand zweifelte daran, daß Heron den Spleen gehabt habe.

Derselbe hat, wie die Narrheit überhaupt, verschiedene Formen und Arten und äußert sich nicht selten auch als Sorge um Erhaltung der Gesundheit und des Lebens. In dieser Beziehung ist vor Allen Sir Edward Tancred zu nennen. Er ging von der Ansicht aus, daß Derjenige, welcher seine Gesundheit bewahren wolle, in erster Linie seine Füße warm halten müsse. Infolge dessen trug er jahraus jahrein Pelzschuhe und stellte, um sich auch des Nachts der größtmöglichsten Wärme zu erfreuen, sein Bett nach der Magnetnadel mit dem Fußende genau nach Süden. Freilich verlachten viele Menschen dieses System, allein sein Erfinder blieb ebenso steif und fest dabei, wie jener Mann, der aus Gesundheitsrücksichten seine Wohnung auf einem Baume des Hydepark aufschlug, und, als ihn die Polizei von dort vertrieb, seinem barbarischen Vaterlande den Rücken kehrte. In Frankreich, wohin er sich wandte, ging es ihm besser. Dort ließ man ihn gewähren und zeigte seine auf vier nebeneinander stehenden Bäumen errichtete, mittelst einer Strickleiter erreichbare Hütte aus Tannenzweigen als einen merkwürdigen, ihn selbst aber als einen lebendigen Beweis des Spleens, dem natürlich erst der Tod ein Ende machte.

Ganz dieselbe Ansicht hatte im Grunde genommen Sir Fay, nur daß er als mehrfacher Millionär einen kühneren Flug nehmen und daran denken konnte, den Beweis dafür anzutreten, daß man, um vor den Mikroben in der Atmosphäre der großen Städte geschützt zu sein, mindestens 100 Meter über denselben wohnen müsse. Da aber die Ausführung dieses Experimentes auf allerlei Schwierigkeiten stieß, ist Fay nach Mexiko gezogen und hat sich nächst der volkreichen Stadt Guanajuato einen Palast erbauen lassen, welcher in obiger Höhe, jedoch nicht, wie man glauben sollte, auf irgend einem Berge liegt, sondern auf riesigen Pfeilern ruht, und, damit dieselben sein Gewicht auch tragen können, aus Papiermasse hergestellt worden ist. Uebrigens schließen sich riesige Anlagen an dieses luftige Gebäude an, welche an die hängenden Gärten von Babylon erinnern, daher Fay's Schöpfung den Namen „Palais Semiramis" erhalten hat.

Da der Nachahmungstrieb im Menschen so stark ist, daß, wie Diderot meint, selbst die Weisesten nicht zurückbleiben würden, wenn eine Million Menschen Purzelbäume schlüge, darf es Niemanden befremden, daß Fay's Spleen sogar schon überboten wurde. Und zwar geschah dies von Seiten eines jungen Lords, der sich nach der Erklärung, daß eine Wohnung, welche nicht wenigstens 300 Meter über den Behausungen gewöhnlicher Menschen liege, keineswegs vor Mikroben Schutz gewähre, an den Erbauer des Eiffelthurmes mit dem Antrage wandte, ihm den auf der Spitze dieses Bauwerkes befindlichen Pavillon gegen einen Miethszins von zwei Pfund Sterling für jeden Tag zu

überlassen, damit er mit seiner jungen Frau dort die Flitterwochen verleben könne. Da nun Herr Eiffel auf dieses Ansinnen nicht einging und das Betreten jenes zu meteorologischen Beobachtungen bestimmten Kabinets überhaupt Niemanden gestatten wollte, stiegen zwei Engländer über die Schranken der zweiten Plattform des Thurmes und begannen die schmale, zu dessen Spitze führende Wendeltreppe zu erklettern. Ein Wächter, der sie bemerkte, stieg ihnen eilends nach und mußte sie an den Füßen zurückziehen, um dem Gesetze Achtung zu verschaffen. Auf der Polizeipräfektur benahmen sich die Söhne Albions sehr aufgeregt und versicherten, eher sterben, als Paris verlassen zu wollen, ohne den Gipfel des höchsten Bauwerkes der Erde erstiegen zu haben, denn dies sei zu ihrer Glückseligkeit unumgänglich nöthig.

Die Behörde konnte und durfte diesem Spleen natürlich keinen Vorschub leisten, sondern mußte denselben vielmehr ebenso wie manchen anderen, darunter auch den des Lord S., bekämpfen, dem zu seinem Glücke nur Eines fehlte: die Kenntniß, wie das Sterben schmecke, und der, um dies zu erfahren, mehrfache Selbstmordversuche unternahm. Zuletzt, als man ihn schon geheilt glaubte, kehrte er doch wieder zu seiner alten Liebe zurück, stellte sich vor einem Spiegel auf und schnitt sich mit einem Rasirmesser langsam den Hals durch.

Nun sollte man meinen, daß dies das Höchste ist, was in Spleen geleistet werden kann, allein auch Lord S. wurde in den Schatten gestellt von einem Manne, der die Empfindungen und Gefühle, welche den Menschen wäh-

rend des Sterbens beschleichen, nicht blos kosten, sondern auch möglichst genau schildern wollte. Zu diesem Zwecke mußte er natürlich langsam sterben. Wie aber — das war die große Frage, mit welcher der edle Ritter vom Spleen zuerst sich selbst, dann aber zahllose Aerzte quälte. Sogar nach Amerika lockte ihn der Ruf eines Professors, und von diesem wurde mit dem „Melancholiker" ein sehr gewagtes Experiment gemacht. Er stellte nämlich den Kranken unter eine große kupferne Glocke und entzog ihm langsam die Luft, so daß derselbe nach Verlauf einer halben Stunde mit allen Anzeichen der Erstickung wie todt dalag. Nun wurde in die Glocke Sauerstoffgas gebracht und siehe da! der Todte lebte wieder auf. Indeß nicht als der alte Melancholiker, sondern als ein lebenslustiger Sanguiniker, als leichtblütiger Mensch, dem nichts Spleeniges mehr anhaftete. Diese Kur, durch welche der amerikanische Professor seine Behauptung, daß es möglich sei, das schwerblütige Temperament des Menschen durch äußere Einwirkungen zu ändern, bewiesen zu haben glaubte, hat seinerzeit das größte Aufsehen erregt, ist jedoch trotz ihres glücklichen Erfolges von der Obrigkeit als gefährlich verboten und nicht wieder angewendet worden.

Wir wollen derselben natürlich auch nicht das Wort reden, doch scheint die Thatsache, daß jener Engländer, der des Nachts in die Themse springen wollte, auf dem Wege dahin aber von Strolchen angefallen, hart bedrängt und zur Selbstvertheidigung gezwungen wurde und aus dem Kampfe nicht blos als Sieger über die Banditen, sondern auch über die Melancholie hervorging, dafür zu

sprechen, daß kräftige äußere Einwirkungen, welche das träge fließende Blut zu raschem Kreislaufe zwingen, den Spleen zu bannen vermögen.

Freilich nicht immer, denn obwohl John H. Church, ein in Oakland bei San Francisco lebender Engländer, bereits vier Schauspielerinnen geheirathet und von jeder derselben sich nach kurzer Zeit hat scheiden lassen, so ist er doch noch immer der Ansicht, das höchste Glück des Lebens sei nur in der Ehe mit einer Dame vom Theater zu finden, und dürfte zur Zeit bereits die fünfte heimgeführt haben. Sein Spleen besteht eben in einer vorgefaßten Meinung, und daß gegen eine solche schwer anzukämpfen ist, davon weiß unter Anderen auch der bei der Porte Rapp der jüngst verflossenen Pariser Weltausstellung angestellt gewesene Beamte zu erzählen.

Kam da ein edler Brite ohne Einlaßkarte zu ihm und verlangte, ein Zweifrankenstück bietend, Einlaß. Der Beamte erwiederte, er dürfe kein Geld annehmen, und die Besucher der Ausstellung müßten die Karten an den dazu bestimmten Orten kaufen. „Ich traue aber den Händlern nicht, sie fälschen die Einlaßkarten, und deshalb will ich meinen Eintritt lieber Ihnen bezahlen," erwiederte der Engländer und bot zuerst 20, dann 100, endlich sogar 1000 Franken für den Einlaß. Um den eigensinnigen Patron los zu werden, zog der Beamte einen Franken aus der Tasche und gab denselben einem der Stadtsergeanten, welche den Wachtdienst bei jenem Thore versahen, mit dem Bemerken, hierfür eine Eintrittskarte zu kaufen. Dieser kam mit dem Papierstreifen und sechs Sous zurück

und überreichte beides dem Engländer. Der steckte das Kleingeld ein, schenkte jedem der Stadtsergeanten zwanzig Franken, übergab dem Beamten die Karte und verschwand hierauf, ohne dieselbe bezahlt zu haben. Wahrscheinlich geschah dies aus Vergeßlichkeit, denn als der gute Mann am Abend heimkehren wollte, da zeigte es sich, daß ihm der Name seines Pariser Gasthofes entfallen war. Statt aber den Rath des Stadtsergeanten, der ihn des Nachts in den Straßen irrend fand, zu befolgen, und sich Behufs Ausforschung seiner Herberge an die Polizei zu wenden, sagte er: „No, Sir!“ ließ sich zum Nordbahnhofe fahren, dampfte nach London hinüber, fragte dort in seiner Wohnung nach, wo er in Paris abgestiegen sei und kehrte, mit der Adresse in der Tasche, umgehend an die Gestade der Seine zurück.

Die Befriedigung dieses Spleens war ohne Zweifel kostspielig, allein die Summe, die er verschlang, ist nichts im Vergleiche mit den Beträgen, welche Andere demselben Zwecke geopfert haben. So erforderte, um aus der Masse der vorliegenden Beispiele nur einige herauszugreifen, der Spleen Mr. Sigourney's, daß zur Anbahnung des gegenseitigen Einverständnisses und Begründung des Eheglückes Neuvermählter eine mindestens fünfjährige Hochzeitsreise unumgänglich nöthig sei, die Kleinigkeit von 30,000 Pfund Sterling, und Mr. Perkins, ein junger Millionär, dem plötzlich einfiel, die von ihm eingeleitete Versteigerung seiner Kunstsammlung rückgängig zu machen, zählte dem Besitzer der Pariser Gemäldehalle, Georges Petit, als Vergütung der gehabten Vorauslagen baare 170,000 Franken

auf den Tisch; über die Gründe seines Rücktrittes aber wollte er keine Auskunft geben. Ganz natürlich, er wußte keine. Es war eben ein Spleen, vielleicht von derselben Art, wie der des Marquis Queenberry, der, um zu zeigen, daß er reich sei, sehr oft werthvolle Gegenstände zum Fenster hinaus zu werfen pflegte.

Uebrigens ist dieser Marquis der Bruder jener Lady Gertrud, die vor einigen Jahren einen Bäckergesellen geheirathet hat und derzeit ein kleines Bäckergeschäft in einer westlichen Vorstadt Londons betreibt, und Beide gehören der Familie Douglas an, deren Glieder seit Generationen mit wenigen Ausnahmen dem Spleen verfallen sind.

Ueberhaupt ist dessen Erblichkeit durch zahlreiche Beispiele erwiesen, und so mag denn auch Lord Alcott nicht der Erste seines Stammes sein, der vom Spleen ergriffen wurde. Und zwar geschah dies plötzlich und aus einem seltsamen Grunde. Seine Gemahlin hatte nämlich gelegentlich der Zusammenkunft benachbarter Edelleute auf ihrem Landgute ein Herrenwettrennen veranstaltet und dem Sieger als Preis einen Kuß von ihr zugesagt. Zwar wandte Lord Alcott dagegen gar nichts ein, als aber einer seiner Vettern den Kuß wirklich erhielt, da verschwand er, reiste nach London und reichte gegen die Lady die Scheidungsklage ein. „Ich mache mir nichts daraus, bei einem Wettrennen eine Million zu verlieren, aber ein Kuß meiner Frau ist ein Verlust, den ich nicht verschmerzen kann," sagte er in diesem Schriftstücke und betrieb mit leidenschaftlichem Eifer die Trennung von der Frau, deren Liebe bisher sein höchstes Glück gewesen. Uebrigens wird

dieser Fall von Vielen nicht als Ausfluß des Spleens betrachtet, sondern ganz natürlich gefunden werden.

Unter den Ehescheidungsgründen, die in England geltend gemacht werden, ist indessen sehr viel „Spleeniges" zu finden. Wir verzichten jedoch darauf, dieses Thema zu behandeln und wenden uns wieder den weniger folgenschweren Arten des Spleens zu. Zu denselben gehört ohne Zweifel die Passion für Parlamentsreden, der unter Anderen Lord Cottesloe in solchem Maße fröhnt, daß er seit fünfzig Jahren wohl manche Gunst des Augenblicks, dafür aber keine einzige der im Unterhause gehaltenen Budgetdebatten versäumte, und höchst unglücklich wäre, dies heute, wo er bereits 91 Jahre zählt, thun zu müssen; ferner die Vorliebe des Kaufmannes John Brunel für Pferdenamen, und sein hartnäckiger, schließlich siegreicher Kampf um das Recht, seine Kinder nach berühmten Derbysiegern, z. B. Kisber und Kinczsem, taufen lassen zu dürfen.

Bemerkenswerth ist auch der Spleen jenes Lords, der die Eisenbahnen für gefährlich erklärt und deshalb alle seine Reisen im eigenen vierspännigen Wagen zurücklegt, diesen von einem russischen Kutscher lenken, sein Gespann von einem italienischen Stallmeister beaufsichtigen läßt, seiner Frau eine französische Zofe, sich selbst aber einen deutschen Kammerdiener und mehrere Hunde hält, welch' letztere auf Reisen neben dem Wagen herlaufen müssen.

Jenes würdige englische Ehepaar aber, welches einmal den Rheinfall bei Schaffhausen mit Ausschluß der Oeffentlichkeit für sich allein beleuchtet haben wollte, reist in einem weißlackirten, wohnlich eingerichteten Gefährte, das

dem Familienwagen wandernder Komödianten ähnlich sieht, in der Schweiz und in Italien herum und ist so das Widerspiel eines sehr bekannten Edelmannes, der das Weichbild Londons zwar nicht verlassen mag, seine Fahrten innerhalb desselben aber stets in einem vierspännigen Reisewagen unternimmt. Ein anderer Kavalier bedient sich zu demselben Zwecke, mit Verachtung der ihm zur Verfügung stehenden Equipagen, eines für sich allein gemietheten Omnibus, und es ist wohl möglich, daß sein Spleen den vieler jungen Edelleute gezeitigt hat, welche plötzlich den Inbegriff der irdischen Glückseligkeit darin erblicken, Omnibuskutscher zu sein. Andere spleenige Engländer sind in dem Streben nach Glückseligkeit noch tiefer gestiegen und Taglöhner, Lumpensammler, ja sogar Bettler geworden.

Seltsamerweise sind alle Ritter vom Spleen sehr reich. Es wäre daher, wenn schon nicht ihnen, so doch ihren Nachkommen dringend zu empfehlen, sich einen in Chicago lebenden Landsmann Namens Hull zum Muster zu nehmen. Und zwar nicht deshalb, weil er den Stockfisch für die vorzüglichste Nahrung des menschlichen Gehirnes hält und demgemäß nur Stockfisch ißt, sondern aus dem Grunde, weil er seine Ansicht, daß jeder Mensch ein eigenes Heim haben sollte, praktisch bethätigt und bisher 2000 Häuser erbaut und gegen Abzahlung an Arbeiterfamilien überlassen hat. Solch' einen Spleen ließe man sich natürlich überall gefallen, gegen jeden anderen aber kämpft man mit den Waffen des Witzes und Spottes rastlos an.

Doch Alles umsonst. Der Spleen stirbt nicht nur nicht aus, sondern treibt vielmehr täglich neue Blüthen.

Und dies nicht blos in England, sondern aller Orten. Freilich ist es in Deutschland, wo die Blutsverwandten der Ritter vom Spleen unter der Bezeichnung Sonderlinge und Originale bekannt und berühmt sind, noch Niemandem eingefallen, nur deshalb nach Italien zu ziehen, um in den Abruzzen die persönliche Bekanntschaft der „ein freies Leben führenden“ Banditen zu machen, auch hat es glücklicherweise noch keine deutsche Frau der Gattin des Londoner Bankiers Swendson gleichgethan, und den Henker zu sich berufen, auf daß er ihr durch einen mit Demonstrationen verbundenen Vortrag über das Henken die Grillen vertreibe; allein dessenungeachtet haben germanische Männlein und Weiblein manch' ein Stücklein geleistet, welches klar beweist, daß der Spleen nicht blos unter dem trüben, oft regnerischen Himmel und in der nebeligen Atmosphäre Englands, sondern auch in reineren Lüften gedeiht, und sich prächtig entwickelt. Und das war immer so und wird immer so bleiben. Und so lange die englischen Ritter vom Spleen und die deutschen Sonderlinge und Originale ungefährlich erscheinen, d. h. durch ihr seltsames Gebahren Niemand außer etwa sich selbst schaden, werden sie diesseits und jenseits des Kanals wohl mehr verlacht als bemitleidet, fast immer aber geduldet werden, denn hier wie dort gilt der Grundsatz, daß Jedermann nach seiner Laune leben könne, insoferne dieselbe kein öffentliches Aergerniß erregt und mit den bestehenden Gesetzen in Einklang zu bringen ist. Und dies eben läßt den Spleen zu hohen Jahren kommen und fortzeugend immer neue Narretheien gebären.

Mannigfaltiges.

Seltsame Schicksale. — Als infolge der französischen Revolution der große Negeraufstand auf San Domingo ausbrach, die Pflanzer dort von den freiheitslüsternen Negern ermordet oder verjagt, die Plantagen verwüstet und die Herrenhäuser verbrannt wurden, da verbreitete sich die Nachricht von diesen Umwälzungen sehr rasch auf den benachbarten Inseln Westindiens und an den Küsten des amerikanischen Festlandes. Ueberall suchten die Sklaven der Gewalt ihrer tyrannischen Gebieter zu entwischen und nach San Domingo zu gelangen, um am Freiheitskampfe ihrer schwarzen Brüder theilzunehmen. Zu diesen Flüchtlingen gehörte auch Heinrich Christophe, Sklave eines Kaffee- und Zuckerrohrpflanzers in der Nähe von Kingston auf Jamaika, angeblich 1767 an der Ostküste von Afrika geboren und in noch jungen Jahren geraubt und an englische Sklavenhändler verkauft, die ihn dann nach Westindien schafften und verschacherten. Von glühendem Freiheitsdrange getrieben, verbündete dieser intelligente und muthige Schwarze sich mit einem anderen Sklaven, einem Mulatten, und sie flüchteten in einer dunklen Nacht, indem sie sich eines Bootes bemächtigten und damit nach San Domingo übersetzten. Hier trennten sich nach einiger Zeit ihre Wege und Schicksale vorläufig. Der Mulatte nahm Dienste auf einem Schiffe und kam später nach Hamburg, wo es ihm so gut gefiel, daß er dort zu bleiben beschloß, nachdem er eine ihm zusagende

Beschäftigung gefunden als Kellner in einem Kaffeehause, in welcher Eigenschaft er eine Reihe von Jahren die Stammgäste desselben bediente und sich bei ihnen durch seine Munterkeit und Anstelligkeit sehr beliebt machte.

Unterdessen machte sein schwarzer Freund Heinrich Christophe eine ganz andere und viel glanzvollere Carrière. Er zeichnete sich auf San Domingo in den blutigen Kämpfen durch Tapferkeit und Geschicklichkeit so aus, daß er rasch von Stufe zu Stufe stieg, bis Toussaint l'Ouverture ihn zum Brigadegeneral ernannte. Als dieser 1804 von dem französischen General Leclerc besiegt, gefangen genommen und nach Frankreich gebracht worden war, wo er später im Kerker starb, gelangte zunächst der wilde Dessalines zur Oberherrschaft, der sich als Jakob I. zum Kaiser von San Domingo ausrufen ließ, zwei Jahre später aber — 1806 — ermordet wurde. Darauf bildeten sich auf San Domingo zwei Republiken, nämlich ein Mulattenstaat (San Domingo) und ein Negerstaat (Hayti); Präsident des letzteren wurde General Heinrich Christophe, der sich 1811 als Heinrich I. die Königskrone auf den schwarzen Wollkopf setzte.

Prachtliebend und verschwenderisch, richtete er sich einen glanzvollen Hofstaat ein, und die Nachricht von seiner Erhebung und seinem Glanze gelangte bald nach Europa, und auch nach Hamburg in das Kaffeehaus, wo sein ehemaliger Freund und Fluchtgenosse die Gäste bediente mit der Serviette über dem Arm. Dieser machte natürlich kein Hehl aus seiner vertrauten Bekanntschaft mit dem König von Hayti, wodurch er nicht geringes Aufsehen erregte, und die biederen Stammgäste riethen ihm wohlmeinend, er solle doch nun sein Glück bei dem schwarzen Potentaten versuchen.

Dazu hatte der Mulatte denn auch die größte Lust, aber leider fehlte es ihm an genügenden Geldmitteln, um die Kosten der Reise zu bestreiten. Doch dieser Verlegenheit wurde bald

abgeholfen. Ein gutmüthiger Seifensieder erbot sich, ihm eine Summe vorzustrecken, unter der Bedingung, daß er ihm später dafür einige Säcke Kaffeebohnen von der besten Sorte schicken solle, worauf der Mulatte gerne einging.

So schiffte er sich denn auf einem Hamburger Fahrzeug nach Westindien ein und gelangte glücklich nach Hayti, wo König Heinrich I. den Jugendfreund mit herzlichster Freude willkommen hieß. Der ehemalige Hamburger Kellner wurde in den Adelstand erhoben als Graf v. Limonade — man könnte fast glauben, daß dieser sonderbare Name eine witzige Anspielung auf seinen vormaligen Kellnerstand enthalten solle, allein dies ist nicht der Fall, er wurde so genannt nach einer „Grafschaft“ am haytischen Flüßchen Limonade, welche Heinrich I. ihm großmüthigst mit dem Titel verlieh — und einige Monate später, nachdem sich gezeigt, daß er während seines Aufenthaltes in Hamburg gute Kenntnisse von europäischen Staatsangelegenheiten sich erworben durch Zeitungslektüre und Gespräche mit Bierbankpolitikern, wurde er zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt.

In seinem Glücke vergaß er aber die Verpflichtung, welche er zu erfüllen hatte, keineswegs. Er schickte seinem Wohlthäter, dem Hamburger Seifensieder, ein huldvolles Dank- und Anerkennungsschreiben Seiner schwarzen Majestät und — was noch viel angenehmer — anstatt der vereinbarten paar Säcke eine ganze Schiffsladung Kaffee, wodurch der ehrliche Hanseat plötzlich zu großem Wohlstand gelangte.

Der Graf v. Limonade war übrigens ein tüchtiger Minister, wirkte viel Gutes und blieb im Amte bis zum Tode seines königlichen Freundes, der sich am 8. Oktober 1820 eine Kugel durch den Kopf jagte, weil eine Militärverschwörung ausgebrochen war, die er nicht niederzuwerfen vermochte. F. L.

Die deutsche Brieftaubenpost in Afrika. — Als im Januar 1889 der deutsche Reichstag die Mittel für die Wiß-

mann'sche Expedition nach Ostafrika bewilligt hatte, machte der Vorstand des Straßburger Brieftauben-Vereins, Dr. Röder, dem Reichskommissär Wißmann Brieftauben zum Geschenk und schlug ihm vor, sich derselben in Afrika zur allmähligen Einrichtung eines Nothpostdienstes zu bedienen. Wißmann nahm das Geschenk an und warb ein geeignetes Mitglied des Straßburger Vereins, um zuerst an verschiedenen Orten Afrika's Junge zu ziehen. Dies ist denn auch bereits mit Erfolg geschehen, und vermuthlich ist bereits eine echte Brieftaubenpost von Bagamoyo und Dar es-Salam nach Sansibar und zwischen den beiden erstgenannten Orten im Gange. Obgleich nun Brieftauben unter Umständen im Stande sind, 1000 und mehr Kilometer weit ihre Heimath wiederzufinden, so hat der Urheber des ganzen Planes doch den Vorschlag gemacht, die einzelnen Brieftauben-Stationen der Sicherheit wegen, wenn möglich, nicht weiter als 50 Kilometer von einander einzurichten. Dr. Röder glaubt, daß sich zur Einrichtung von Taubenstationen in unkultivirten Ländern in erster Linie die Missionsstationen eignen, da auf diese Weise auch die Missionare die angenehme Möglichkeit haben, brieflich untereinander zu verkehren, anstatt durch einen Boten oft erst nach einem Marsch von einer bis zwei Wochen wichtige Nachrichten einander übersenden zu können. Jede Station muß hierzu von den beiden Seitenstationen immer ungefähr je 10 Tauben eingestellt haben, damit eine ankommende Depesche sogleich weitergegeben werden kann. Als Zeit für das Versenden der Depeschen sind Montag von 6 bis 12 und die übrigen Wochentage von 6 bis 9 Uhr angenommen. An Sonn- und Festtagen findet keine Versendung statt. Die ankommende Taube fängt sich in einem sehr einfachen, aber praktischen Holzkasten am Eingange in den Taubenschlag, durch welchen sie wohl hinein, aber nicht mehr hinaus gelangen kann. Wünscht man eine ankommende Taube zu fangen, so braucht man nur ein Holzstäbchen innerhalb der oberen Enden der Stäbe durchzustecken

und das Thürchen zu schließen, so kann die Taube wohl in den Kasten, aber nicht heraus. Die Depesche, welche in einer Gummihülse mit einfachem Faden an eine der mittleren Schwanzfedern der Taube befestigt ist, wird losgelöst, gelesen und, wenn sie weiter bestimmt ist, sogleich an einer der im Schlage befindlichen Tauben der nächsten Station befestigt, und dieselbe freigelassen, die Depesche also wie eine telegraphische weitergegeben, indem die Taube sofort in ihren Heimathsschlag zurückfliegt. Da die Taube eine Entfernung von 50 Kilometer in 40 bis 50 Minuten durchfliegt, so kann, wenn man zum Fangen der Taube in dem Fangapparat, Lesen der Depesche und Befestigen an eine Taube der nächsten Station 10 Minuten annimmt, eine Nachricht an einem Tag, Morgens von 6 bis 12 Uhr, sechsmal 50, also 300 Kilometer zurücklegen.

Man wird begreifen, von welcher Wichtigkeit die Taubenpost in jenen einsamen Gegenden werden muß, wo der Verkehr nur mit großer Gefahr durch Boten erfolgt. Es ist zu hoffen, daß der gemachte glückliche Anfang mehr und mehr in Afrika zu einer Ausdehnung führen wird.

Die „Universities-Mission“ hat sich gleichfalls wegen Einführung der Brieftaubenpost in ihren afrikanischen Missionsstationen mit dem Straßburger Brieftauben-Verein in Verbindung gesetzt. Auch am Kongo, wo die Versuche mit Brieftauben früher jedesmal mißglückten und deshalb aufgegeben waren, hat man dieselben, durch die deutschen Versuche in Ostafrika angeregt, nochmals aufgenommen. Da man in Brüssel dankbar die Mittheilungen und Apparate entgegengenommen hat, welche in Ostafrika eingeführt sind, so hat der Brieftauben-Postdienst seinen Weg quer durch Afrika zugleich von Ost und West begonnen.

Auch soll sowohl Togo, wie Deutsch-Westafrika und Kaiser Wilhelmsland (Neu-Guinea) mit Taubenpost versehen werden. Auch der Gouverneur von Kamerun und die deutschen Missionäre

an der Goldküste beabsichtigen den Brieftauben-Verkehr einzurichten. Sonach dürfte durch die Taubenposten bald ein geregelter Verkehr in den deutschen Kolonien eingerichtet sein. E. K.

Drei Aemter unter einem Hut. — Die beiden Dörfer Reichelsheim und Dornassenheim in der Wetterau bildeten einst eine Enklave zum ehemaligen Herzogthum Nassau. Da man nun den Bewohnern derselben nicht zumuthen konnte, in Gerichts- und Verwaltungssachen jedesmal eine Reise von mehreren Meilen in's Hauptland zu machen, so hatte man ihnen einen eigenen Amtmann, einen Landoberschultheißen oder Verwaltungsbeamten für die freie Gerichtsbarkeit, und einen Rezepturbeamten oder Rendanten gegeben. Trotzdem diese drei Aemter nur einen gemeinschaftlichen Schreiber hatten, gab es für dieselben der Arbeiten so wenig, daß die Befürchtung nahe lag, die drei Herren möchten sich zu Tode langweilen; die dermaligen Staatslenker kamen daher auf den klugen Ausweg, diese drei Aemter *einer* Person zu übertragen. So wurde denn alsbald ein Herr bestellt, der im Amthause zu Reichelsheim als Amtmann das Recht sprach, als Landoberschultheiß die freie Gerichtsbarkeit ausübte und als Rendant die Kassengeschäfte besorgte. Dem entsprechend las man auf drei Thüren des Erdgeschosses: „Herzogliches Amt", „Herzogliche Landoberschultheißerei" und „Herzogliche Rezeptur". Ein Bureaudiener war natürlich vorhanden. Dieser entnahm gewissenhaft die erledigten Schriftstücke aus den Händen des Amtmanns, versiegelte sie und brachte sie zur nebenanliegenden Landoberschultheißerei oder zur Rezeptur, und waren sie dorten erledigt, so versiegelte er sie wieder und brachte sie in's Bureau des Amtmanns zurück. Das Alles ging wie am Schnürchen, denn hatte der dreifältige Beamte eine Stunde als Amtmann gearbeitet, dann ging er in's nebenanliegende Bureau, verwandelte sich da in den Herrn Landoberschultheißen, erledigte die vom Herrn Amtmann eingegangenen Sachen, schritt dann in's Bureau der

Rezeptur, verwandelte sich daselbst in den Rendanten, erledigte die von den beiden vorhergehenden Instanzen eingegangenen Schriftstücke, besorgte die Kassengeschäfte und expedirte, was nothwendig war, aufwärts an den Landoberschultheißen und den Amtmann. War hier Alles gethan, so wanderte er wieder zurück in's Nebenzimmer, bearbeitete hier wieder als Landoberschultheiß die vom Rendanten soeben eingegangenen Akten und Schriftstücke, eilte dann weiter in die Amtsstube des Amtmanns und erledigte hier als Amtmann die von den beiden untergebenen Instanzen unterdessen vorgelegten Dienstsachen. Der Herr Amtmann in Reichelsheim war also in der glücklichen Lage, daß er an sich selbst schreiben, berichten und reskribiren konnte; Verweise resp. Nasen ertheilte er weder dem Herrn Landoberschultheißen noch dem Rendanten, diese Bitternisse ernteten nur der Schreiber und der Bureaudiener. Wie im Inhalt der Schriftstücke, so wurde auch bei den Adressirungen und Unterzeichnungen derselben der größte Respekt gewahrt. Man las: „Das herzogliche Amt zu Reichelsheim an die herzogliche Landoberschultheißerei daselbst" — „Das herzogliche Amt zu Reichelsheim an die herzogliche Rezeptur daselbst" — „An herzogliches Amt zu Reichelsheim gehorsamster Bericht der herzoglichen Landoberschultheißerei daselbst" &c. Daß viele Geschäfte des dreifältig Bediensteten der Komik nicht entbehrten, liegt auf der Hand. Starb zum Beispiel ein Bürger und hinterließ minderjährige Kinder, so machte der Bürgermeister davon Anzeige an das Amt. Der Amtmann schrieb dann an den Landoberschultheiß: „Ich beaüftrage Sie mit der Vornahme der Inventarisation und Theilung und sehe der Vorlage der Theilungsakten innerhalb vier Wochen entgegen." Damit hatte er sich selbst einen Auftrag ertheilt. Hatte er diesen Auftrag vollzogen, so sandte er — als Landoberschultheiß — die Akten dem Herrn Amtmann mit dem Begleitschreiben: „Die entstandenen Akten lege ich gehorsamst vor." Er hatte sich also

selbst Akten mitgetheilt. — So waren Adressant und Adressat eine physische, aber zwei oder drei moralische Personen, und es dürfte schwerlich noch anderswo geschehen sein, daß der Briefsteller sich auch die Antwort schrieb.

So ging es manches Jahr ungestört fort, und die dreifachen Behörden unter einem Hute vertrugen sich prächtig. Da kam eine Verwickelung, und diese führten einige prozeßsüchtige Bauern herbei.

Der Herr Landoberschultheiß zu Reichelsheim hatte ein Testament aufgenommen, in welchem ein kinderloser Bürger die Erbfolge seiner Habe regelte. Der Landoberschultheiß gab dieses Testament, wie Rechtens, zu den amtlichen Depositen; er hinterlegte es bei sich selbst. Der Testator starb, und das Testament wurde bei dem Amt in Gegenwart der Intestaterben geöffnet und verkündigt. Die Bestimmungen des Testaments behagten jedoch den Erben nicht, und sie geriethen in einen Prozeß, und das Testament als Beweismittel in die Akten. Der Herr Amtmann hatte nun das Recht zu sprechen; er that es, aber sein Urtheil behagte einigen Erben nicht, sie appellirten, und so gingen die Akten mit dem Testament an das Appellationsgericht nach Dillenburg. Das neue Urtheil ward gesprochen und mit den Akten dem Amte in Reichelsheim zugestellt. Zugleich trug das Appellgericht dem Amtmann auf, dem Landoberschultheiß in Reichelsheim einen strengen Verweis zu ertheilen wegen eines Formfehlers im Testament und ihn anzuhalten, sich künftig streng nach den Vorschriften zu richten. Der Herr Amtmann vollzog mit größter Ruhe diesen Auftrag, doch als er sich im Nebenbureau in den Landoberschultheiß verwandelt und von dem Verweis, der wohlversiegelt auf seinem Tische lag, Kenntniß genommen hatte, da wurde er fuchswild. Er setzte sich sofort hin und berichtete lang und breit, weshalb er das Testament so und nicht anders abgefaßt habe, und bat zum Schlusse den Herrn Amtmann, diesen Bericht an

dem Familienwagen wandernder Komödianten ähnlich sieht, in der Schweiz und in Italien herum und ist so das Widerspiel eines sehr bekannten Edelmannes, der das Weichbild Londons zwar nicht verlassen mag, seine Fahrten innerhalb desselben aber stets in einem vierspännigen Reisewagen unternimmt. Ein anderer Kavalier bedient sich zu demselben Zwecke, mit Verachtung der ihm zur Verfügung stehenden Equipagen, eines für sich allein gemietheten Omnibus, und es ist wohl möglich, daß sein Spleen den vieler jungen Edelleute gezeitigt hat, welche plötzlich den Inbegriff der irdischen Glückseligkeit darin erblicken, Omnibuskutscher zu sein. Andere spleenige Engländer sind in dem Streben nach Glückseligkeit noch tiefer gestiegen und Taglöhner, Lumpensammler, ja sogar Bettler geworden.

Seltsamerweise sind alle Ritter vom Spleen sehr reich. Es wäre daher, wenn schon nicht ihnen, so doch ihren Nachkommen dringend zu empfehlen, sich einen in Chicago lebenden Landsmann Namens Hull zum Muster zu nehmen. Und zwar nicht deshalb, weil er den Stockfisch für die vorzüglichste Nahrung des menschlichen Gehirnes hält und demgemäß nur Stockfisch ißt, sondern aus dem Grunde, weil er seine Ansicht, daß jeder Mensch ein eigenes Heim haben sollte, praktisch bethätigt und bisher 2000 Häuser erbaut und gegen Abzahlung an Arbeiterfamilien überlassen hat. Solch' einen Spleen ließe man sich natürlich überall gefallen, gegen jeden anderen aber kämpft man mit den Waffen des Witzes und Spottes rastlos an.

Doch Alles umsonst. Der Spleen stirbt nicht nur nicht aus, sondern treibt vielmehr täglich neue Blüthen.

Und dies nicht blos in England, sondern aller Orten. Freilich ist es in Deutschland, wo die Blutsverwandten der Ritter vom Spleen unter der Bezeichnung Sonderlinge und Originale bekannt und berühmt sind, noch Niemandem eingefallen, nur deshalb nach Italien zu ziehen, um in den Abruzzen die persönliche Bekanntschaft der „ein freies Leben führenden" Banditen zu machen, auch hat es glücklicherweise noch keine deutsche Frau der Gattin des Londoner Bankiers Swendson gleichgethan, und den Henker zu sich berufen, auf daß er ihr durch einen mit Demonstrationen verbundenen Vortrag über das Henken die Grillen vertreibe; allein dessenungeachtet haben germanische Männlein und Weiblein manch' ein Stücklein geleistet, welches klar beweist, daß der Spleen nicht blos unter dem trüben, oft regnerischen Himmel und in der nebeligen Atmosphäre Englands, sondern auch in reineren Lüften gedeiht, und sich prächtig entwickelt. Und das war immer so und wird immer so bleiben. Und so lange die englischen Ritter vom Spleen und die deutschen Sonderlinge und Originale ungefährlich erscheinen, d. h. durch ihr seltsames Gebahren Niemand außer etwa sich selbst schaden, werden sie diesseits und jenseits des Kanals wohl mehr verlacht als bemitleidet, fast immer aber geduldet werden, denn hier wie dort gilt der Grundsatz, daß Jedermann nach seiner Laune leben könne, insoferne dieselbe kein öffentliches Aergerniß erregt und mit den bestehenden Gesetzen in Einklang zu bringen ist. Und dies eben läßt den Spleen zu hohen Jahren kommen und fortzeugend immer neue Narretheien gebären.

Mannigfaltiges.

Seltsame Schicksale. — Als infolge der französischen Revolution der große Negeraufstand auf San Domingo ausbrach, die Pflanzer dort von den freiheitslüsternen Negern ermordet oder verjagt, die Plantagen verwüstet und die Herrenhäuser verbrannt wurden, da verbreitete sich die Nachricht von diesen Umwälzungen sehr rasch auf den benachbarten Inseln Westindiens und an den Küsten des amerikanischen Festlandes. Ueberall suchten die Sklaven der Gewalt ihrer tyrannischen Gebieter zu entwischen und nach San Domingo zu gelangen, um am Freiheitskampfe ihrer schwarzen Brüder theilzunehmen. Zu diesen Flüchtlingen gehörte auch Heinrich Christophe, Sklave eines Kaffee- und Zuckerrohrpflanzers in der Nähe von Kingston auf Jamaika, angeblich 1767 an der Ostküste von Afrika geboren und in noch jungen Jahren geraubt und an englische Sklavenhändler verkauft, die ihn dann nach Westindien schafften und verschacherten. Von glühendem Freiheitsdrange getrieben, verbündete dieser intelligente und muthige Schwarze sich mit einem anderen Sklaven, einem Mulatten, und sie flüchteten in einer dunklen Nacht, indem sie sich eines Bootes bemächtigten und damit nach San Domingo übersetzten. Hier trennten sich nach einiger Zeit ihre Wege und Schicksale vorläufig. Der Mulatte nahm Dienste auf einem Schiffe und kam später nach Hamburg, wo es ihm so gut gefiel, daß er dort zu bleiben beschloß, nachdem er eine ihm zusagende

Beschäftigung gefunden als Kellner in einem Kaffeehause, in welcher Eigenschaft er eine Reihe von Jahren die Stammgäste desselben bediente und sich bei ihnen durch seine Munterkeit und Anstelligkeit sehr beliebt machte.

Unterdessen machte sein schwarzer Freund Heinrich Christophe eine ganz andere und viel glanzvollere Carrière. Er zeichnete sich auf San Domingo in den blutigen Kämpfen durch Tapferkeit und Geschicklichkeit so aus, daß er rasch von Stufe zu Stufe stieg, bis Toussaint l'Ouverture ihn zum Brigadegeneral ernannte. Als dieser 1804 von dem französischen General Leclerc besiegt, gefangen genommen und nach Frankreich gebracht worden war, wo er später im Kerker starb, gelangte zunächst der wilde Dessalines zur Oberherrschaft, der sich als Jakob I. zum Kaiser von San Domingo ausrufen ließ, zwei Jahre später aber — 1806 — ermordet wurde. Darauf bildeten sich auf San Domingo zwei Republiken, nämlich ein Mulattenstaat (San Domingo) und ein Negerstaat (Hayti); Präsident des letzteren wurde General Heinrich Christophe, der sich 1811 als Heinrich I. die Königskrone auf den schwarzen Wollkopf setzte.

Prachtliebend und verschwenderisch, richtete er sich einen glanzvollen Hofstaat ein, und die Nachricht von seiner Erhebung und seinem Glanze gelangte bald nach Europa, und auch nach Hamburg in das Kaffeehaus, wo sein ehemaliger Freund und Fluchtgenosse die Gäste bediente mit der Serviette über dem Arm. Dieser machte natürlich kein Hehl aus seiner vertrauten Bekanntschaft mit dem König von Hayti, wodurch er nicht geringes Aufsehen erregte, und die biederen Stammgäste riethen ihm wohlmeinend, er solle doch nun sein Glück bei dem schwarzen Potentaten versuchen.

Dazu hatte der Mulatte denn auch die größte Lust, aber leider fehlte es ihm an genügenden Geldmitteln, um die Kosten der Reise zu bestreiten. Doch dieser Verlegenheit wurde bald

abgeholfen. Ein gutmüthiger Seifensieder erbot sich, ihm eine Summe vorzustrecken, unter der Bedingung, daß er ihm später dafür einige Säcke Kaffeebohnen von der besten Sorte schicken solle, worauf der Mulatte gerne einging.

So schiffte er sich denn auf einem Hamburger Fahrzeug nach Westindien ein und gelangte glücklich nach Hayti, wo König Heinrich I. den Jugendfreund mit herzlichster Freude willkommen hieß. Der ehemalige Hamburger Kellner wurde in den Adelstand erhoben als Graf v. Limonade — man könnte fast glauben, daß dieser sonderbare Name eine witzige Anspielung auf seinen vormaligen Kellnerstand enthalten solle, allein dies ist nicht der Fall, er wurde so genannt nach einer „Grafschaft" am haytischen Flüßchen Limonade, welche Heinrich I. ihm großmüthigst mit dem Titel verlieh — und einige Monate später, nachdem sich gezeigt, daß er während seines Aufenthaltes in Hamburg gute Kenntnisse von europäischen Staatsangelegenheiten sich erworben durch Zeitungslektüre und Gespräche mit Bierbankpolitikern, wurde er zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt.

In seinem Glücke vergaß er aber die Verpflichtung, welche er zu erfüllen hatte, keineswegs. Er schickte seinem Wohlthäter, dem Hamburger Seifensieder, ein huldvolles Dank- und Anerkennungsschreiben Seiner schwarzen Majestät und — was noch viel angenehmer — anstatt der vereinbarten paar Säcke eine ganze Schiffsladung Kaffee, wodurch der ehrliche Hanseat plötzlich zu großem Wohlstand gelangte.

Der Graf v. Limonade war übrigens ein tüchtiger Minister, wirkte viel Gutes und blieb im Amte bis zum Tode seines königlichen Freundes, der sich am 8. Oktober 1820 eine Kugel durch den Kopf jagte, weil eine Militärverschwörung ausgebrochen war, die er nicht niederzuwerfen vermochte. F. L.

Die deutsche Brieftaubenpost in Afrika. — Als im Januar 1889 der deutsche Reichstag die Mittel für die Wiß-

mann'sche Expedition nach Ostafrika bewilligt hatte, machte der Vorstand des Straßburger Brieftauben-Vereins, Dr. Röder, dem Reichskommissär Wißmann Brieftauben zum Geschenk und schlug ihm vor, sich derselben in Afrika zur allmähligen Einrichtung eines Nothpostdienstes zu bedienen. Wißmann nahm das Geschenk an und warb ein geeignetes Mitglied des Straßburger Vereins, um zuerst an verschiedenen Orten Afrika's Junge zu ziehen. Dies ist denn auch bereits mit Erfolg geschehen, und vermuthlich ist bereits eine echte Brieftaubenpost von Bagamoyo und Dar es-Salam nach Sansibar und zwischen den beiden erstgenannten Orten im Gange. Obgleich nun Brieftauben unter Umständen im Stande sind, 1000 und mehr Kilometer weit ihre Heimath wiederzufinden, so hat der Urheber des ganzen Planes doch den Vorschlag gemacht, die einzelnen Brieftauben-Stationen der Sicherheit wegen, wenn möglich, nicht weiter als 50 Kilometer von einander einzurichten. Dr. Röder glaubt, daß sich zur Einrichtung von Taubenstationen in unkultivirten Ländern in erster Linie die Missionsstationen eignen, da auf diese Weise auch die Missionare die angenehme Möglichkeit haben, brieflich untereinander zu verkehren, anstatt durch einen Boten oft erst nach einem Marsch von einer bis zwei Wochen wichtige Nachrichten einander übersenden zu können. Jede Station muß hierzu von den beiden Seitenstationen immer ungefähr je 10 Tauben eingestellt haben, damit eine ankommende Depesche sogleich weitergegeben werden kann. Als Zeit für das Versenden der Depeschen sind Montag von 6 bis 12 und die übrigen Wochentage von 6 bis 9 Uhr angenommen. An Sonn- und Festtagen findet keine Versendung statt. Die ankommende Taube fängt sich in einem sehr einfachen, aber praktischen Holzkasten am Eingange in den Taubenschlag, durch welchen sie wohl hinein, aber nicht mehr hinaus gelangen kann. Wünscht man eine ankommende Taube zu fangen, so braucht man nur ein Holzstäbchen innerhalb der oberen Enden der Stäbe durchzustecken

und das Thürchen zu schließen, so kann die Taube wohl in den Kasten, aber nicht heraus. Die Depesche, welche in einer Gummihülse mit einfachem Faden an eine der mittleren Schwanzfedern der Taube befestigt ist, wird losgelöst, gelesen und, wenn sie weiter bestimmt ist, sogleich an einer der im Schlage befindlichen Tauben der nächsten Station befestigt, und dieselbe freigelassen, die Depesche also wie eine telegraphische weitergegeben, indem die Taube sofort in ihren Heimathsschlag zurückfliegt. Da die Taube eine Entfernung von 50 Kilometer in 40 bis 50 Minuten durchfliegt, so kann, wenn man zum Fangen der Taube in dem Fangapparat, Lesen der Depesche und Befestigen an eine Taube der nächsten Station 10 Minuten annimmt, eine Nachricht an einem Tag, Morgens von 6 bis 12 Uhr, sechsmal 50, also 300 Kilometer zurücklegen.

Man wird begreifen, von welcher Wichtigkeit die Taubenpost in jenen einsamen Gegenden werden muß, wo der Verkehr nur mit großer Gefahr durch Boten erfolgt. Es ist zu hoffen, daß der gemachte glückliche Anfang mehr und mehr in Afrika zu einer Ausdehnung führen wird.

Die „Universities-Mission" hat sich gleichfalls wegen Einführung der Brieftaubenpost in ihren afrikanischen Missionsstationen mit dem Straßburger Brieftauben-Verein in Verbindung gesetzt. Auch am Kongo, wo die Versuche mit Brieftauben früher jedesmal mißglückten und deshalb aufgegeben waren, hat man dieselben, durch die deutschen Versuche in Ostafrika angeregt, nochmals aufgenommen. Da man in Brüssel dankbar die Mittheilungen und Apparate entgegengenommen hat, welche in Ostafrika eingeführt sind, so hat der Brieftauben-Postdienst seinen Weg quer durch Afrika zugleich von Ost und West begonnen.

Auch soll sowohl Togo, wie Deutsch-Westafrika und Kaiser Wilhelmsland (Neu-Guinea) mit Taubenpost versehen werden. Auch der Gouverneur von Kamerun und die deutschen Missionäre

an der Goldküste beabsichtigen den Brieftauben-Verkehr einzurichten. Sonach dürfte durch die Taubenposten bald ein geregelter Verkehr in den deutschen Kolonien eingerichtet sein. E. K.

Drei Aemter unter einem Hut. — Die beiden Dörfer Reichelsheim und Dornassenheim in der Wetterau bildeten einst eine Enklave zum ehemaligen Herzogthum Nassau. Da man nun den Bewohnern derselben nicht zumuthen konnte, in Gerichts- und Verwaltungssachen jedesmal eine Reise von mehreren Meilen in's Hauptland zu machen, so hatte man ihnen einen eigenen Amtmann, einen Landoberschultheißen oder Verwaltungsbeamten für die freie Gerichtsbarkeit, und einen Rezepturbeamten oder Rendanten gegeben. Trotzdem diese drei Aemter nur einen gemeinschaftlichen Schreiber hatten, gab es für dieselben der Arbeiten so wenig, daß die Befürchtung nahe lag, die drei Herren möchten sich zu Tode langweilen; die dermaligen Staatslenker kamen daher auf den klugen Ausweg, diese drei Aemter einer Person zu übertragen. So wurde denn alsbald ein Herr bestellt, der im Amthause zu Reichelsheim als Amtmann das Recht sprach, als Landoberschultheiß die freie Gerichtsbarkeit ausübte und als Rendant die Kassengeschäfte besorgte. Dem entsprechend las man auf drei Thüren des Erdgeschosses: „Herzogliches Amt", „Herzogliche Landoberschultheißerei" und „Herzogliche Rezeptur". Ein Bureaudiener war natürlich vorhanden. Dieser entnahm gewissenhaft die erledigten Schriftstücke aus den Händen des Amtmanns, versiegelte sie und brachte sie zur nebenanliegenden Landoberschultheißerei oder zur Rezeptur, und waren sie dorten erledigt, so versiegelte er sie wieder und brachte sie in's Bureau des Amtmanns zurück. Das Alles ging wie am Schnürchen, denn hatte der dreifältige Beamte eine Stunde als Amtmann gearbeitet, dann ging er in's nebenanliegende Bureau, verwandelte sich da in den Herrn Landoberschultheißen, erledigte die vom Herrn Amtmann eingegangenen Sachen, schritt dann in's Bureau der

Rezeptur, verwandelte sich daselbst in den Rendanten, erledigte die von den beiden vorhergehenden Instanzen eingegangenen Schriftstücke, besorgte die Kassengeschäfte und expedirte, was nothwendig war, aufwärts an den Landoberschultheißen und den Amtmann. War hier Alles gethan, so wanderte er wieder zurück in's Nebenzimmer, bearbeitete hier wieder als Landoberschultheiß die vom Rendanten soeben eingegangenen Akten und Schriftstücke, eilte dann weiter in die Amtsstube des Amtmanns und erledigte hier als Amtmann die von den beiden untergebenen Instanzen unterdessen vorgelegten Dienstsachen. Der Herr Amtmann in Reichelsheim war also in der glücklichen Lage, daß er an sich selbst schreiben, berichten und reskribiren konnte; Verweise resp. Nasen ertheilte er weder dem Herrn Landoberschultheißen noch dem Rendanten, diese Bitternisse ernteten nur der Schreiber und der Bureaudiener. Wie im Inhalt der Schriftstücke, so wurde auch bei den Adressirungen und Unterzeichnungen derselben der größte Respekt gewahrt. Man las: „Das herzogliche Amt zu Reichelsheim an die herzogliche Landoberschultheißerei daselbst" — „Das herzogliche Amt zu Reichelsheim an die herzogliche Rezeptur daselbst" — „An herzogliches Amt zu Reichelsheim gehorsamster Bericht der herzoglichen Landoberschultheißerei daselbst" 2c. Daß viele Geschäfte des dreifältig Bediensteten der Komik nicht entbehrten, liegt auf der Hand. Starb zum Beispiel ein Bürger und hinterließ minderjährige Kinder, so machte der Bürgermeister davon Anzeige an das Amt. Der Amtmann schrieb dann an den Landoberschultheiß: „Ich beauftrage Sie mit der Vornahme der Inventarisation und Theilung und sehe der Vorlage der Theilungsakten innerhalb vier Wochen entgegen." Damit hatte er sich selbst einen Auftrag ertheilt. Hatte er diesen Auftrag vollzogen, so sandte er — als Landoberschultheiß — die Akten dem Herrn Amtmann mit dem Begleitschreiben: „Die entstandenen Akten lege ich gehorsamst vor." Er hatte sich also

selbst Akten mitgetheilt. — So waren Adressant und Adressat eine physische, aber zwei oder drei moralische Personen, und es dürfte schwerlich noch anderswo geschehen sein, daß der Briefsteller sich auch die Antwort schrieb.

So ging es manches Jahr ungestört fort, und die dreifachen Behörden unter einem Hute vertrugen sich prächtig. Da kam eine Verwickelung, und diese führten einige prozeßsüchtige Bauern herbei.

Der Herr Landoberschultheiß zu Reichelsheim hatte ein Testament aufgenommen, in welchem ein kinderloser Bürger die Erbfolge seiner Habe regelte. Der Landoberschultheiß gab dieses Testament, wie Rechtens, zu den amtlichen Depositen; er hinterlegte es bei sich selbst. Der Testator starb, und das Testament wurde bei dem Amt in Gegenwart der Intestaterben geöffnet und verkündigt. Die Bestimmungen des Testaments behagten jedoch den Erben nicht, und sie geriethen in einen Prozeß, und das Testament als Beweismittel in die Akten. Der Herr Amtmann hatte nun das Recht zu sprechen; er that es, aber sein Urtheil behagte einigen Erben nicht, sie appellirten, und so gingen die Akten mit dem Testament an das Appellationsgericht nach Dillenburg. Das neue Urtheil ward gesprochen und mit den Akten dem Amte in Reichelsheim zugestellt. Zugleich trug das Appellgericht dem Amtmann auf, dem Landoberschultheiß in Reichelsheim einen strengen Verweis zu ertheilen wegen eines Formfehlers im Testament und ihn anzuhalten, sich künftig streng nach den Vorschriften zu richten. Der Herr Amtmann vollzog mit größter Ruhe diesen Auftrag, doch als er sich im Nebenbureau in den Landoberschultheiß verwandelt und von dem Verweis, der wohlversiegelt auf seinem Tische lag, Kenntniß genommen hatte, da wurde er fuchswild. Er setzte sich sofort hin und berichtete lang und breit, weshalb er das Testament so und nicht anders abgefaßt habe, und bat zum Schlusse den Herrn Amtmann, diesen Bericht an

das Apellgericht gelangen zu lassen. Nun begab sich der Landoberschultheiß in das Amtszimmer zurück, um als Amtmann zu schalten. Der Bureaudiener brachte ihm das versiegelte Schreiben, das von der Landoberschultheißerei eingegangen war; er erbrach dasselbe, las die Remonstration des Landoberschultheißen gegen den Verweis, machte dann den vorschriftsmäßigen Begleitbericht dazu und ließ diese Akten an das Appellgericht nach Dillenburg expediren. Das Appellgericht blieb aber bei seiner Entscheidung, es nahm den Verweis nicht zurück, belegte vielmehr den Herrn Landoberschultheißen wegen einiger unhöflicher Ausdrücke in seiner Remonstration mit einer Disziplinarstrafe von fünf Gulden. Der Herr Amtmann zu Reichelsheim trug diese Strafe in's Strafmanual ein und benachrichtigte mittelst eines Reskriptes den Landoberschultheiß pflichtschuldigst, auch beauftragte er sein in dritter Beamtung steckendes Selbst, den Rendanten, mit der Einziehung des Strafgeldes. Nun wäre diese Angelegenheit erledigt gewesen, wenn der dreifache Gewalthaber von Reichelsheim die fünf Gulden verschmerzt hätte. Das that der bestrafte Landoberschultheiß aber nicht, er beschritt vielmehr den Gnadenweg und bat seinen Souverän um gnädigen Erlaß der Geldstrafe. Der Herzog hatte aber sein schönstes Recht theilweise dem Ministerium übertragen, so nämlich, daß dasselbe auf Gnadengesuche, wenn die Strafe nicht mehr als 30 Gulden oder 28 Tage Gefängniß betrug, entschied. Aus diesem Grunde kam das Gnadengesuch unseres Landoberschultheißen an das Ministerium zu Wiesbaden, und dieses gab dasselbe an den Amtmann zu Reichelsheim zur Berichterstattung zurück. Der Herr Amtmann war nun in der angenehmen Lage, über sich selbst berichten zu können, und da er fühlte, daß auf seinen Bericht viel ankomme, so setzte er dem Ministerium klar auseinander, daß der Landoberschultheiß streng gesetzlich gehandelt und in seiner Remonstration an das Appellgericht den höflichen Ton durchaus nicht verletzt habe.

Die Entscheidung ließ lange auf sich warten. Der Herr Rendant mahnte verschiedentlich zur Zahlung der Strafe, doch der Amtmann wies auf das Gnadengesuch hin und wetterte, daß die Entscheidung so lange verziehe, unterdessen der Landoberschultheiß still lächelte, denn solange die Entscheidung nicht gefallen, behielt er seine fünf Gulden in der Tasche. Die Sache nahm aber eine ungeahnte Wendung. Das Appellgericht zu Dillenburg, welches die Strafe angesetzt hatte, setzte sich dieserhalb mit der Landesregierung in Wiesbaden, als der nächsten vorgesetzten Behörde des Amtes Reichelsheim, in Verbindung, als ihm das Straferlaßgesuch mit dem schönen Bericht des Amtmanns zur Aeußerung vorgelegt wurde; denn die unterhaltende Korrespondenz eines Beamten mit sich selbst erschien ihm doch gar zu possierlich. Nun forderte die Regierung die Akten ein, ließ die Sache untersuchen, und ob der Amtmann auch betheuern mochte, daß Alles in Ordnung und nach Brauch und Gesetz hergegangen sei, so legte diese harte Regierung doch dem Manne, der unter der Last dreier Aemter seufzte, und der, um die Geschäfte nicht zu verwischen, sich selbst theilen mußte — weil ein solches Manöver das Ansehen eines Beamten unmöglich erhöhen könne — eine empfindliche Geldstrafe auf. Nun zahlte der dreieinige Gewalthaber zu Reichelsheim, doch soll er von da ab nur noch in solchen Sachen an sich selbst geschrieben haben, in denen er nicht auch Partei war. C. T.

Die Preise unserer seltenen Metalle. — Man glaubt gewöhnlich, daß feines Gold, von dem 1 Kilogramm 3000 Mark kostet, den höchsten Preis unter den selteneren und edeln Metallen habe. Dies ist aber nicht der Fall. Es gibt selten vorkommende Metalle, die viel theurer sind. Das Iridium, das in den Platinminen aufgefunden wird, hat den niedrigsten Preis von allen diesen seltenen Metallen; dennoch kostet es mehr als Gold, da ein Kilo davon mit 3500 Mark bezahlt wird. Es ist weiß wie Stahl und erhielt seinen Namen, weil es in seinen Chlorverbin-

dungen irisirt, d. h. die Farben des Regenbogens zeigt. Das im Jahre 1803 von Wollaston entdeckte Palladium, das bald in Begleitung von Platin, bald auch in den Goldwäschereien Brasiliens in Form kleiner Körnchen sich findet, besitzt einen Werth von 4000 Mark das Kilo. Das Osmium, ein anderes Metall, das man in Gesellschaft des Platin findet und das ebenfalls 1803 entdeckt wurde, hat eine bläulich-weiße Farbe und einen Preis von 5000 Mark. Das Ruthenium, das 1843 von Claus entdeckt wurde und mit dem Iridium eine große Aehnlichkeit besitzt, aber ungemein hart und zerbrechlich ist, gilt heute 12,000 Mark. Das Vanadin, das 1830 von Sefström in einigen schwedischen Eisenerzen aufgefunden wurde, ist ein silberweißes Metall mit starkem Glanze, und hat einen Preis von 15,000 Mark, während 1 Kilo von dem grauen Rhodium, sowie von dem im Jahr 1844 von Rose entdeckten Niobium oder Kolumbium mit 16,000 Mark bezahlt wird. Das Yttrium, das nach seinem Fundorte Ytterby in Skandinavien genannt wurde, ist ein äußerst seltenes Metall und erreicht aus diesem Grunde einen Preis von mehr denn 18,000 Mark das Kilo. Von dem silberweißen, sehr zähen Lithium, das von Davy und Bunsen nachgewiesen wurde und der leichteste von allen festen Körpern ist, wird das Kilo mit 20,000 Mark bezahlt, während das weiße, luftbeständige Berylltium oder Glycium, das sich leicht schmieden und walzen läßt und schon bei niedrigerer Temperatur als das Silber schmilzt, einen augenblicklichen Werth von 27,000 Mark hat. Das im Jahre 1808 von Davy dargestellte Strontium, das seinen Namen einem kleinen schottischen Dorfe verdankt, in dessen Nähe dieses Metall zuerst gefunden wurde, hat eine blaßgelbe, dem Glockenmetall ähnliche Farbe, verbrennt in Sauerstoff mit intensiv weißem Lichte und kostet 28,000 Mark das Kilo. Das silberweiße, ebenfalls von Davy im Jahre 1808 aus der Baryterde geschiedene Barium, das an der Luft sofort gelb und roth anläuft und zum Sauerstoff eine große Verwandt-

schaft besitzt, hat gegenwärtig einen Preis von 30,000 Mark; von dem Didym dagegen, das im Jahre 1840 von Mosander im Cerit aufgefunden wurde, ist der Preis eines Kilogramms auf 36,000 Mark festgesetzt worden. L. H.

Die Schwedenfahne der Bäcker-Innung in Leipzig. — Diese Ehrenfahne wurde der Bäcker-Innung zu Leipzig in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges von dem Schwedenkönige Gustav Adolph geschenkt. Lange Zeit war man über den Entstehungsgrund dieser Fahne im Unklaren, und so bildete sich die Sage, diese Schwedenfahne habe der tapfere König genannter Innung für ihr muthiges Streiten, unter Elias Heß bei Breitenfeld, geschenkt. Emil Vogel hat diese Fahnenfrage an der Hand glaubwürdiger Dokumente kritisch untersucht und das Ergebniß im Jahre 1842 in einem Schriftchen veröffentlicht. Darnach ist der wahre Hergang dieser merkwürdigen Fahnenstiftung folgender:

Nach dem Siege bei Breitenfeld wendete sich Gustav Adolph nach Süddeutschland gegen den Rhein hin und überließ der sächsischen Armee den Einbruch in Böhmen. Auf diesem Marsche fühlte in den letzten Monaten des Jahres 1631 das damals im Würzburgischen mitten unter feindlich gesinnten Landesbewohnern stehende schwedische Heer sich durch Mangel an Lebensmitteln sehr bedrückt. In dieser Verlegenheit nun wendete sich Gustav Adolph mit dem Gesuch nach Sachsen, daß man sein Heer von da aus mit den nöthigen Lebensmitteln versehen möge. Die sächsische Regierung, welche damals noch fest an dem Bündniß mit Schweden hielt, ertheilte hierzu die nöthigen Befehle, und insbesondere wurden hierbei nun auch die Bäckermeister von Leipzig aufgefordert, eine bedeutende Brodlieferung für die schwedische Armee zu übernehmen. Ein solcher Auftrag war nicht leicht zu erfüllen, denn Sachsen hatte damals schon viel von dem Durchzuge zahlreicher Truppen gelitten, und die ersten Lebensbedürfnisse standen bereits in ziemlich hohen Preisen. Gleichwohl machte es die Leipziger Bäcker-Innung dennoch

möglich, schon im Dezember 1631 dreiundsechzigtausend Stück Brode an die schwedische Armee abgehen zu lassen. Die Original-Quittung über den Empfang dieser Lieferung befand sich 1842 in den Händen des Bäcker-Obermeisters Herrn Seyfert in Leipzig. Diese Hilfe kam Gustav Adolph höchst erwünscht, und eben deshalb fand er sich bewogen, zu Anfang des Jahres 1632 der Leipziger Bäcker-Innung in gerechter Anerkennung ihres Verdienstes um sein Heer eine Ehrenfahne zu übersenden. Für diese erwiesene Ehre suchte die Leipziger Bäcker-Innung durch eine zweite große Brodlieferung an Gustav's Heer ihren Dank zu bethätigen.

Beim Pfingstschießen 1632 zog die Bäcker-Innung zu Leipzig zum ersten Mal mit der Schwedenfahne festlich auf, und noch in neuester Zeit bei hohen Gelegenheiten rauschte das schwere Ehrenbanner lustig durch die Luft, so bei der feierlichen Einweihung des Gustav-Adolph-Denkmals bei Lützen am 6. November 1837, bei der Einweihung des Coswiger Denkmals am Göritzer Schwedenstein am 2. September 1840 u. s. w. Aber nach mehr als zweihundertjähriger Existenz hatte der Zahn der Zeit an diesem Kleinod zu sehr genagt, als daß sie noch lange hätte gebraucht werden können. Da fand sich der König Karl XIV. Johann von Schweden im Jahre 1842 veranlaßt, den Leipziger Bäckern eine neue, der ursprünglichen Gustav-Adolph's-Fahne möglichst nachgebildete zu senden, die, aus blauem und gelbem Seidenzeug bestehend, in der Mitte das von zwei Löwen gehaltene schwedische Reichswappen, unter diesem aber eine Bretzel und die Jahreszahl 1631 mit der Umschrift trägt: „Die von Gustav II. Adolph den Bäckern zu Leipzig gegebene Fahne wurde erneuert von Karl XIV. Johann." C. T.

Ein seltsamer Hochzeitszug. — Was den spanischen Hof im Jahre 1802 am meisten beschäftigte, war eine geplante Vermählung zwischen dem Infanten von Spanien und der neapolitanischen achtzehnjährigen Prinzessin Maria Antoinetta Theresia,

Nach eingeholter Dispensation, welche die Blutsverwandtschaft nöthig machte, war der Vermählungskontrakt von den hierzu Bevollmächtigten am 6. Juli zu Madrid unterzeichnet worden, die eigentliche Zusammengebung des Brautpaares geschah aber erst im September zu Barcelona, wohin der spanische Hof mit einer Pracht und Herrlichkeit die Reise machte, wie es an keinem europäischen Hofe bisher Mode war.

Es lohnt sich wirklich der Mühe, den ganzen Train für die Nachwelt aufzuzeichnen. Es bestand nämlich das benannte Gefolge: Erstens: aus der Kapelle, den Patriarchen, Beichtvätern, Kapellanen, Sakristanen, Vikarien und Sekretarien. — Zweitens: aus 4 Obermarschällen, 5 Hofmarschällen, 9 Sekretären und Rechnungsdienern, 6 Oberküchendirektoren, 23 Kellerei- und 13 Brodbäckerei-Officianten, 1 Schneebesorger, 30 Silberkämmerern, 16 Wachslichter- und 5 Laternenamts-Officianten, 460 Mundköchen, worunter 18 Federrupfer waren, 21 Auffatz- und Dessertamts-Officianten; ferner aus dem Betten- und Meubliramt, worunter 6 Stubenfeger, 2 Besorgern der heimlichen Gemächer, 37 Bedienten de providentia, dann 95 Zimmer-, Tischler-, Glaser- und Schlossermeister nebst Gesellen. — Drittens: das Zimmerverzierungsamt, bestehend aus 52 Individuen; das königliche Feldgezelt aus 25, königliche Leibjäger 13, Damenportiers 2, Quartiermacher 4, Hofärzte und Chirurgen 5, Traindirektoren 4, Baumeister 5, Hofpostamtspersonal 10, Hofzahlamt 4. — Viertens: die Oberkämmerei, bestehend aus Oberkammerherrn, Kammerherrn und Adjutanten, aus 7 Personen; Sekretären 3, königliche Garderobe, einschließlich der Schuster und Schneider 9; Leibärzte, Apotheker und Leibaderlasser 14 Personen; Leibfriseur, Barbier und Billardaufwärter 4; Hofmusici, worunter ein Klavierstimmer, 8; Dienerschaft der Königin, einschließlich des Leibjuweliers, 7; Oberhofmeisterin und Hofdamen 11; Kammerzofen 6, Sekretäre 4; Dienerschaft der Prinzessin von Asturien 7; Dienerschaft des

Prinzen von Asturien 15; Dienerschaft des einjährigen Infanten Don Carlos 10; Dienerschaft des einjährigen Infanten Don Franzesko 10 Personen; Dienerschaft des Infanten Antonio, Bruder des Königs, 86. — Fünftens: königlicher Marstall, bestehend aus 4 Oberstallmeistern, 4 Stallmeistern, 7 Stalljunkern, 7 Sekretären, 277 Sattlern und Schmieden bei dem königlichen Paradezugdepartement; 488 Knechten bei den königlichen Maulthieren einschließlich der 7 Leibkutscher und 85 Kutscher für das Gefolge; 77 bei dem Kutschenpferddepartement und 32 bei dem Reitpferdedepartement. — Sechstens: königliche Jägerei, worunter 15 Aufspürer, 23 Netzhalter, 34 Treiber. — Siebentens: königliche Leibgarde 385 Mann und 64 Hellebardire.

Dies war die unmittelbare Begleitung des Hofes. Rechnet man nun den Bediententrain der Excellenzen und Granden, die Staatsminister mit ihren Büreaux noch dazu, so kommt die Summe von fast 11,000 Menschen heraus, mehr als mancher deutsche Regent in der damaligen Zeit Unterthanen hatte. v. D.-H.

Pfeife und Prügel. — Der alte Dessauer ging einst an einem blutjungen, wachestehenden Soldaten vorüber, dem das Mundstück einer Tabakspfeife aus der Tasche ragte.

„Warum raucht Er nicht?" fragte der Dessauer.

„Ich rauche wohl," war die Antwort, „aber unser Herr Hauptmann hat's verboten."

„Stopfe Er sich nur immer eine Pfeife," fuhr der Dessauer fort, „ich erlaube es Ihm."

„Ja, aber der Herr Hauptmann will's nicht haben!" erwiederte der Soldat.

„Weiß Er denn nicht, wer ich bin?" fragte der Dessauer.

„Ei freilich," meinte der junge Krieger, „Sie sind der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau!"

„Nun wohl, so rauche Er auf meine Verantwortung!"

Und der Fürst bestand darauf, daß der noch immer Zögernde

sich die Pfeife anzünde. Darauf setzte er seinen Weg bis zur Wache fort, ließ den wachthabenden Offizier herausrufen und theilte, da er gerne sehen wollte, wie sich der Rekrut aus der Patsche helfen werde, Jenem mit, daß er eine Schildwache mit brennender Pfeife im Munde gesehen habe. Der Rekrut wurde sofort abgelöst, vorgeführt, und der Offizier fuhr ihn in barschem Tone an: „Wie hat Er sich unterstehen können, auf dem Posten zu rauchen? Ihn soll ja —"

Da näherte sich der Soldat dem Fürsten, klopfte ihm treuherzig auf die Schulter und sagte: „Na, sehen Sie wohl? Nun kriegen wir alle Beide den Buckel voll Prügel!" M. H.

Die „Geschmäcker" sind verschieden. — Diese Redensart enthält, sogar physiologisch genommen, unanfechtbare Wahrheit. Ein Blick auf das Thierreich gibt uns Einsicht in die schlagenden Verschiedenheiten, welche sogar nahe verwandte Organismen in der Fähigkeit darbieten, ein und dieselbe Nahrung zu assimiliren. Unter den verschiedenen Rhinocerosarten gibt es zwei sonst nahe verwandte, das schwarze und das weiße. Das schwarze nährt sich von der verlockend aussehenden, aber in ihren Wirkungen sonst tödtlichen Pflanze Euphorbia candelabrum und verwandelt sie in Körpersubstanz; wenn aber die weiße Art zufällig davon frißt, wird sie unvermeidlich vergiftet.

Die Pflanzenfresser zerfallen in zwei Abtheilungen. Die erste lebt von einer Menge verschiedener Pflanzen, die zweite von einer Gattung allein. Aber selbst unter den ersteren gibt es einige, die keine Pflanze anrühren, welche andere mit Gier fressen. So läßt das Pferd fast alle Cruciferen stehen, der Ochse alle Labiaten, Ziegen und Schafe fast alle Solaneen. Gifte, die jeden Menschen tödten würden, sind vielen Thieren Nahrung. So frißt das Kaninchen Belladonna, die Ziege Schierling, das Pferd Aconit.

Es gibt aber auch Menschen, selbst in Europa, auf welche das Sprichwort physiologisch zutrifft. Der berühmte, zuerst im

„Journal de médecine" 1796 mitgetheilte Fall des Abbé de Villedieu ist ein seltenes, aber nicht vereinzelt dastehendes Beispiel von der giftgleichen Wirkung animaler Nahrung. Von seiner frühesten Kindheit an war sein Widerwille gegen Fleischspeisen so entschieden, daß weder Bitten noch Drohungen seiner Eltern und Lehrer ihn dahin bringen konnten, ihn zu überwinden. Nachdem er sein dreißigstes Jahr erreicht hatte, wurde er endlich überredet, Fleischbrühsuppen zu essen, was nach und nach auch dahin führte, daß er sowohl Hammel- als Rindfleisch zu essen sich entschloß. Der Wechsel der Nahrung wurde jedoch tödtlich, Blutüberfüllung und Schlafsucht traten ein, und er starb an Gehirnentzündung.

Der Physiologe Lucas berichtet, daß im Jahre 1844 ein französischer Soldat den Dienst verlassen mußte, weil er nicht im Stande war, den heftigen Widerwillen gegen Fleischkost zu überwinden. Ein Dr. Prout, dessen Zeugniß beglaubigt wurde, kannte eine Person, auf welche Hammelfleisch wie Gift wirkte. „Dieser Mann konnte Hammelfleisch in keiner Form genießen. Man hielt zunächst diese Eigenthümlichkeit für Eigensinn. Man gab ihm deshalb wiederholt Hammelfleisch in verdeckter Gestalt und ohne daß er es wußte, immer aber mit demselben gleichförmigen Erfolg. Er erbrach sich heftig und bekam ebenso heftigen Durchfall. Nach der Heftigkeit der Wirkung zu urtheilen, die in der That die eines stark wirkenden Giftes war, kann man kaum zweifeln, daß, hätte man auf dem Genuß des Hammelfleisches bestanden, es bald das Leben dieses Individuums zerstört haben würde."

Es ist bekannt, daß manche Personen Molken oder Buttermilch oder sogar Kaffee nicht trinken können, ohne sich erbrechen zu müssen. Andere kommen in einen allgemein entzündlichen Zustand, sobald sie Kirschen oder Stachelbeeren essen. Hahn erzählte von sich selbst, daß sieben bis acht Erdbeeren ihn zu

Konvulsionen bringen würden, während ein anderer Forscher, Tissot, berichtet, daß er nie Zucker essen konnte, ohne sich zu erbrechen. Gar manche Personen sind nicht im Stande, Eier zu essen; Kuchen und Puddings, zu deren Bereitung Eier gebraucht wurden, rufen ernstliche Störungen im Befinden solcher Leute hervor; wenn man sie zum Genusse solcher Speisen durch die falsche Versicherung bewogen hat, es seien keine Eier darin, so werden sie bald durch die nicht mißzudeutenden Wirkungen enttäuscht.

Auf diese Thatsachen der Verschiedenheit in dem assimilirenden Vermögen verschiedener Menschen, die uns Allen in vielleicht weniger auffallender Form längst bekannt ist, lenkt der berühmte englische Physiolog George Henry Lewes besonders die Aufmerksamkeit der Eltern und Erzieher, welche daraus lernen sollten, jene kleinliche Tyrannei zu vermeiden, mit der sie bei Kindern darauf bestehen, daß sie Speisen essen, gegen welche die Kinder einen entschiedenen Widerwillen oder ein anhaltendes Widerstreben zeigen; denn nur zu häufig handelt es sich keineswegs um einen bloßen „Eigensinn", sondern um eine instinktive Ablehnung des kindlichen Organismus von Nahrungsmitteln, die ihm nicht zuträglich sein würde. A. St.

Eines der merkwürdigsten Völker, welche heute in Europa existiren, dürften wohl die sogenannten „Cagots" sein. Dieselben wohnen zu beiden Seiten der Pyrenäen, hauptsächlich aber in den baskischen Provinzen Navarra und Pamplona. Sie sind von kurzem und gedrungenem Körperbau, ihr Gesicht ist wie zusammengedrückt, die Stirn niedrig und fast flach. Ihr Verkehr mit der Außenwelt beschränkt sich auf ein Minimum; man meidet die Leute, nicht weil man sie verachtet, oder ihrer geistigen Beschränktheit wegen, sondern weil seit Alters her der Aberglaube herrscht, die Cagots seien Aussätzige. Obwohl durch verschiedene medicinische Autoritäten, die sich für dieses Volk interessirten, festgestellt wurde, daß die Leute keine Spur von Aus-

saß haben, lassen die Bewohner der umliegenden Ortschaften nicht von dem alten Aberglauben ab. Die armen Cagots sind also gezwungen, eigene Gemeinden zu gründen, nur damit man nicht mit ihnen in Berührung zu kommen braucht; ja es ist ihnen nicht einmal gestattet, Ehen mit Anderen zu schließen, sie müssen untereinander heirathen, und aus diesem Grunde erklärt sich auch der Umstand, daß der Stamm sich bis auf den heutigen Tag rein erhalten hat. Da sie weder französisch, noch spanisch, noch ein Gemisch beider Sprachen, sondern ein ganz eigenes merkwürdiges Idiom reden, welches Verwandtschaft mit dem Arabischen haben soll, so vermuthet man, daß sie der Rest der damals unter Abderrhaman in Frankreich eingedrungenen Mauren seien, die sich, nachdem sie von Karl Martell 732 geschlagen, in den Thälern der Pyrenäen niedergelassen haben.

Trotz ihrer wiederholten Beschwerden über die unverdiente und unwürdige Zurücksetzung ist keine Aenderung in ihrer Lage eingetreten, und daß noch heutigen Tages kein Cagot aus dem Brunnen einer anderen Gemeinde Wasser schöpfen darf, ist eine Thatsache, die sich nicht leugnen läßt. J. Wß.

Mädchenkonskription. — Napoleon I. war oftmals ein Ehestifter. Den ledigen Offizieren, denen er gewogen war, besorgte er gern reiche und schöne Mädchen zu Frauen aus den eroberten Ländern.

Unterm 25. Mai 1812 gab der Präfekt von Ostfriesland, Graf v. Arberg, den Unterpräfekten auf, unter dem Siegel der Verschwiegenheit eine Mädchentabelle einzusenden, worin die angesehensten, reichsten, noch unverheiratheten Töchter, vom 14. Jahre an, nach Alter, Geburt, Aussteuer, Erbtheil, Bildung, Rang und selbst ihren Verunstaltungen nach eingetragen wären, da der Kaiser über ihre Hand zu verfügen beabsichtige. Der Präfekt war wieder durch ein vertrauliches Schreiben des Ministers des Innern vom 29. Juli 1811 dazu autorisirt. Die Unterbeamten

in Ostfriesland eilten natürlich nicht sehr, die Tabelle anzufertigen, wenn sie gleich nicht erfuhren, weshalb es eigentlich geschehen sollte. Sie ließen sich erst mehreremal erinnern, und schützten dann die Unmöglichkeit vor, etwas Bestimmtes in solcher Art sagen zu können. Die Ereignisse in Rußland, die Begebenheiten des Jahres 1813 machten die ferneren Mahnungen aus der Präfektur und die vertraulichen Eröffnungen des Ministers in Paris unmöglich. C. T.

Schlimme Ehen. — Pater Abraham a Sancta Clara beschreibt in einer seiner berühmten Predigten eine unfriedliche Ehe also:

Will er sauer, so will sie süß;
will er Mehl, so will sie Gries;
schreit er hu, so schreit sie ha;
ist er dort, so ist sie da;
will er essen, so will sie fasten;
will er gehn, so will sie rasten;
will er recht, so will sie link;
sagt er Spatz, so sagt sie Fink;
ißt er Suppe, so ißt sie Brocken;
will er Strümpfe, will sie Socken;
sagt er ja, so sagt sie nein;
trinkt er Bier, so trinkt sie Wein;
will er dies, so will sie das;
singt er Alt, so singt sie Baß;
steht er auf, so sitzt sie nieder;
will er hü, so will sie hott.
Das ist ein Leben, erbarm' es Gott! C. T.

Auch eine Solotänzerin. — Der größte Bewunderer des Ballets war unstreitig König Friedrich Wilhelm III., und diese Schwäche gab zu mancher Anekdote Veranlassung. Eines Tages, als die damalige Kronprinzessin lange Zeit am Fenster auf einen Punkt ihre Aufmerksamkeit richtete, fragte sie der geist-

reiche Kronprinz (später König Friedrich Wilhelm IV.) nach dem Gegenstande derselben. „Ich beobachte," entgegnete sie, „dort auf dem Baume eine Elster, welche schon seit zehn Minuten auf einem Beine steht."

„Um des Himmels willen," rief der Kronprinz, „sage nichts dem Papa davon, sonst engagirt er sie auf der Stelle mit 6000 Thalern als erste Solotänzerin!" J. St.

Fischfang der Malayen. — Die Malayen machen sich den Fischfang sehr leicht; sie sammeln nämlich eine Menge Büschel von den Wurzeln der Tubapflanze, pressen den Saft aus und führen ihn in Gefäßen in ihren langen Kanoes mit sich auf's Meer. Wenn die Fluth zurückkehrt, gießen sie den Saft in's Wasser, welches in einem weiten Umkreise davon durchdrungen wird. Alle Fische aber, die sich darin aufhalten, kommen wie betrunken an die Oberfläche und lassen sich in Mengen fangen. Später erholen sich die Fische wieder und sind durchaus gesund, da ihnen der Saft sonst nicht geschadet hat. —dn—

Ungleiche Taxe. — Der in den zwanziger Jahren in London sehr bekannte und gesuchte Doktor Allan kam eines Tages an das Ufer der Themse und fragte einen Schiffer, wieviel er für eine Fahrt nach Greenwich hinüber verlange.

„Sechs Pence," lautete die Antwort.

„Was, sechs Pence!" rief der Arzt, „ihr Schiffer seid unverschämt!"

„Erlauben Sie mir zu bemerken," erwiederte der Fährmann, „daß wir Schiffer weit billiger darin denken, als die Herren Doktoren, denn die expediren Keinen unter acht bis zehn Guineen — freilich dafür auch auf Nimmerwiedersehen!" G. Sch.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.